Die Mysterien des Schlafes und Magnetismus

oder

Physik und Physiologie des natürlichen und des magnetischen Somnambulismus.

Eine auf naturwissenschaftliche Principien gestützte rationelle Erklärung der Phänomene des Schlafs und Traumes, der Ekstase und Sehergabe, der Hallucinationen und Visionen, der electrobiologischen Erscheinungen, der Bewegung unbelebter Körper rc. rc., durch Zurückführung auf ihre natürlichen Ursachen.

Nach Debay, Carpenter u. A., sowie nach eignen Beobachtungen

herausgegeben von

Dr. Isidor Bonaventura,

pract. Magnetiseur.

Weimar, 1856.

Druck und Verlag von B. F. Voigt.

Die nachfolgenden Bogen sind zu einer gedrängten Darstellung der Phänomene des Schlafes und des Traumes, sowie der dieser [illegible] der sogenannten animalen Magnetismus bestimmt. Der Herausgeber, welcher sich seit längeren Jahren theoretisch wie practisch mit diesem Gegenstande beschäftigt, [illegible] möglichster Kürze, eine möglichste Vielseitigkeit zu [illegible] Streben ihm eigne Erfahrung und eine nicht unbedeutende Bekanntschaft mit der auf die hier besprochenen Puncte Bezug habenden Literatur zu Hülfe kamen: — überall wurden nebst solchen eigenen Beobachtungen die wichtigsten [illegible]

Vorwort.

Die nachfolgenden Bogen sind zu einer gedrängten Darstellung der Phänomene des Schlafes und des Traumes, sowie der diesen Zuständen so nahe verwandten Erscheinungen des bisher sogenannten animalen Magnetismus bestimmt. Der Herausgeber, welcher sich seit längeren Jahren theoretisch wie practisch mit diesem Gegenstande beschäftigte, suchte, bei möglichster Kürze, eine möglichste Vielseitigkeit zu erreichen, bei welchem Streben ihm eigne Erfahrung und eine nicht unbedeutende Bekanntschaft mit der auf die hier besprochenen Puncte Bezug habenden Literatur zu Hülfe kamen: — überall wurden nebst reichen eignen Beobachtungen die wichtigsten Quellen des In- und Auslandes benutzt. —

Um die Lectüre des vorliegenden Büchleins anziehender zu machen, wurden dem leitenden Texte eine Menge interessanter Beobachtungen und merkwürdiger Fälle einverleibt, und in abwechselndem Gewande vorgetragen, — Thatsachen, deren Wirklichkeit überall nachgewiesen wurde. Möge das Werkchen seinen Zweck — in einer unterhaltenden Form dem Aberglauben zu steuern und wahre Aufklärung zu befördern — erreichen!

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Der Schlaf und seine verschiedenen Grade.

Der Schlaf ist die Suspension des animalischen oder höhern Nervenlebens (Außenlebens) und der von demselben abhängigen Sensationen. In Folge dieser Suspension verliert der Mensch das Bewußtsein seiner Existenz und seiner Beziehungen zur Außenwelt. Die Physiologie hat noch unbestimmt gelassen, ob diese zeitweilige Aufhebung der Empfindungen Ergebniß eines eigenthümlichen Zustandes des Gehirnes ist, in welchem es die durch die Nerven ihm zugeleiteteu Eindrücke aufzunehmen nicht vermag, oder ob sie davon herrührt, daß die Nerven aufhören, diese Eindrücke dem Gehirne zuzuführen.

Sobald die Wirkung des von der animalischen Sphäre ausströmenden Nervenfluidums auf unsere Organe langsamer wird, so verringert sich die Thätigkeit des Kreislaufes der Wärmeerzeugung, im Allgemeinen aller Functionen, und es tritt Geneigtheit zum Schlafe, Schläfrigkeit, ein.

Die Augenlieder sinken, die Muskeln erschlaffen, die Vorstellungen werden nach und nach unkiarer, der äußere Reiz ist nicht mehr kräftig genug, sie zu erneuern; das Nervencentrum, der Sitz, an welchem der Gedanken sich bildet, wird immer abgespannter; endlich gerathen alle Organe in jenen Zustand von Er-

schlaffung, von augenblicklicher Insensibilität, in welchem das Bewußtsein des Ich verloren geht: — dies ist der vollständige, absolute Schlaf.

Indessen entströmt nicht allen Organen eine gleiche Menge Nervenfluidum; das während des Wachens am stärksten excitirte Organ, welches die größte Menge jenes Fluidums verbraucht, ist unbestreitbar das Sehorgan; dieses muß also am Ersten ruhen: die übrigen Organe schlafen in geradem Verhältnisse zu dem Grade ihrer Thätigkeit während des Wachens ein. Nur selten schlafen die Cerebralorgane auf einmal und in gleicher Weise ein; vielmehr bleiben fast stets einige derselben wach oder schlummern nur leicht; dies ist die Ursache gewisser, undeutlicher, unbestimmter, kurzdauernder Träume, welche dem ersten Schlafe vorangehen. Bald ergreift die Abspannung den ganzen Organismus, der Schlaf wird tief und wird von Bewegungen des Vorstellungsvermögens nicht mehr durchkreuzt. Nach einer längern oder kürzern Zeit, wenn der niemals ruhende Ernährungsproceß dem Gehirn eine genügende Menge von Nervenfluidum von Neuem zugeführt hat, erlangen die erquickten, wieder mit dem gehörigen Reiz versehenen Organe einen Theil ihrer Thätigkeit zurück; dann beginnen die ersten Träume: dunkel, unzusammenhängend, rasch aufeinander folgend. Allmälig nimmt der Zufluß des Nervenfluidums zu; von Neuem treten Vorstellungen, treten Gedanken auf; sie bewegen sich, sie verbinden sich vielfacher, ihre Verknüpfungen werden geordneter; zuletzt regelt sich der Traum und nimmt eine bestimmte Form an. Der Schlaf hat in den Organen der Sinne und des Gedankens die durch das Wachen erschöpfte Excitabilität (Erregbarkeit) erneuert und ihnen ihre Energie wiedergegeben. Der Mensch weiß, was er ist, wo er ist; er erfaßt allmälig die gegenseitigen Beziehungen der Vorstellungen; die Gedanken ordnen sich, werden immer klarer und klarer; der Augenblick des Erwachens kommt heran. —

Doch ist der Verlauf des Schlafes nicht immer so regelmäßig; durch die meisten Krankheiten, namentlich durch nervöse Leiden, wird er mehr oder weniger modificirt, d. h., er wird auf längere oder kürzere Dauer verhindert oder verlängert. Den erstgedachten von diesen beiden Zuständen bezeichnet man mit

dem Worte Agrypnia, Schlaflosigkeit, unfreiwilliges Wachen; den zweiten nennt man Kataphora, Schlafsucht; nur von dem letztern kann hier die Rede sein. —

Kataphora.

Die Kataphora ist jener schwere, tiefe Schlaf, dessen Intensität etwas Ungewöhnliches, nicht selten sogar etwas Erschreckendes hat. Man kennt drei Grade der Kataphora; nämlich:

1) Coma;
2) Carus;
3) Lethargie.

Coma (Schlafsucht im engern Sinne) ist eine unwiderstehliche Schläfrigkeit, in welche der Patient immer von Neuem zurücksinkt, welche Mittel man auch anwenden mag, um ihn wach zu erhalten.

Carus ist ein noch tieferer Schlaf; heftiges Geräusch, Zerren und Schütteln der Glieder, selbst Eintauchen des Schläfers in kaltes Wasser vermögen nicht, ihn zu verscheuchen; gleichzeitig findet völlige Bewegungslosigkeit und Verlust des Gemeingefühls Statt.

Lethargie ist der höchste Grad der Kataphora; es zeigt sich ein Delirium, eine Trunkenheit des Nervensystems, eine allgemeine Betäubung, welche dem Uneingeweiheten eine völlige Suspension der Lebensthätigkeit zu sein scheint.

Im Jahrgange 1754 des Journal de Médecine, Chirurgie et Pharmacie wird unter andern Fällen die Geschichte eines Individuums mitgetheilt, welches damals in Paris unter dem Namen des „Schläfers der Charité" bekannt war. Der Schlaf dieses Menschen dauerte regelmäßig die Hälfte des Jahres hindurch; man konnte ihm in die Ohren schreien, ihn schütteln u. s. w.; er schlief immer fort: selbst die Immersion in kaltes Wasser vermochte nicht, ihn zu wecken.

Van Swieten erzählt einen hinsichtlich der Dauer des Schlafes ähnlichen Fall. Der Schläfer, von dem er redet, wollte nach dem Erwachen nicht glauben, daß die Nacht so lang gewesen sei; er hatte indessen Gelegenheit, sich davon zu

überzeugen, indem er sich erinnerte, daß er zur Zeit der Aussaat eingeschlafen sei; und bei seinem Erwachen hatte die Ernte schon begonnen.

Eine französische Bauernfrau schlief regelmäßig die ganze Woche hindurch, und erwachte erst Sonntags Morgens; dann kleidete sie sich um, nahm etwas Speise zu sich, ging in die Kirche, kehrte nach Hause zurück, legte sich nieder und schlief wiederum bis zum folgenden Sonntag früh. Ein von Natur sehr gefräßiger Mensch, welcher den Tag nur einmal aß, pflegte einzuschlafen, sobald er den letzten Bissen verschlungen und die letzte Flasche geleert hatte. Am folgenden Tage wachte er genau um dieselbe Stunde auf und fing dasselbe an, was er am Tage vorher gethan.

Bekannt ist die Geschichte einer vornehmen Engländerin, welche drei Jahre hinter einander schlief, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen, als etwas Fleischbrühe, welche ihr während des Schlafes mittelst eines Röhrchens durch die Nasenhöhlung eingeflößt wurde; denn ihre Kinnbacken waren während dieser ganzen Zeit wie im Starrkrampf geschlossen. Wenige Minuten nach ihrem Erwachen starb sie.

Die Jahrbücher der Arzneiwissenschaft enthalten so merkwürdige, so wunderbare Beispiele von Schlafsucht, daß man an ihrer Wahrheit zweifeln könnte, wenn sie nicht von durchaus glaubwürdigen Männern mitgetheilt wären. Manche Schläfer schliefen vierundzwanzig bis neunundvierzig Tage lang; andere zwei Monate bis vier Jahre hindurch und länger; solchen Thatsachen gegenüber, möchte man glauben, daß die Fabel von Epimenides welcher hundert Jahre lang schlief, eine nur übertriebene geschichtliche Thatsache sei. Man könnte die an einer solchen Krankheit leidenden Individuen mit den Winterschläfern, mit den Thieren vergleichen, welche die Winterzeit hindurch in einem Zustande von wirklicher Lethargie verbringen. Bei diesen Thieren läßt sich eine Thätigkeit des Athmungsprocesses und des Kreislaufes äußerlich nicht wahrnehmen; Empfindungsvermögen und Bewegung scheinen gänzlich aufgehoben; man kann sie sogar seciren, ohne daß sie Zeichen von Schmerz von sich geben. Bei Lethargischen findet etwas Aehn-

liches Statt; das heftigste Geräusch, Stöße, Schläge, Stiche, Schnitte, Verbrennungen, die heftigsten Mittel vermögen nicht, manche solcher Individuen aus ihrem tiefen Schlafe zu erwecken. Folgender Fall ist um so merkwürdiger, als die Wahrheit desselben durch den Erzähler, einen würdigen Greis von hoher Stellung, verbürgt wird.

Ein Bewohner der Pyrenäen lebte mit seiner Frau, einem Subjecte von sehr jähzornigem Temperamente, welche seit dem Eintritte des rückgängigen Alters wiederholt an Anfällen von Carus gelitten hatte, in der tiefsten Armuth. Die Vorläufer der gedachten Krankheit zeigten sich in einer launenhaften, unerträglichen Stimmung. Schon von Natur höchst bösartig, wurde dann dies Weib auffahrend, zänkisch, wüthend, und verübte an ihrem armen Manne die rohesten Gewaltthätigkeiten; nach solchen brutalen Auftritten fiel sie in einen lethargischen Schlaf, aus welchem sie sich nicht erwecken ließ, und der vierzehn Tage bis drei Wochen dauerte. Der arme Teufel von Ehemann setzte diesen ehelichen Donnerwettern eine fast übermenschliche Geduld entgegen: „sie ist krank“, sagte er voller Mitleid, „ich muß ihr vergeben“. Und er ertrug die gröbsten Schmähungen, Stöße und Püffe mit stoischer Entsagung und verbarg nur seinen Kopf in den Händen, denn die Megäre pflegte es hauptsächlich auf sein Gesicht abzusehen.

Eines Tags dauerte der Schlaf der Xantippe länger, als gewöhnlich; ein herbeigerufener Sachverständiger erklärte sie für todt. Der Mann vergoß einige Thränen und dankte in inbrünstigem Gebete Gott, daß er das Weib zu sich genommen habe. Arm wie Hiob, hatte er nicht die Mittel, einen Sarg anfertigen zu lassen; in seiner Noth wendete er sich an seine Nachbarn; zwei derselben legten die Todte auf eine Tragbahre, mit ihren Kleidern statt eines Leichentuches angethan, und schritten dann mit ihrer Last dem Gottesacker zu. Auf einem dahin führenden von Dornhecken eingefaßten engen Pfade, den sie zu passiren hatten, blieben sie an einem Dornzweige hängen, welcher das Gesicht der vermeinltich Todten zerriß; mit einem scharfen Schrei erwachte diese. Die erschreckten Träger ließen die Bahre fallen und liefen, so rasch ihre Beine sie tragen

wollten, davon. Der Mann, welcher gleichfalls sein Heil in der Flucht gesucht hatte, kehrte nach kurzer Ueberlegung zurück und half der in's Leben Zurückgekehrten in ihre Wohnung zurück. Das ganze Dörfchen war von Schreck erfüllt, mehre Monate vergingen, ohne daß selbst die unerschrockensten der Bergbewohner es wagten, der „wiedererstandenen Todten“ in's Gesicht zu sehen.

Vom Tage ihrer Wiedererweckung an ward das Weib so wild, daß der arme Teufel seinem Dache zu entfliehen genöthigt war, aus Furcht, von seiner „Alten“ ermordet zu werden. Das in der Umgegend verbreitete Gerücht, die Frau sei eine „Hexe“, denn sie könne ganz nach ihrem Willen sterben und wieder aufleben, veranlaßte den Geistlichen eines benachbarten Dorfes, in Begleitung des Mannes, welcher schon mehre Wochen ohne Zufluchtsort umhergeirrt war, sich in die Hütte desselben zu begeben. Bei'm Oeffnen der Thür fanden sie die Schläferin starr und steif auf dem Boden liegen. Dießmal war sie wirklich todt; der putride Geruch, welchen der Leichnam verbreitete, ließ keinen Zweifel daran. Im Dorfe fand sich Niemand, sie zum Friedhofe zu tragen; Alles schauderte bei der Erinnerung an ihre frühere Auferstehung. Zwei Soldaten, welche auf dem Wege zu ihrer Garnison in dem Dorfe übernachteten, übernahmen auf die Bitte des Pfarrers diese traurige Pflicht.

Wie bei dem vergangenen Male, so folgte auch jetzt der Wittwer der Leiche mit gesenktem Kopfe, mit thränenfeuchtem Auge; der brave Mann weinte, weil er nun wirklich Wittwer zu sein glaubte. Sein langsamer Gang, seine Seufzer, der Ausdruck von Niedergeschlagenheit in seinem Antlitze zeugten von Kummer und Betrübniß; als indessen die Soldaten auf den erwähnten engen Pfad kamen, rief er ihnen unbefangen zu: „Kameraden, nehmt Euch vor den Dornen in Acht!“ —

Katalepsie.

Die Katalepsie ist die momentane Suspension der vom Willen abhängigen Sinnes- und Muskelthätigkeit; der Gehörssinn indessen und die Intelligenz bleiben. Kataleptische verharren in der Stellung, welche sie im Augenblicke des An-

falles hatten; ihre Glieder behalten ihre Lage bei, welche man ihnen giebt; der Mund bleibt stumm. Während der Dauer des Anfalles behält der ganze Körper die Unbeweglichkeit einer Statue; Respiration und Pulsschlag sind äußerst langsam, zuweilen gar nicht wahrnehmbar.

Diese, nach der Ansicht mancher Aerzte, im Ganzen seltne Krankheit, kommt bei'm weiblichen Geschlechte häufiger vor, als bei'm männlichen. Einen interessanten Fall dieser Art entnehmen wir einer französischen medicinischen Zeitschrift (**Gazette des hôpitaux.**)

Frau v. N., priviligirten Ständen angehörig, war im Begriff, im Speisezimmer einen Korb an die Wand zu hängen, als unter dem Fenster ein Schuß erdröhnte; in demselben Augenblicke wurde sie von gänzlicher Bewegungslosigkeit ergriffen und behielt die Stellung bei, den einen Arm gegen den Nagel ausgestreckt, den andern gegen die Wand gestützt. Auf das Geschrei eines Kammermädchens eilten mehre Dienstboten herbei und fanden ihre Herrin in der angegebenen Stellung: mit geöffneten, starren Augen und ruhigen Gesichtszügen, ohne den geringsten Ausdruck von Schmerz; man brachte sie auf ein Ruhebett und machte vergebliche Versuche, sie wieder zu sich zu bringen. Nach einer Stunde stellten sich Krämpfe ein; die Zähne der Patientin knirrschten; dann verloren die Augen ihre Starrheit, wurden feucht, und unter einem Strome von Thränen endete der Anfall, welcher um sechs Uhr Abends Statt fand.

Am folgenden Tage, um dieselbe Stunde, war Frau von N. gerade damit beschäftigt, Orangenblüthen zu pflücken; das Wetter war schön, die vollkommenste Stille herrschte um sie her; plötzlich traten dieselben Erscheinungen ein, wie am vergangnen Tage: sie blieb, die Arme automatisch gegen den Zweig ausgestreckt, an welchem sie eben pflückte, stehen. Wie gestern, dauerte der kataleptische Anfall eine Stunde und endete unter Thränen.

Diese Anfälle, welche stets zu derselben Stunde auftraten und dieselbe Dauer hatten, hielten sechs Jahre hindurch an. Sie kamen ganz plötzlich, mochte die Patientin sein, wo, mochte sie eine Beschäftigung haben, welche sie wollte, immer Abends sechs Uhr. Wenn sie gerade sprach, so blieb das Wort unvollendet,

das Auge blieb auf einen und denselben Punct gerichtet; der ganze Körper war vollkommen unbeweglich; die Glieder machten alle Bewegungen, welche man ihnen mittheilte und blieben in derselben Stellung, welche man ihnen gab. Um sieben Uhr hob sich die Brust von einer tiefen Einathmung, und bald endete der Anfall unter Krämpfen und Thränen. Uebrigens schien der Gesundheitszustand der Frau von N. ziemlich befriedigend zu sein; sie aß mit Appetit, verdauete gut, alle körperlichen Functionen gingen ruhig und in normaler Weise von Statten und ihre Psyche war durchaus nicht krankhaft afficirt.

Vergebens wurden alle denkbaren Heilmethoden angewendet. Nach Verlauf von sechs Jahren wurden die Anfälle weniger heftig und kürzer in ihrer Dauer; doch zeigte sich in dem Maße, als die Katalepsie schwand, eine Schwäche in den Beinen, welche mit gänzlicher Lähmung dieser Extremitäten endigte. Nach einigen Monaten konnte die Dame nur an Krücken gehen; von ihren täglichen kataleptischen Anfällen war nur eine nicht weniger merkwürdige Erscheinung zurückgeblieben: alle Tage, um sechs Uhr Abends, bog sich der linke Ringfinger bis zum Handteller und nahm erst um sieben Uhr seine natürliche Stellung wieder an: der Finger war ein ganz genaues Chronometer. —

Eine besondere Art der Katalepsie könnte man lethargische Katalepsie nennen, wegen ihrer über die normale Zeit hinaus verlängerten Dauer; diese furchtbare Krankheit bietet alle Zeichen von Scheintod dar und hat schon zu den traurigsten Irrthümern und Mißgriffen Veranlassung gegeben. Die Haut ist kalt, das Auge gläsern, der Pulsschlag stockt, die Respiration scheint erloschen; ein Spiegel wird bei'm Vorhalten vor den Mund nicht getrübt; alle vitalen Functionen hören auf; der Körper gleicht einem Leichname.

Die Erzählung eines vor mehren Jahren in Spanien vorgekommenen Falles wird hinreichen, den Leser auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche durch ein zu rasches Urtheil hinsichtlich des Todes von Individuen, welche an dieser Krankheit leiden, herbeigeführt werden können. Wir wollen das junge Mädchen, welches beinahe einem solchen Mißgriffe zum Opfer gefallen wäre, selbst reden lassen.

„Man hielt mich für todt... Ich hörte das Wehklagen meiner betrübten Familie; ich hörte die Seufzer meines Geliebten, sein letztes Lebewohl; meine Schwestern gaben mir den letzten Kuß; der Sarg war offen; eben sollte er geschlossen werden, als auf den Rath eines Arztes meine Beerdigung noch verschoben wurde. Ich blieb drei Tage lang auf einem Todtenbette ausgestellt; drei Tage mußte ich hören, wie herzzerreißend, wie fürchterlich der Schmerz einer Familie war, welche mich so unsäglich liebte! Ich vernahm Alles, selbst das schwächste Geräusch; wie oft versuchte ich, mich zu bewegen, zu schreien, nur einen Seufzer auszustoßen; es war mir durchaus unmöglich!... Physisch war ich todt; nur der Gehörssinn und die Intelligenz hatten ihre ganze Thätigkeit behalten. Ach! Ich sah mich lebend zum Grabe verdammt. Welche Angst! Welche Qual, welche Marter! O! was habe ich gelitten!“

„Am Morgen des vierten Tages besuchte mich mein Arzt in Begleitung zweier Collegen: sie untersuchten mich auf das Sorgfältigste; sie öffneten wiederholt meine Augenlieder und rieben den Augapfel mit denselben; darauf sagten sie: Pupille unempfindlich, glasig; allgemeine Kälte; livide Gesichtsfarbe; grünliche Flecken auf der Oberfläche des Körpers; sichere Zeichen beginnender Fäulniß; sie kann heute begraben werden. Meine Familie verließ das Zimmer, in welchem ich lag, um bei dem schmerzlichen Schauspiele meiner Einsargung nicht zugegen zu sein. Man bedeckte mich mit einem Lailach und legte mich in den Sarg; bald hörte ich die Schläge des Hammers, welche mein enges Haus schlossen. Welche Versuche, welche fürchterlichen Anstrengungen machte ich in diesem entsetzlichen Augenblicke im Geiste, um ein Lebenszeichen von mir zu geben! Doch dies war und blieb unmöglich!... Ich ergab mich in mein gräßliches Geschick, überzeugt, daß es Gottes Wille sei, und betete inbrünstig. Ich ward zur Kirche getragen; die Kerzen brannten um meinen Sarg; Priester beteten die Todtenmesse; eine Stunde später senkten mich die Todtengräber zur Gruft hinab. Bei'm dumpfen Geräusch, welches die erste Schaufel voll Erde auf den Sargdeckel machte, erbebte mein ganzes Inneres; ich versuchte zu schreien; ich verdoppelte im Geiste die Kraft der Anstrengungen, welche die Energie der Ver-

zweiflung zu verleihen vermag; vergebliche Anstrengungen! Unbeweglich und stumm lag ich in der Bahre. Bald schwanden meine Gedanken, die bisher so klar gewesen; ich verlor das Bewußtsein." — — —

„Als ich wieder zu mir kam, sauste der Wind in den alten Eibenbäumen des Kirchhofs; Donner rollte, ein Ungewitter tobte. Ein Blitz schlug dicht neben mir ein, denn ich empfand eine heftige Erschütterung; es schien mir, wie wenn die Sensibilität in den Körper zurückkehre."

„Meine endliche Rettung verdankte ich folgendem traurigen Umstande. Der, den ich mit aller Inbrunst meines Herzens liebte, Diego, mein Verlobter, hatte den Todtengräber durch eine Geldsumme veranlaßt, das Grab erst am folgenden Tage zuzufüllen. Ein fürchterlicher Plan erfüllte ihn; Selbstmord sollte ihn mit mir vereinen; mein Grab sollte ihn aufnehmen. Um Mitternacht hörte ich Schritte nahen... er war es!"

„Meine Anna!" rief er, Diego kann ohne Dich nicht leben, bei Dir will er sterben: Gott vergebe mir diese That der Verzweiflung und vereine unsre Seelen!"

„Ich hörte das Knacken einer Feuerwaffe.... Er war im Begriffe, sich zu tödten... Plötzlich entrang ein durchdringender Schrei sich meiner Brust: ich hatte die Stimme wieder erhalten! Bei diesem Laute, welcher bei dem Schweigen der Nacht und der Finsterniß des traurigen Ortes noch schrecklicher klang, entfiel die Waffe der Hand des Jünglings und rollte mit ihm auf meinen Sarg..."

„Bei'm ersten Morgenschimmer kamen, durch ein Stöhnen aufmerksam gemacht, die Wächter zu meinem Grabe, hoben Diegos anscheinend leblosen Körper auf, öffneten meinen Sarg und brachten mich zu den Meinigen. Die gewaltige Erschütterung, welche mein Wiedererscheinen im Kreise der Lebenden hervorrief, wäre beinahe mehren von ihnen theuer zu stehen gekommen. Ihre sorgfältige Pflege, ihre Liebkosungen führten bald meine Genesung herbei."

„Und Diego?... Der Unglückliche!... Als er seine Augen wieder öffnete, war er wahnsinnig!... Ihm habe ich mein irdisches Dasein gewidmet, denn

ich bin es ja, um deretwillrn er den Verstand verloren hat. Gott, mein Gott! Ich vertraue Deiner Güte!" — —

Im Folgenden geben wir die Geschichte des „Kataleptischen von Montaigu, welcher dereinst in der Gelehrtenwelt bedeutendes Aufsehen erregte.

„In ein Dragonerregiment war ein junger Mann, Namens Franz Busch eingetreten, welcher ein außerordentlich sensibles Gemüth besaß; von Heimweh geplagt, war er stets traurig und schweigsam. Von seinen Kameraden verspottet und verhöhnt, dann von seinem Sergeanten ungerechter Weise bestraft, wurde er kataleptisch. Sein höheres Nervenleben wurde, und zwar in anhaltender Weise, wie vernichtet; Empfänglichkeit für Sinneseindrücke, intellectuelle Fähigkeiten, freiwillige Bewegungen waren suspendirt. Er lag mit geschlossenen, beständig blinzelnden Augenliedern, den Augapfel nach Oben gekehrt, auf dem Rücken; das stärkste Geräusch vernahm er nicht: der Ruf der Trompete, das Wirbeln der Trommel, das Abfeuern eines Pistols unmittelbar vor seinen Ohren machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Seine Extremitäten behielten die Stellung bei, welche man ihnen gab und blieben anfänglich unbeweglich, dann senkten sie sich allmälig, indem die Spannung der Muskeln sich verringerte, bis sie auf das Bett zu liegen kamen. Ungeachtet der heftigsten Anstrengungen ließen sich die Kinnladen nicht öffnen. Athmungsproceß und Kreislauf waren außerordentlich langsam, nur das vegetative Leben war thätig, wie bei den Winterschläfern. Vergeblich wendete man bei dem Patienten die verschiedenartigsten Riechmittel, Blasenpflaster, Douchen, reizende Klystiere, Flagellation, Peitschen mit Brennnesseln, Magnetismus rc. an, um diesen Zustand zu beseitigen; dies gelang erst bei der Ansetzung von Moxen auf der Wirbelsäule und der Acupunctur an den Fußsohlen. Während dieser Operationen färbte sich sein Antlitz roth und seine Gesichtszüge zogen sich zusammen, wie bei einem Menschen, welcher Schmerz empfindet; automatisch erhob er Arme und Beine, und als ihn die Umstehenden aufhoben, auf die Beine stellten und mit Gewalt fortzogen, machten seine Beine ebenso rasche Schritte, wie der Mann, der ihn hielt. Wenn mau ihn einige Zeit in dieser Weise hatte laufen lassen

und ihm etwa Speise auf die Lippen legte, so öffnete er den Mund und verschluckte sie ohne Schwierigkeit. Täglich applicirte man ihm ernährende Klystiere, sonst würde er jedenfalls an Erschöpfung gestorben sein. Nach Verlauf von sechs Monaten zeigte sich indessen, daß die Nutrition schlecht vor sich ging; nur alle zehn Tage hatte der Patient Stuhlgang; die Säfte wurden schlecht; die ganze Haut bedeckte sich mit Ekchymosen und skorbutischen Flecken; Gewebe und Muskeln erweichten; die kataleptische Starre wich und sein Körper exhalirte einen fauligen Geruch. In diesem traurigen Zustande, während die Aerzte den Tod des Patienten erwarteten, öffnete dieser plötzlich den Mund und verlangte zu essen. Die Erschlaffung war bedeutend, die Rigidität der Glieder hatte einer großen Weichheit und einer extremen Schwäche Platz gemacht. Man gab ihm sehr nahrhafte Speisen in Verbindung mit tonisirenden Mitteln, zur Wiederbelebung seiner Kräfte, und nach kurzer Zeit war er gänzlich hergestellt. Der Patient hatte nicht die geringste Erinnerung von dem, was während der sieben Monate seiner Krankheit mit ihm vorgegangen war." —

Dieser Fall beweis't, daß die vollständige Aufhebnng des Empfindungsvermögens und des Gedächtnisses einen characteristischen Zug der Katalepsie bildet.

Es existirt noch eine andere Affection, eine Art Neurose, welche mit der Katalepsie und der Lethargie mehre Symptome gemein hat und gleichfalls Scheintod herbeiführt. Die Dauer des Anfalls ist länger oder kürzer, neben der Unmöglichkeit der freiwilligen Bewegungen findet fast stets Schlaf mehrer Sinne Statt: Gehör und Intelligenz sind indessen thätig. Ungeachtet der Aehnlichkeit in den Symptomen ist dieser Zustand doch keine eigentliche Katalepsie, denn die Augen sind geschlossen und die Glieder sind so weich und biegsam, wie die eines schlafenden Kindes. Ebensowenig ist dieser Zustand mit der Lethargie zu verwechseln; denn Empfindungsvermögen und Gehör dauern fort. Man könnte diese Affection falsche Katalepsie nennen oder momentane Erschöpfung der Gehirnorgane, welche die willkürlichen Bewegungen und die Thätigkeit eines oder mehrer Sinne bedingen. Von dieser Affection sind eine Menge sehr merk-

würdiger Fälle aufgezeichnet worden, von welchen wir einige der interessantesten mittheilen wollen.

Ein junger Candidat der Philosophie, welcher in Folge wiederholter Nachtarbeit und anhaltender Studien an einer sehr bedeutenden Erschöpfung des Nervensystems litt, fiel plötzlich in einen kataleptischen Schlaf, welcher seine Familie in hohem Grade beunruhigte. Vergebens rief man in seine Ohren, vergebens schüttelte, kniff man ihn, er gab kein Zeichen von Empfindung von sich; kaum konnte man das Athmen wahrnehmen; der Ausdruck des Gesichtes war ruhig; die Haut war warm. So vergingen mehre Tage. Eines Morgens, nachdem mehre seiner Commilitonen versucht hatten, ihn zu erwecken, richtete einer derselben die Frage an ihn: „Julius, ich wette, daß Du mir nicht sagen kannst, welche Zahl die Quadratwurzel von 2916 ist?"

— „54!" rief der Schläfer und erwachte plötzlich.

Im Laufe desselben Jahres hatte der Patient noch mehre Anfälle dieser Art; ein unfehlbares Mittel, dieselben abzukürzen, bestand in irgend einer Aufgabe, welche er stets mit erstaunlicher Leichtigkeit lös'te. Ein einstweiliges Aufgeben seiner Studien, Reitübungen, Jagd und körperliche Thätigkeit verschiedener Art stellten ihn bald wieder her. —

Ein leidenschaftlicher Musiker, ausgezeichnet durch sein Talent und mit einem überraschend feinen Gehöre begabt, empfand jedesmal nervöse Krämpfe, von Zucken der Gesichtsmuskeln und Zähneknirschen begleitet, wenn in seiner Gegenwart falsche Töne gesungen oder gespielt wurden; er gerieth dagegen in Extase und stummes Entzücken, wenn er irgend ein Stück eines großen Meisters richtig und mit seelenvollem Ausdrucke vortragen hörte. In Folge dieser außerordentlichen Sensibilität litt er häufig an Störungen in den Functionen des Nervensystems und der Verdauungsorgane, wiederholt mußte er in Folge solcher heftigen musikalischen Aufregungen das Bett hüten. Als er eines Abends, nachdem er in einem von den größten Meistern der Metropole gegebenen Concert mitgewirkt hatte, nach Hause zurückkehrte, wurde er von einem Schlaf der Erschöpfung ergriffen, aus welchem er nicht zu erwecken war. Nachdem dieser Zu-

stand vierundzwanzig Stunden lang gedauert hatte, rieth ein dem Patienten befreundeter Arzt, in dem Zimmer des Letztern Musik zu machen. Einer der Anwesenden setzte sich sogleich an das Piano, und zwei Andere begannen, eine Rossini'sche Arie zu singen; doch waren weder der Spieler, noch die beiden Sänger im Stande, die Musik des berühmten Meisters vorzutragen. Nach einigen wohl oder übel ausgeführten Tacten intonirten die beiden Stimmen so falsch, daß sie selbst das ungebildetste Ohr insultirt haben würden. Der Kranke, bis dahin ganz unbeweglich, sprang plötzlich von seinem Lager auf; seine Züge verriethen eine peinliche Ungeduld; mit zorniger Stimme rief er;

„Die Barbaren! ein solches Meisterwerk so zu verhunzen!"

Dann öffnete er die Augen und war ganz erstaunt, sich von Freunden umgeben zu sehen. —

In den Zeitungen war vor nicht langer Zeit von einer Dame die Rede, welche im Lösen von Räthseln, Charaden, Logogryphen, Anagrammen, Homographen und andern Wortspielen eine außerordentliche Gewandtheit hatte und durch ihr stets bereites Talent in dieser Art von Spielerei, welche ihre Hauptbeschäftigung bildete, die Zuhörer in Erstaunen setzte. Familienunfälle, namentlich aber der Verlust eines zärtlich geliebten Schoßhündchens, verursachten einen ihre Angehörigen sehr beunruhigenden Zustand von falscher Katalepsie. Der Zufall führte zur Entdeckung eines Mittels, ihren Schlaf abzukürzen. Zwei junge Mädchen, welche bei ihr wachten, fielen, um sich die Zeit zu vertreiben, darauf, Räthsel zu lösen; die Eine gab folgenden Logogryph auf: „Mit sechsen bin ich Stein; ohne den ersten Pflanze." Sogleich rief die Schläferin: „Marmor!" (**Marbre; — Arbre** [Baum]). Dann seufzte sie tief und stand auf, indem sie fragte, wie lange sie geschlafen habe. Dies war am fünften Tage des Anfalls. Am folgenden Tage schlief sie von Neuem ein; der Arzt verordnete, sie einige Stunden ruhen zu lassen: nach Verlauf dieser Zeit wurde sie durch Aufgeben einer neuen Charade geweckt. Nach mehren Anfällen bemerkte man, daß das Divinationsvermögen der Patientin während dieses Schlafes in einer wunderbaren Weise zunahm; sie fand ohne die geringste Zögerung die Auflösung

der verwickellsten, der schwierigsten Räthsel, wozu sie in wachem Zustande sicherlich nicht fähig gewesen wäre.

Die hier mitgetheilten, sowie eine Menge in den Jahrbüchern der Wissenschaft aufgezeichneten Fälle geben warnende Beweise dafür, welche Vorsicht nöthig ist, um in vielen Fällen, namentlich nach Krankheiten des Nervensystems, einen Patienten mit Gewißheit für wirklich todt erklären zu können. Deßhalb erklärten auch schon die Gründer der gerichtlichen Medicin, daß es nur ein Zeichen des Todes gebe, welches ganz sicher und zuverlässig sei: die Fäulniß. —

Wir müssen hier noch die Bemerkung hinzufügen, daß der Schlaf keineswegs ausschließlich nur Menschen und Thieren zukommt; alle lebenden Wesen, von der einfachsten Pflanze bis zum höchst organisirten Thier vom verwickeltsten Baue sind dieser Bedingung, diesem Zustande der Existenz unterworfen.*) Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß der Schlaf an Dauer zunimmt, je weiter man auf der Stufenleiter der organisirten Körper hinabsteigt, vom Menschen ab bis zum Korallenthiere. Jedermann weiß, daß die sogenannten Winterschläfer, der Dachs, das Murmelthier ꝛc. einen Theil der kalten Jahreszeit schlafend zubringen; daß die Reptilien nach dem Verschlingen einer größeren Beute während der ganzen Dauer der Verdauung in einer solchen Betäubung zubringen, daß man sich ihnen ohne Gefahr nähern und sie berühren kann. Jedermann weiß, daß Samen bis zum Aussäen träge und wie leblos bleibt: mit dem Augenblicke des Säens beginnt das Erwachen und der Keimungsprozeß beweis't seine Lebensthätigkeit. Der Schlaf ist eine nothwendige Bedingung der Existenz, welche allen organisirten Körpern zukommt; keiner derselben kann sich ihm entziehen. —

*) Man vergleiche das interessante Büchlein: „Die Kraft des magnetischen Schlafes". Von Dr. Angelhuber. Weimar, Voigt.

Wir gehen jetzt zu den Phänomenen über, welche während des Schlafes Statt finden, und die man unter dem Ausdrucke **Träume** zusammenfaßt; wir behandeln sie unter der Rubrik **Onirogenie**. —

Zweites Capitel.

Erster Abschnitt.

Onirogenie*) d. h.: Entstehung der Theorie der Träume.

Der **Traum** im Allgemeinen ist das Resultat der Thätigkeit zweier intellectueller Fähigkeiten, des **Gedächtnisses** und der **Einbildungskraft**, während die **Urtheilskraft** und das **Vergleichungsvermögen** ruhen und nicht mehr functioniren. Der Traum ist nur die mehr oder weniger verwirrte und vermischte Repräsentation der während des Wachens erhaltenen äußeren und inneren Eindrücke; daher resultirt, wenn dieselben nicht in entsprechender Weise an und neben einander gereihet sind, jene phantasmagorische, bizarre Schaubühne, welche sich während des Traumes vor unsrem innern Auge entrollt. Es ist der Traum die Thätigkeit der von den durch den Verstand und die Vernunft

*) Oder **Oneirogenie**, von den griechischen Wörtern: oneiros, Traum und gennao ich entstehe.

ihr angelegten Fesseln freien Einbildungskraft, welche sich ungehindert allen Launen, allen Irrwegen überläßt.

Wo indessen die Organe der Urtheilskraft und des Vergleichungsvermögens nicht durch Schlaf in Unthätigkeit versetzt sind und das Gedächtniß mit ihrer Hülfe unterstützen, verbinden sich die Ideen und reihen sich an einander, und der Traum wird zu einem mehr oder weniger getreuen Abbilde der Empfindungen, der Gedanken, der Vorstellungen und Pläne des wachen Zustandes.

Träume können endlich auch durch ein körperliches Bedürfniß, durch gestörte Function, leidenden Zustand oder Krankheit eines oder mehrer Organe verursacht werden; ein Punct, auf welchen wir später ausführlicher zurückkommen.

Nothwendigr Ursachen der Träume sind Sinneseindrücke, Empfindungen, Gedanken, Vorstellungen; das höhere Nervenleben ist eine der wesentlichen Bedingungen der Onirogenie; in diesem Sinne aufgefaßt ist z. B. der Schlaf des Kindes eine vollständige Ruhe. Der Mangel irgend eines Sinnes von Geburt an bedingt ein absolutes Fehlen der durch diesen Sinn vermittelten Sensationen; so kann der Blindgeborne in seinen Träumen nicht die durch das Gesichtsorgan vermittelten Eindrücke empfinden; in demselben Falle befindet sich der Taubgeborne hinsichtlich aller den Gehörssinn betreffenden Phänomene.

Manche Träume sind merkwürdig natürlich und sehr deutlich; die Handlung zeichnet sich bis in die kleinsten Details, in ihren geringsten Schattirungen; die Formen, die Oertlichkeiten, die Zeit, die Farben, die Töne, Alles stellt sich wunderbar genau und wahr dar; solche Träume sind klare, lucide Träume. Andere hingegen sind unzusammenhängend, zerrissen, bizarr, phantastisch, durch weite Sprünge von einander getrennt, und hinterlassen bei'm Erwachen nur verwirrte oder fast gänzlich verwischte Eindrücke: dunkle, obscure Träume.

Diese Folge von Bildern, welche während des Traumes entstehen, verschwinden und sich wieder erneuern, rührt offenbar von der Verknüpfung der Gedanken, von der Association der Ideen her. Betrachtet man im wachen Zustande

irgend einen Gegenstand, so ist es wohl nur eine seltene Ausnahme, daß er nicht zur Entstehung mehrer mit einander zusammenhängender Gedanken Veranlassung giebt: so läßt z. B. der Anblick eines körperlich regelmäßig organisirten weiblichen Wesens die complexe Idee der Schönheit in uns entstehen, eine Idee, welche nothwendiger Weise aus mehren einzelnen, einfacheren Vorstellungen zusammengesetzt ist; so z. B. aus der Vorstellung von schönen Augen, von hübschem Munde, von niedlichen Füßen, von schönem Wuchse, von runden Formen 2c. Ebenso zieht im Traume die Hauptvorstellung alle diejenigen an sich, welche in irgend einer Beziehung mit ihr zusammenhängen. Diese secundären Ideen veranlassen wieder die Entstehung anderer, und diese Reihenfolge von Vorstellungen findet so rasch Statt, daß es uns vorkommt, als hätten wir in einer Viertelstunde Jahre durchlebt.

Die Einbildungskraft ist das Vermögen, welches während des Traumes am thätigsten ist; sie wird erfinderisch durch Combinationen, sie findet die Elemente zu ihrer Thätigkeit im Gedächtnisse und wird durch die Urtheilskraft fast wie beaufsichtigt, geleitet oder verbessert.

Hauptsächlich während des dem tiefen Schlafe vorangehenden betäubungsartigen Zustandes und während des leichten Schlummers vor dem Erwachen treten die Träume auf. Namentlich in den Morgenträumen bewegen sich jene hübschen Gestalten, jene kaleidoskopischen Bilder vor unsern Augen, deren Anblick uns erfreut; aber die phantastischen Bilder des ersten Schlafes treten erst auf, wenn das Bewußtsein geschwunden ist; sie erscheinen wie die Bilder einer Zauberlaterne, von unserm Willen ganz unabhängig; sie kommen ungerufen und unerwartet; sehr launenhaft, verweigern sie ihr Spiel, wenn wir dasselbe wünschen, vor jedem Acte der Willkür verschwinden sie rasch und verschwinden schnell, sobald wir die Augen öffnen.

Wenn die Einbildungskraft allein, ganz unabhängig von dem Urtheils- und dem Vergleichungsvermögen, thätig ist, so ist der Traum Nichts, als eine rasch wechselnde Reihenfolge von phantastischen Bildern und bizarren, unmöglichen Handlungen; sie haben nichts Bestimmtes, nichts Festes; der Traum ist ein De-

lirium, ein zügelloses Umherstreifen der Phantasie. Man träumt z. B., man liest; am Ende einer Seite angekommen, erinnert man sich an Nichts mehr, und wenn man mit der Lectüre wieder beginnen will, findet man ganz andere Lettern; das Format, die Zeilen, die Seiten sind nicht mehr dieselben; bald erscheint an der Stelle des Buches ein Pult, ein Portefeuille oder irgend ein anderer Gegenstand, welcher sich wieder verwandelt, und von einer Metarmorphose gelangt man zur andern, zuletzt zu Dingen, deren Abenteuerlichkeit in Erstaunen setzt und nicht zu erklären ist.

Dem bekannten Naturforscher Gruithuisen, welcher nach eignen Erfahrungen ein Werk über die Träume geschrieben hat, träumte einst, er reite ein herrliches weißes Pferd; dieses verwandelte sich erst in einen Esel, dann in einen Bock, dann in einen Widder, hierauf in ein junges Mädchen, zuletzt in ein altes Weib. Dies wurde zu einer Katze, welche schnell wie ein Pfeil davon flog und einen Baum erklimmte; dieser wurde zu einer Kirche, die Kirche zu einem Garten; die Orgel der Kirche erhielt die Form und den Ton einer Maultrommel, welche die Katze zu spielen anfing; die Letztere verwandelte sich zuletzt in eine Schlange, welche ein wüthendes Zischen hören ließ.

Ein anderes Mal sah derselbe Schriftsteller während eines von phantastischen Bildern belebten Schlummers, wie die Häuser einer Straße rechter und linker Hand spazieren gingen, zu zwei und zwei einander entgegensprangen, wie bei einer Polka, und am Stadtthore angekommen, sich bückten, um dasselbe passiren zu können. Dann verwandelten sich die Häuser in Soldaten, welche einen wüthenden Kampf begannen, auf den Ton einer Glocke aber sich plötzlich trennten und sich ruhig zu Tische setzten und frühstückten. So abenteuerliches Zeug kommt in den „bizarren" Träumen vor. —

Mechanismus des Traumes.

Zur Entstehung eines Traumes muß nothwendiger Weise ein oder mehre Gehirnorgane wachen, während die übrigen schlafen; schlafen alle Organe des

Gehirnes, so ist ein Traum nicht möglich; so ist z. B. bei Individuen, welche von des Tages Arbeit sehr ermüdet sind, der erste Schlaf eine vollständige Ruhe. Wacht nur ein einziges Cerebralorgan, so kann der Traum ganz getreu die ganze Sphäre der von diesem Organe bedingten Ideen durchlaufen: wenn dieses Organ wach bleibt und andere, ihm verwandte, gleichfalls erwachen und in Thätigkeit gerathen, so wird der Traum klar und zusammenhängend. Wenn z. B. das Gedächtniß Hand in Hand mit dem Urtheilsvermögen geht, dann verläuft der Traum so klar, so deutlich, die Verkettung der Gedanken und der Umstände ist so natürlich, der Zusammenhang der einzelnen Beziehungen so richtig, alle Gegenstände stellen sich selbst in ihren geringfügigsten Einzelheiten mit solcher Genauigkeit dar, daß die Handlung ganz den Character der Wahrheit hat. In diesem Zustande entwickelt das Gehirn um so höhere Fähigkeiten, um so größere Kraft, je concentrirter seine Thätigkeit ist. Diese Concentration der vitalen Kraft auf eine oder einige der intellectuellen Fähigkeiten erhöhet diese letztere in einem solchen Grade, daß der Schläfer die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft erfaßt, Schwierigkeiten der verschiedensten Art lös't, daß er meisterhafte Arbeiten liefert, welche er während des wachen Zustandes des höhern Nervenlebens auszuführen nicht im Stande sein würde. Ein entgegengesetztes Phänomen findet Statt, wenn mehre, in Beziehung auf ihre geistigen Verrichtungen einander diametral gegenüberstehende Organe gleichzeitig wachen und thätig sind: dann ist der Traum dunkel, unzusammenhängend, zerrissen. Wenn endlich die Thätigkeit eines der Cerebralorgane sich verringert, während die eines andern zunimmt, so entsteht eine Reihe kleiner Träume, welche schnell entstehen und ebenso schnell wieder andern: von gleich kurzer Dauer Platz machen. Diese „Träumereien“ sind besonders der Somnolenz, einer Art von Schlafsucht, von unvollkommenem Schlafe, eigenthümlich, welcher in Folge schwieriger, angreifender geistiger Arbeiten, oder in Folge übertriebener körperlicher Anstrengung, oder von psychischen oder physischen Leiden, namentlich auch bei Fieber, eintritt (Fieberträume).

So oft man im wachen Zustande irgend einen Eindruck lebhaft empfindet oder eine Idee sich hartnäckig im Gehirne festsetzt, läßt es sich sehr wahrscheinlich voraussetzen, daß der Traum jenen Eindruck oder jene Idee wieder hervorrufen wird. So arbeiten Individuen, deren ohnehin schon leicht erregbares Nervensystem durch ein thätiges intellectuelles Leben noch mehr erregt wird, z. B. Schriftsteller, im Schlafe an ihren Werken, lösen schwierige Fragen, halten wissenschaftliche Unterredungen, oder machen Verse, mit der ganzen Leichtigkeit der Inspiration. Die Natur und die Bildungsweise der Träume wird durch eine Menge von Umständen bedingt. Wir können diese letztern nach dem Geschlecht, nach dem Alter, nach dem Temperament, der Oertlichkeit, der socialen Stellung und dem gesunden oder krankhaften Zustande des Organismus classificiren.

Verschiedenheit der Träume nach dem gesunden oder krankhaften Zustande und nach der normalen oder gehinderten Function eines oder mehrer Organe.

Wenn der Organismus, bei voller Gesundheit, in allen seinen Functionen ungestört, in passender Lage, ohne irgend ein Hinderniß ruhet, und der Geist ruhig oder in freudiger Stimmung ist, so haben die Träume gleichfalls einen ruhigen, angenehmen, leichten Character. Bei einem krankhaften Zustande hingegen sind sie schwer, peinlich, ermattend, abspannend, oft häßlich, erschreckend; diese letzteren bezeichnet man mit dem Ausdruck Alpdrücken. Die leichteren Perceptionen und Eindrücke, die wir im wachen Zustande aufgenommen haben werden, wie wir schon bemerkten, im Traume größer, bedeutender und erhalten eine bemerkenswerthe Kraft und Intensität, besonders wenn ein Organ krank oder auch nur überreizt war. Dieser Zustand des menschlichen Organismus ist der gewöhnlichste; denn es ist selten, wenn nicht unmöglich, daß Geist und Körper in einem Zustande ganz vollständiger Ruhe sich befinden.

So kann sich z. B. im Schlafe je nach dem Zustande psychischer Unruhe oder physischer Schmerzen die durch einen Flohstich verursachte Empfindung bis zu der durch einen Dolchstich hervorgebrachten Sensation steigern; der Schlag einer Wanduhr kann im Ohre des Schlafenden vibriren, wie das dumpfe Getön der Sturmglocke; diese implicirt, nach einer ganz natürlichen Gedankenverbindung, die Idee eines schlimmen Ereignisses, einer Katastrophe: der Schläfer hört Feuerruf! Er sieht, wie von allen Seiten her eine aufgeregte, schreckenerfüllte, hülferufende Menge herbeistürmt; er sieht, wie gierige Flammenzungen aus einem Gebäude hervorlecken und dasselbe verzehren, und, wenn er jetzt nicht erwacht, ist er Zeuge aller Nebenumstände einer Feuersbrunst.

Andere Individuen, Kranken, welche sich mit trüben Gedanken umhertragen, erscheint der Ton der Wanduhr wie der Klang eines Sterbeglöckchens; sie sehen im Traume einen Leichenzug vorübergehen mit allem Trauergepränge, mit allem was er Schmerzliches hat; sie hören die ernsten Grabgesänge der Priester, die klagenden Seufzer der betrübten Angehörigen; sie sehen die thränenfeuchten Augen, das blasse Antlitz, die trauererfüllten Züge, die schwarzen Kleider. Wird der Traum hier nicht unterbrochen, so sieht der Träumer wohl ferner, wie der Sarg sich plötzlich öffnet; wie eine Leiche sich erhebt, mit den fleischlosen Gliedern, mit dem todtenfarbigen Antlitze, mit den gläsernen Augen, wie diese in ihren Höhlen sich bewegen. Er sieht, wie die Anwesenden fliehen; er selbst will dem grausigen Schauplatze enteilen; doch seine Füße versagen ihm den Dienst; er fühlt, wie das Schattenbild mit knöchernen Fingern seinen Arm ergreift; schaudernd bei dieser fürchterlichen Berührung versucht er zu schreien, um Hülfe zu rufen; von Schreck und Grausen erfüllt, wälzt er sich auf seinem Lager, eine Beute der furchtbarsten Angst: — endlich erwacht er, in Schweiß gebadet.

Der Anblick eines Gemäldes, welches uns lebhaft ergreift, eine Unterhaltung, eine Lectüre selbst sind bei zart organisirten Menschen, bei Individuen von lebhafter, reger Phantasie oft hinreichend, eine Erschütterung des Nervensystems hervorzubringen, welche im Schlafe ihren Widerklang findet und, je nachdem

der Eindruck angenehm oder peinlich war, die anmuthigen Bilder eines goldenen Traumes oder die häßliche Umarmung des Alps herbeiführen muß.

Vor wenigen Jahren starb ein junges Mädchen von chlorotischer, nervöser Constitution als Opfer der unverzeihlichen Unvorsichtigkeit ihres Beichtvaters. Dieser Mann hatte seinem Beichtkinde ein so fürchterliches Gemälde von den Schrecken der „Hölle" entworfen, daß das arme Geschöpf ganz furchterfüllt, bleich, an allen Gliedern zitternd, vor Schreck wie gelähmt, nach Hause zurückkehrte. In der folgenden Nacht führte ihr der Traum Alles vor, was sie von ihrem Beichtvater gehört hatte, aber mit noch schrecklicheren Umständen. Sie sah Nichts, als Haufen von Menschengebeinen, Gerippe, grausenerregende Gestalten; sie roch den Dunst der Schwefelflammen, welche rings um sie her emporzüngelten; sie sah sich verfolgt und gequält von fürchterlichen Ungeheuern, welche sie mit ihren Schweifen peitschten und mit ihren Hörnern durchbohrten.... Endlich erwachte sie, aber in welchem bejammernswerthen Zustande! Vergebens suchten die Eltern, durch ihr Stöhnen und Schreien herbeigerufen, ihre extreme Aufregung zu beruhigen, ihre Furcht zu besiegen. Die Träume kehrten mehre Nächte hindurch wieder, ohne daß die Eltern Etwas dagegen zu thun vermochten. Am vierten Tage endete die junge Unschuldige, von einem Gehirnfieber ergriffen, ihr Leben unter den Convulsionen eines Deliriums von Dämonophobie (Gespensterfurcht). —

Aus den statistischen Beobachtungen mehrer berühmter Irrenärzte geht hervor, daß Geisteskrankheiten in ihren verschiedenen Graden und Formen ganz besonders bei solchen Individuen häufig vorkommen, deren Geist in ihrer Jugend mit abergläubischen Vorstellungen erfüllt wurde. Eltern, namentlich Mütter, sollten auf einen Gegenstand von solcher außerordentlichen Wichtigkeit für das spätere Wohl ihrer Kinder ein ernstliches Nachdenken verwenden und auf das Sorgfältigste vermeiden, durch Gespenstergeschichten oder abergläubisches Gebahren in ihren Nachkommen den Keim zu jenen furchtbaren Krankheiten zu legen. —

Verschiedenheit der Träume nach dem Geschlechte und der Beschäftigung.

Nie wird ein weibliches Wesen träumen, sie sei — in Bezug auf das Körperliche — Mann; nie wird der Mann im Traume die Frucht der geschlechtlichen Vermischung unter seinem Herzen tragen.

Je nach den äußern Verhältnissen, der Beschäftigung, der gesellschaftlichen Stellung, der Lebensweise werden Sinne und Geist in verschiedener Weise influencirt. So wird der Proletarier nie die Träume des Königs, der Idiot nie die des Genie's, der Holzhauer des Thüringer Waldes niemals die des Jüngers und Lieblings der Musen haben.

Verschiedenheit der Träume nach der Verschiedenheit des Klima's.

Die Bewohner der Tropengegenden, welche leben und sterben, ohne je ihr heißes Land verlassen zu haben, werden nie von dem ewigen Eise der Polarländer träumen.

Nach der Verschiedenheit des Temperamentes und des Lebensalters.

Indifferente, in der Liebe kalte Individuen, denen jedes wollüstige Verlangen fremd bleibt, haben nie die Träume des entgegengesetzten Temperamentes, Träume, welche sehr oft die Empfindung des Genusses hervorrufen.

Der Mann von sanftem, friedlichem Character, frei von Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit, kennt die unruhigen Träume des Mannes nicht, den eine traurige geistige Organisation zum Hasse, zum Streite, zu gewaltsamem Treiben der Rache oder der Verzweiflung drängt.

Ebensowenig gleichen sich die Träume der Jugend, des reifen und des Greisenalters; der Greis träumt nur selten; seine Nerven sind unter dem Einflusse der Jahre erweicht; von der langen Reise des Lebens ermüdet zurück-

kehrend, ist das Grab das Bett, auf welchem seine irdische Hülle bald für ewig ruhen wird. Nicht mehr bewegt die Hoffnung sein träges, abgestumpftes Herz in rascheren Schlägen; seine Affecte werden von Tag zu Tag schwächer; das höhere Nervenleben verwischt sich mehr und mehr; die Thätigkeit seiner Organe vermindert sich; er empfindet immer weniger das Bedürfniß, den durch jene Thätigkeit verursachten Stoffverlust zu ersetzen. Der Greis schläft wenig; bei'm geringsten Geräusche erwacht er, und wenn er mitunter noch träumt, so beziehen sich seine Träume auf die Vergangenheit; sein Gedächtniß trägt ihn zu den schönen Zeiten seiner früheren Existenz zurück, die, wie er voll Bedauern sieht, unwiederbringlich vergangen sind....

Was das reife Alter in seinen Träumen erblickt, hat auf seine persönlichen Interessen, auf seine Familie, auf das Streben seines Ehrgeizes Bezug.

Die Jugend aber, die strahlende, glanzvolle, die heitere, die lachende Jugend, welche Nächte, welche Träume hat sie!... Noch hat die kalte Berechnung die heißen Emanationen des Herzens nicht abgekühlt; die Organe sind neu und frisch; die Krankheit hat sie mit ihrem scharfen, ätzenden Gifte noch verschont. Wie sanft ist der Schlaf, denn die Seele ist ruhig; der Lebenssaft erfüllt alle Adern und die Gesundheit sprühet durch alle Poren; der Schlaf ist sanft, denn die Augen der Jugend erblicken das Leben durch das tausendfarbige Zauberprisma. Im Traume erscheinen und eilen junge Mädchen, mit Blumenkronen geschmückt, lieblich tönende Worte der Liebe flüsternd, dem Auserwählten ein geheimnißvolles Lächeln spendend, ein Lächeln, welches Glück verspricht. Du eilst mit der Geliebten über die Blumenteppiche der Wiesen, Du vereinst Dein neckisches Spiel mit dem ihren und verfolgst sie jetzt zu der Spitze des Hügels, jetzt in der Tiefe des Thales. — Dann träumst Du wieder, Du habest Flügel und huschtest leicht und behende über den spiegelglatten See, oder Du schwebtest vor den Augen einer staunenden Menge über einen reißenden Strom. Von dem höchsten Gipfel der Berge fliegst Du zur Ebene hinab und wirfst Dich zu den Füßen der, die Du liebst, und fächelst ihr mit lasurnem Flügel Kühlung zu; sie schenkt Dir ein zärtliches Lächeln und bewilligt Dir, was Du im wachen

Zustande von ihr zu fordern niemals gewagt haben würdest; — bei'm Erwachen fühlst Du Dich freudig bewegt, das Herz puls't rascher vor Liebe und Entzücken. — Oefters schließest Du das Auge wieder, um eine Fortsetzung so schöner Bilder zu finden; oft gehst Du einsam hinaus in das Gefild, um in Deinem Gedächtnisse die köstlichsten Eindrücke der vergangenen Nacht wieder aufzufrischen. Eine Atmosphäre von Wollust umgiebt Dich von allen Seiten; die Lüftchen sind lauer, die Blumen frischer, sie duften balsamischer; die Brust wird von unbestimmtem Verlangen geschwellt; das Herz bebt; Du zitterst unwillkürlich in der Erwartung einer berauschenden Wirklichkeit und dieser Zustand unaussprechlicher Expansion, allgemeiner Seligkeit verlängert sich ganze Stunden lang. — O ihr goldnen Träume der Jugend! Ihr Träume voll Liebe, voll glühender Poesie, wer von uns hat Euch wohl nicht gehegt? Später... ach! wer hat Euer Entschwinden nicht bedauert, Ihr goldnen Jugendträume! —

Zweiter Abschnitt.

Der Alp oder das Alpdrücken.

Unter allen Entartungen des normalen Schlafes ist keiner so angreifend, so peinlich und schmerzhaft, als der sogenannte Alp oder das Alpdrücken. Der **Ephialtes** oder **Pnigalion** der Griechen, der **Incubus** der Römer, der **Macherick** der Celten, der **Alomkin** (Vampyrismus) der Magyaren, die **Nightmare** der Engländer, die **Maren** der Dänen, der **Pesarolo** der Italiener, der **Mampesado** der Spanier u. s. f. — Ausdrücke, welche sämmtlich phantastische Wesen, düstre Kinder der Nacht, bezeichnen, der Alp ist ein peinlicher Traum, in welchem sich mit der Erscheinung eines gespenstischen Wesens ein schmerzhaftes Gefühl von Beklemmung, von Suffocation ver-

bindet; ein Traum, in welchem der Schläfer nicht die geringste Bewegung, weder zu seiner Vertheidigung, noch um der drohenden Gefahr zu entrinnen, zu machen im Stande ist, während er eine Beute des Schreckens und der Angst wird. Bei'm Alp sieht der Träumende Ungeheuer, scheußliche Phantome, blutige Leichname, Gerippe, die ihren Gräbern entsteigen, Zwerge, Kobolde, Hexen, kurz, die ganze Horde der heiligen und profanen Mythen, wie sie ihn in häßlichen Verrenkungen, unter abscheulichem Lachen umtanzen. Diese Gestalten setzen sich vor Deinem Bette nieder und greifen Dich an, bald unbeweglich, bald mit gräßlichen Fratzen; ihre langen, spitzen Zähne knirrschen auf einander; ihre fleischlosen Gebeine krachen; plötzlich knieen sie auf Deiner Brust nieder, pressen sie zusammen und regen Dich zu abscheulichen Ausschweifungen, zu den lascivsten Liebkosungen an. Du fühlst, wie Du im Begriff bist, langsam zu ersticken; Du willst schreien, doch Dir versagt die Stimme; Du machst außerordentliche, leider aber vergebliche Anstrengungen, Dich von der Last zu befreien, welche Dich erdrückt.... Endlich erwachst Du keuchend, stöhnend, wie zerschmettert, von Schweiß bedeckt, und begierig sucht Dein Auge einen Lichtstrahl, um den letzten Rest der gräßlichen Bilder zu verscheuchen.

Incubus wird das Alpdrücken genannt, wenn ein Mann irgend ein Wesen mit seiner Last drückt; **Succubus** hingegen, wenn ein weibliches Wesen sich gedrückt fühlt. Demnach wäre der **Incubus** ausschließlich der Alp des männlichen, der **Succubus** der des weiblichen Geschlechts. Doch würde es, der sprachlichen Abstammung beider Ausdrücke nach zu urtheilen, richtiger sein, **Incubus** den Traum zu nennen, in welchem der Schläfer selbst ein Wesen erdrückt, **Succubus** hingegen den, in welchem der Träumende selbst erdrückt wird, ganz abgesehen vom Geschlechte.

Der **Incubus**, auch Nachtmännchen genannt, legt sich zu den Frauenzimmern und mißbraucht sie. „Auf seinem nächtlichen Renner dahin sausend durch die düstern Schatten, durch die dampfenden Nebel der Nacht, über Ströme und Seen umherjagend, sucht der heimtückische Alp ein junges, von der Verzweiflung der Leidenschaft geängstigtes, in unruhigen Schlummer gewiegtes

Mädchen. Mit gierig funkelndem Blicke sitzt er ab und setzt sich grinsend auf die geängstigte Brust. Die Unglückliche, von namenloser Angst Gequälte will gehen, laufen, schwimmen, fliehen, sich fortschleppen — Alles umsonst! Der häßliche Dämon beschwert ihren Busen, er richtet sich auf, schaukelt sich, rollt seine wilden Augen in ihren blutenden Höhlen, er horcht mit stiller Lust auf ihre Klagelaute und freut sich, hohnlächelnd ihrer furchtbaren Leiden." — Der **Succubus** oder die Druth (Trude) nimmt die Gestalt eines wildschönen Weibes an und quält die Männer, besonders junge, vollblütige und feurige, mit ihren gräßlichen Liebkosungen, unter deren Last der von ihrer Gunst beglückte Unglückliche die entsetzlichsten Qualen auszustehen hat. — Wie das Nachtmännchen die Weiber, so verführt die Druth die Männer zu Vergehen und unnatürlichen Verbrechen in der geschlechtlichen Liebe. —

Zu den Ursachen des Alpdrückens gehört u. a. auch ein im Wachen erhaltener lebhafter Eindruck, ein durch einen widerwärtigen Auftritt, an welchem man thätig oder als Augenzeuge betheiligt gewesen, hervorgerufene Erschütterung des Gehirnes. Der Anblick eines häßlichen, in irgend einer Weise angreifenden Gemäldes; die angestrengte Aufmerksamkeit auf eine lebhaft vorgetragene Erzählung genügen, um eine Prädisposition zum Alpdrücken hervorzurufen; die häufigsten Ursachen liegen indessen ohne alle Widerrede in einem abnormen Zustande, in einer krankhaften Stimmung gewisser Organe. Die Beobachtung beweis't uns täglich, daß Gehirnaffectionen die sonderbarsten, die bizarrsten Träume hervorrufen. Die percipirten Gegenstände nehmen so unglaubliche Formen, so merkwürdige, unmögliche Färbung an, die Gestalten bewegen sich in einer so außergewöhnlichen Weise, daß der Geist wie in ein Gebilde der Apokalypse sich fortgerissen sieht. So behauptet man, daß der berühmte Callot seine sonderbaren Teufelsbilder in einem durch übermäßige Geistesanstrengung verursachten Anfalle von Gehirnaffection gemalt habe. In einem ähnlichen Zustande soll Dante Allighieri seine schrecklichen Höllenscenen concipirt haben. —

Je nachdem das eine oder das andere Organ afficirt ist, nehmen auch die als Alpdrücken bezeichneten Träume einen andern Character an.

Bei Krankheiten der Brusthöhle, namentlich bei Affectionen des Herzens und der großeu Blutgefäße, ist das Statt findende Gefühl von Angst so stark, daß der Schlafende jählings erwacht, mit kaltem Schweiß bedeckt, mit beschleunigtem, kurzem Athem, und noch lange, nachdem er die Augen geöffnet, staunend und ängstlich bleibt.

Am Häufigsten ist das Alpdrücken Folge einer Affection des Magens oder des Darmcanals, besonders wenn die Verdauung schwierig von Statten geht oder Indigestion vorhanden ist. Der Schlafende hat anfänglich ein Gefühl von Schwere in der Herzgrube und im Unterleibe; dann stellt sich Beklemmung ein, welche immer mehr zunimmt und zuletzt unerträglich wird; der Schläfer will ersticken, er möchte Hülfe schreien, davoneilen: doch versagen ihm Stimme und Glieder den Dienst; er muß den qualvollen Zustand — den Succubus in seiner ganzen Intensität — aushalten, bis er endlich erwacht.

Der Alp ist häufig mehr oder weniger vollständig; seine Intensität steht mit der der ihn herbeiführenden Ursachen in geradem Verhältnisse. Eine unpassende Körperlage während des Schlafes, die Erkältung irgend eines Körpertheiles, Hunger, Durst, rheumatische Schmerzen, irgend ein auf eine Extremität oder ein Organ beschränkter krankhafter Proceß ꝛc. verursachen verschiedene Arten oder Grade des Alpdrückens. So träumt man z. B. bei zu eng zusammengeschnürten Halsbinden ꝛc., man werde erdrosselt; das Herabfallen der Bettdecke giebt Veranlassung zu dem Traume, daß wir erfrieren; heftiger Durst läßt uns von klaren Quellen köstlich erfrischenden Wassers, starker Hunger von reichbesetzten Tafeln träumen, u. s. w.

Galen erzählt von einem jungen Mann, welcher schon Jahre lang an sehr heftigem nervösem Hüftweh litt. In Folge eines sehr starken Schmerzanfalles hatte er mehre schlaflose Nächte; bis eines Tages der kranke Theil, bisher Sitz von heftigem Brennen, allmälig kälter wurde, worauf die Schmerzen nachließen und der Patient zuletzt einschlafen konnte. Nach einigen Stunden unruhigen Schlummers träumte ihm, er habe ein Bein von Marmor; — nach dem Erwachen fand sich, daß das Bein gelähmt war! Die Veranlassung zu diesem merk-

würdigen Traume war ohne Zweifel der krankhafte Proceß, welcher während des Schlafes in dem Beine Statt fand; nach dem Aufhören der Nerventhätigkeit verschwanden mit der Vitalität des Gliedes auch die Schmerzen und das daraus resultirende Gefühl von Kälte ließ den Traum entstehen. — Auf ähnliche Weise ließe sich auch der Traum Jacob's erklären, dem ein Engel in dem Augenblicke, als er den Fuß auf die mysteriöse Leiter setzte, das Bein verdorren ließ.

Der heilige Hieronymus war einst an der Stelle, „wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert", mit Blutgeschwüren wie übersäet; in Folge dessen träumte ihm, ein Engel peitschte ihn tüchtig durch, weil er — zuviel Selbstgefälligkeit in seinen Styl gelegt habe! Bei'm Erwachen befühlte der gute Mann die geprügelte Stelle und fand, daß sie sehr schmerze.

Ein Schuster, welcher schon längere Zeit an einer Entzündung des rechten Auges litt, träumte, sein Affe kratze ihm dasselbe mittelst eines Pfriemens aus; ein heftiges Schmerzgefühl erweckte ihn plötzlich; vergebens öffnete er die Lieder des kranken Auges, vergebens trat er an das Licht, um mit demselben zu sehen — er war während des Schlafes einäugig geworden.

Eine Dame war in einer kalten Winternacht mit einem Arme außerhalb des Bettes eingeschlafen; eine unwillkürliche Bewegung brachte die Extremität auf ihre Brust; in Folge dieser Berührung des eiskalten Gliedes träumte ihr, sie umarme einen Leichnam.

Zuweilen sind die mit dem Alpdrücken vorgeführten Traumbilder so complicirt und dabei doch so klar, daß sie sich dem Gedächtnisse tief einprägen und noch lange nach dem Erwachen ein Gefühl von Schreck hinterlassen. Gewöhnlich ist es ein Verlust, eine Untreue, ein Todesfall, welchen Du zu fürchten hast; diese Idee verfolgt Dich den ganzen Tag und malt sich auch im Traume mit allen ihren düstern Farben ab. Diese Art des Alpes kommt besonders bei hysterischen und hypochondrischen Individuen, bei schüchternen, leicht zu erschreckenden jungen Leuten, kurz bei solchen Personen vor, welche entweder schwach von

Character, welche leichtgläubig, oder aber, welche für Eindrücke jeder Art sehr empfänglich sind.

Solche Träume afficiren und verstimmen die Psyche; vergebens sucht man die trüben Gedanken zu verscheuchen, welche sie hervorrufen; hartnäckig kehren sie zurück, einem geheimnißvollen Vorgefühle, einer düstern Ahnung gleich. Wenn sich nun unglücklicherweise der Traum in Folge einer verhängnißvollen Ursache verwirklicht, so gilt er natürlich für eine Botschaft aus dem Jenseits, daher der Ausdruck: „Weissagungstraum". Dieser auch noch heut weit verbreitete und vielfach gehegte und gepflegte Glauben ist eine reichliche Quelle einer stets schädlichen, für schwache, leichtgläubige Menschen oft sogar höchst verderblichen Furcht. —

Dritter Abschnitt.

Prophetische oder Weissagungs-Träume (Schicksalsträume).

Wenn es einerseits der gesunden Vernunft ganz zuwider läuft, an eine verhängnißvolle, vom Schicksale bestimmte Erfüllung der Träume im Allgemeinen zu glauben, oder diese Träume als Nachrichten oder Winke, von einer unbekannten, geheimnißvollen, verborgenen Macht gegeben, zu betrachten, so dürfen wir doch andererseits die Existenz gewisser Träume, welche bis auf die geringsten Details in Erfüllung gehen, und die deßhalb Weissagungs- oder prophetische Träume genannt werden, keineswegs geradezu in Abrede stellen. Die außerordentlich große Menge von Beobachtungen, welche wir über diesen Gegenstand haben, erlaubt uns nicht, das auffallende Zusammentreffen zwischen den eintretenden Ereignissen, den wirklichen Katastrophen und den Träumen, in

denen dieselben angekündigt waren, als rein zufällig zu betrachten. Ungeachtet alles Verneinens von Seiten der Skepsis, ungeachtet alles Sträubens der Vernunft ist und bleibt der prophetische Traum eine Thatsache, welche häufig wiederkehrt; man kann ihn als einen besondern Proceß, als das Resultat einer eigenthümlichen Thätigkeit des Gehirnes betrachten, welche während des Schlafes in Folge der Wirkung mehr oder weniger schwierig zu erfassender Ursachen Statt findet. Uebrigens ist die Erfüllung eines prophetischen Traumes um Nichts wunderbarer, als die Realisirung der Prophezeihungen einer Somnambule, ist das Vorgefühl der Zukunft im Traume um Nichts weniger möglich, als im wachen Zustande. Der prophetische Traum erscheint uns nur deßwegen übernatürlich, weil wir in den meisten Fällen seine Ursache nicht kannten; ist diese entdeckt, so betrachten wir ihn als zum gewöhnlichen Verlauf der Dinge gehörend.

Eine natürliche Erklärung dieser Art von Träume werden wir an einer andern Stelle dieses Werkchens zu geben suchen; eine solche liegt übrigens schon wenn auch nur theilweise, in der im 20. Capitel gegebenen Theorie der Modification des Nervenfluidums.

Der Philosoph Synesius, dem 5. Jahrhundert angehörend, ein Mann, welcher Viel über Schlaf und Traum gedacht und geschrieben, stellt in Bezug auf den hier berührten Gegenstand folgende Ansicht auf: —

Die Sinne sind zwar die Vermittler und Werkzeuge der Sinneseindrücke, doch ist die Empfindung und die Auffassuug der Sinneseindrücke einzig und allein Sache des Verstandes: denn während des Schlafes sehen wir Farben, hören wir Töne, haben wir Perceptionen des Gefühlssinnes 2c., während unsre Sinne ruhen und ohne daß sie im Mindesten dazu mitwirken; ich glaube sogar, daß diese Art zu percipiren, zu fühlen, weit zarter, weit schärfer ist. Während des Schlafes reden wir mit Gott; während des Schlafes vermehrt, expandirt sich unsre Intelligenz und wir erblicken oder errathen die Zukunft. Wenn also Jemand, durch einen Traum geleitet, einen Schatz findet, oder ein Geheimniß entdeckt, so sehe ich dabei nichts Unmöglicheres, nichts Unwahrscheinlicheres, als

wenn sich Jemand ohne Kenntniß von einer bestimmten Sache niederlegt, und, über dieselbe unterrichtet, erwacht, nachdem er im Schlafe mit den Musen Umgang gepflogen und ihre Lehre empfangen hat. Beispiele hiervon haben wir in unsrer Zeit genug, und ich finde darin nichts Unglaubliches." —

Die Geschichte der Tempel des Alterthums ist an Beispielen von Weissagungsträumen reich genug; die meisten alten Philosophen und Schriftsteller betrachteten dieselben als reale Thatsachen, ohne ihren Causalverhältnissen nachzuspüren. Manche dieser Träume sind so außerordentlich, so wunderbar, daß viele Leser heutzutage nicht umhin können, dieselben als Märchen, zur Unterhaltung erfunden, zu betrachten, obgleich diese vermeintlichen Märchen von ernsten, intelligenten Männern mit dem Ausdrucke der innersten Ueberzeugung mitgetheilt werden, von Männern, welche durchaus nicht das geringste Interesse habeu konnten, das Publicum zu täuschen. Demnach müssen wir alle historischen Thatsachen, die wir nicht zu erklären vermögen, ganz in Abrede stellen, oder jenen Mittheilungen Glauben schenken.

Cicero, welcher bekanntlich über Träume, Auguren und dergl. oft spottete, theilt gleichwohl in seiner Schrift über „Divination" mehre merkwürdige Beispiele von prophetischen Träumen mit, u. a. den des Simonides:

Simonides fand nämlich am Rande eines Weges den Leichnam eines Mannes und bestattete ihn zur Erde. Am folgenden Tage wollte er zu Schiffe nach Delos gehen; in der Nacht nach dem Begräbnisse erschien ihm aber im Traume der Geist des von ihm Beerdigten und warnte ihn, sich auf dem bestimmten Fahrzeuge nicht einzuschiffen, sonst würde er in den Wellen seinen Tod finden. Dieser Traum machte auf Simonides einen so lebhaften Eindruck, daß er seinen Plan änderte: — wenige Tage nachher kam die Nachricht, daß das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sei.

Zwei Arkadier reis'ten zusammen nach Megara. Hier angelangt, trennten sie sich; der Eine von ihnen ging in eine Herberge, der Andere in das Haus eines Freundes, um bei diesem die Nacht zuzubringen. Diesem Letztern erschien im Traume sein Begleiter, wie er ihn mit lauter Stimme um Hülfe anrief ge-

gen den Herbergswirth, der ihn ermorden wolle. Durch diesen bösen Traum jählings erweckt, springt er auf, um zu seinem Freunde zu eilen; auf der Straße angekommen, bedenkt er jedoch, wie lächerlich es erscheinen müsse, daß er einem solchen Schlafe glaube, und legt sich wieder zur Ruhe. Kaum eingeschlafen, erblickt er seinen Freund nochmals, von Dolchstichen durchbohrt, von Blut bedeckt, und vernimmt die Worte: „Da Du mir das Leben nicht retten konntest, mein Freund, so trage wenigstens Sorge dafür, daß der Mörder seiner Strafe nicht entgehe. Stelle Dich bei'm ersten Lichte des Morgens an das nach Osten führende Thor der Stadt; dort wirst Du einen mit Mist beladenen Karren finden, in welchem der Mörder meine Leiche verborgen hat.„

Von diesem Traume noch heftiger ergriffen, als von dem ersten, eilte der Arkadier an das im Traume bezeichnete Thor. Er hatte nicht lange gewartet, als wirklich ein Mistkarren herannahete, in welchem er bei'm Durchsuchen die Leiche seines Gefährten fand. Der Mörder wurde ergriffen und mit dem Tode bestraft.

Auch Valerius Maximus erzählt diese Begebenheit, mit Hinzufügung einiger Commentare.

Calpurnia, die Gemahlin Cäsar's, hatte in einer und derselben Nacht zwei prophetische Träume. Zuerst sah sie aus der Statue ihres Gatten Blut hervorrieseln; dann träumte ihr, das Dach ihres Hauses stürze ein und ihr Gemahl falle unter den Dolchen einer Bande von Mördern. Von diesen beiden Träumen auf's heftigste geängstigt, erzählte sie Cäsar dieselben am folgenden Morgen und beschwor ihn, an diesem Tage nicht in den Senat zu gehen: doch ihr Flehen war vergeblich; die Träume gingen in Erfüllung; Cäsar wurde erdolcht.

Dr. Bourdon giebt folgende, unserm Dafürhalten nach ganz richtige, phisiologische Erklärung dieses Traumes:

„Nicht deßwegen, weil Calpurnia im Traume ihres Gemahles Statue blutig sah, stirbt Cäsar unter Brutus Dolche; wohl aber sind ihre Visionen Folge ihrer Befürchtungen, und diese Befürchtungen rühren von der Betrachtung

her, daß Cäsar sich zu rasch zu einer den römischen Republikanern verhaßten Macht emporgeschwungen hat. Sie weiß genau, was Cäsar um den Preis einer Krone oder eines neuen Lorbeerkranzes opfern, sie weiß aber auch, was Brutus oder Decius wagen würden, um ihm diese Krone zu entreißen. Sie weiß, daß jeder Ehrgeizige in der Erhebung seines Nebenbuhlers seine Erniedrigung sieht, weiß, daß der Haß zu fürchten ist, namentlich gerade dann am Meisten, wenn er den äußern Anschein der Billigung und des Beifalles annimmt. Sie kennt Cassius; sie fürchtet, daß er von einem unter dem römischen Purpur verborgenen Dolche Gebrauch machen wird; sie träumt von Blut und beschwört Cäsar, nicht in den Senat zu gehen. Cäsar, die Ahnungen eines Weibes verachtend, sucht den Tod auf einem Throne, nachdem er ihm in zwanzig siegreichen Schlachten, deren Preis dieser Thron gewesen, getrotzt hat."

„Calpurnia's Traum, die Ahnungen, die er in ihr wach ruft, das gräßliche Ereigniß, welches dieselben in Erfüllung gehen läßt, — Alles hat dieselben Ursachen, Alles liegt im natürlichen Laufe der menschlichen Dinge." —

Olympia, Mutter Alexander d. Gr., träumte einige Zeit vor ihrer Niederkunft, daß sie ein von Kopf bis zu Fuß geharnischtes Kind gebäre, welches, glorreicher als Achilles, einen herrlichen Renner bändigte, mit seinem Ruhme Europa und Asien erfüllte, Eroberer der ganzen Welt werde und in der Blüthe seiner Jahre sterbe. — Die Geschichte Alexander's, des Sohnes Philipp's von Macedonien, ist die Realisirung dieses Traumes seiner Mutter.

Chryhippus erzählt, daß einem seiner Freunde geträumt habe, er sähe ein an den Vorhängen seines Bettes hängendes Ei. Als er einen Wahrsager um die Bedeutung dieses Traumes befragt, habe dieser geantwortet, es bedeute derselbe, daß unter dem Bette ein Schatz verborgen liege. Bei'm Nachgraben habe der Schläfer an der bezeichneten Stelle eine ziemlich bedeutende Geldsumme gefunden.

Nach der Ermorduug ihres Gemahles Agamemnon träumte Klytemnestra wiederholt, dieser Fürst käme zu ihr, mit dem Kopfe eines Drachen, um

sie zu verschlingen. Bald darauf rächte Orestes den Tod seines Vaters durch Erdolchung der Klytemnestra.

Der Hekuba träumte, sie berge in ihrem Schooße eine brennende Fackel; bald darauf brachte sie Paris zur Welt, welcher zu Troja's Zerstörung Anlaß gab.

Der Mutter des Phalaris, des Tyrannen fluchwürdigen Andenkens, däuchte es im Traume, sie genese von einem von Blut triefenden Gefäße.

Hipparch, Tyrann von Athen, träumte, Venus spritze ihm Blut in das Gesicht. Eine verbrecherische Liebe verursachte seinen Tod.

Während der Belagerung von Syrakus träumte Hannibal, daß er in einem Palaste dieser Stadt zu Abend esse; am folgenden Tage läßt er Sturm laufen und erobert Syrakus.

Zwei Nächte hintereinander sah Brutus im Traume ein Phantom, welches seinen nahen Tod prophezeihte.

Zu Lutetia träumt Julian der Abtrünnige, Jupiter und Minerva verlangen ihre Tempel zurück. Er rüstet sich, durchzieht Germanien und Thracien, läßt sich zu Byzanz krönen, geht nach Rom und erhebt für einige Zeit die Götter des Olymps wieder auf ihre Altäre.

Sylla zauderte, auf Rom loszumarschiren, als er im Traume sah, wie Bellona auf seiner Seite erschien und Jupiter's Blitze schleuderte. Am folgenden Tage nahm er Rom und überschwemmte es mit Blut.

Demselben Feldherrn träumte, er sähe die Parze mit ihrer verhängnißvollen Scheere seinen Lebensfaden abschneiden. Lachend theilte er diesen Traum einigen seiner Freunde mit. Am folgenden Tage wurde er von einem tödtlichen Fieber ergriffen, an welchem er drei Tage darauf starb.

Am Morgen des Tages, an welchem Heinrich II. von Frankreich in einem Turnier umkam, beschwor ihn seine Gemahlin Katharina, an diesem Tage nicht zu kämpfen, denn sie habe ihn im Traume todtenbleich und mit Blut bedeckt erblickt.

Eines Nachts erwachte Marie von Medicis, die Augen voller Thränen, unter lautem Schluchzen, an der Seite ihres Gemahles, Heinrich IV. Von diesem um die Ursache ihres Schreckes befragt, antwortete sie: — Mir träumte, ich sah Euch ermordet!....

Um sie zu beruhigen, sagte Heinrich lächelnd: — „Glücklicherweise sind Träume nur Schäume!“

Einige Tage darauf beraubte der Dolch eines Fanatikers Frankreich eines seiner vortrefflichen Könige.

Im „**Wight Independant**“ theilt der Publicist Gordon einen merkwürdigen Traum mit, und knüpft zugleich psychologische Erklärungen daran, welche wohl geeignet sind, das von ihm Mitgetheilte zu bewahrheiten. Das Wesentlichste davon ist Folgendes:

Ein König von Wales führte mit einem andern Fürsten der britischen Inseln Krieg; Beide Heere standen im Felde und Beide suchten durch eine weise Strategie den Sieg zu erringen. Nach einem angestrengten Marsche macht der König von Wales in einer sehr vortheilhaften Stellung Halt. Von Ermüdung überwältigt, versinkt er, auf dem Rasen liegend, in tiefen Schlaf, und träumt, er überschreite einen Fluß auf einer eisernen Brücke. Da erblickt er auf dem andern Ufer des Flusses, inmitten riesiger Felsen, eine Höhle; eines unsichtba- Stimme ruft ihm zu: „Hier liegt ein geheimer Schatz!“ und dadurch veranlaßt, tritt er ein. Nach viertelstündigem Suchen findet er einen mit Gold gefüllten Kasten; er ruft seine Leute und läßt ihn davontragen.

Nach dem Erwachen erzählte der König seinen Officieren den Traum, diese zeigten ihm auch wirklich hinter dem zu ihren Füßen rieselnden Bache eine Art Keller, welcher sofort untersucht wurde. Wirklich fanden sie in einer Höhlung des Felsbodens, mit Erde bedeckt, einen bedeutenden Schatz.

Wer hat nicht das reizende Idyll „Paul und Virginie“ gelesen? — Mad. Mallet, Virginien's Mutter, hatte einen Traum, in welchem ihr der Tod ihrer Tochter mitgetheilt wurde und zwar in derselben Stunde, in der die

traurige Katastrophe Statt fand; sie erblickte alle einzelnen Umstände des Schiffbruchs. Und doch war sie zwölfhundert Meilen von ihrer Tochter entfernt!

Joseph Frank, der berühmte Arzt, erzählt folgende Geschichte: — Eine lithauische Edelfrau, zwanzig Jahre alt, von skrophulöser Constitution, erwachte in der ersten Zeit ihrer ersten Schwangerschaft eines Nachts mit einem lauten Schrei; vor Furcht bebend erzählte sie ihrem Gemahl den Traum, welcher sie so erschreckt hatte. „Es kam mir vor, ich befände mich in einer Kirche. Es drängte mich, in das Gewölbe hinabzusteigen. Hier sah ich auf einem offenen Grabe eine Frau sitzen, welche zwei Kinder an der Brust hatte. Als sie bemerkte, daß ihr Anblick mich erschreckte, sagte sie: — „Sei ohne Furcht, meine Tochter! Ich bin Dein Geist; an dem Tage „nach Deiner Entbindung von zwei Knaben wirst Du an meiner Stelle schlafen!"

Der Gemahl suchte vergeblich den tiefen Eindruck, welchen dieser Traum auf seine Gattin gemacht hatte, zu verwischen. Von Kindheit an mit Erzählungen von Hexen und Gespenstern genährt, verfiel die Letztere in tiefe Melancholie, welche immer schlimmer wurde, je näher die Zeit ihrer Entbindung nahete. Als der Augenblick gekommen und ein Kind plötzlich zur Welt gebracht war, sagte die Hebamme, daß noch ein anderes Kind im Mutterschoße liege. „Davon darf meine Tochter niemals Etwas erfahren!" rief die vorsichtige Mutter. Doch ließ sich der Umstand nicht verheimlichen, und in verzweiflungsvollem Tone sprach die Wöchnerin zu ihrem Gemahle: „So geht mein Traum doch in Erfüllung!" — Wenige Tage später starb sie am Kindbettfieber.

Ein anderer Fall, in welchem der prophetische Traum von einer prophetischen Hallucination begleitet war, ist der folgende:

Ferdinand F., von reifem Alter und trockner, nervöser Constitution, pflegte alljährlich um die Kirchweihzeit einige Tage bei meinem Jugendfreunde, Fabrice R., zuzubringen. Bei seinem letzten Besuche fand er den Freund unpäßlich; doch vergaß der Patient sein Leiden über der Freude des Wiedersehens; die Genüsse der Freundschaft schienen sogar die Krankheit verjagt zu haben. Indessen hatte Ferdinand in dem von Furchen durchzogenen Antlitze seines

Freundes etwas Ungewohntes bemerkt, und am Tage seiner Abreise konnte er einige Besorgnisse hinsichtlich des Gesundheitszustandes desselben nicht unterdrücken. Er umarmte ihn, mit der Bitte, ja recht besorgt und vorsichtig zu sein, namentlich eine strenge Diät zu befolgen; dann reis'te er nach seinem zwanzig Meilen von dem Dorfe entfernten Wohnorte ab. Einige Zeit nach seiner Rückkehr fühlte sich Ferdinand beklemmt und von einer unbestimmten Traurigkeit gedrückt, ohne sich über die Ursache dieser Stimmung, die ihm ungewöhnlich war, Rechenschaft geben zu können; in der folgenden Nacht hatte er einen häßlichen Traum. Er sah einen Sarg aus seines Freundes Hause tragen, von der in Trauergewänder gekleideten Familie gefolgt, welche die Bahre zur ewigen Ruhestätte begleitete. Er wendete sich an einen Mann des Leichengefolges, um den Namen des Verstorbenen zu erfahren, worauf dieser ihm antwortete: — „Sind sie so gleichgültig geworden, daß sie das traurige Ende des armen Fabrice nicht kennen?"

Diese kalten Worte erweckten Ferdinand plötzlich; er verbrachte den übrigen Theil der Nacht in einer außerordentlichen Aufregung.

Am folgenden Tage hatte er ernste Pflichten zu erfüllen, welche seine gesellschaftliche Stellung ihm auferlegte; er war traurig, ungeduldig, zerstreut, Beute einer unklaren Unruhe; vergebens suchte er den schmerzlichen Eindruck zu verwischen, welchen der Traum auf ihn gemacht hatte; der Gedanke daran, welchen er mit seiner ganzen Willenskraft verjagte, kehrte immer trauriger, immer trüber zurück. So verging der Tag, unter einer Unbehaglichkeit, einer Unruhe, welche eine Art Fieber hervorriefen. Am Abend, als er an seinem Schreibtische mit der Vollendung eines Briefes an Fabrice beschäftigt war, in welchem er den Freund von seinem Traume, von seiner lebhaften Unruhe benachrichtigte, klopfte es leise an seine Thür. Er steht auf, nimmt das Licht und öffnet. — Wen erblickt er? Seinen Freund!....

„Sei herzlich willkommen"! rief er, einen Schritt zurücktretend, um seinen Leuchter niederzusetzen. „Eben schrieb ich an Dich, um anzufragen...."

Bei diesen Worten kehrt er mit offnen Armen zurück, um den Freund zu umfangen.... Niemand ist da... Er überschreitet die Thürschwelle, blickt nach

allen Seiten... Niemand ist zu bemerken. Er ruft... keine Antwort; ringsum tiefes Schweigen... Er klopft die Nachbarn heraus, und fragt, ob Niemand Fabrice gesehen habe... Ueberall verneinende Antwort. Nach langem, vergeblichem Suchen kehrte er zurück, mit brennendem Gehirn und erschüttertem Gemüthe, voll grausenden Staunens über diese geheimnißvolle Erscheinung. Er fragte sich, ob die Gegenwart seines Freundes zu einer solchen Stunde nicht ein Traum, ein Gebilde seiner krankhaft afficirten Psyche sei? Es hatte doch aber an seine Thür geklopft; er hatte sie geöffnet; er hatte den Freund mit offnen Augen ganz deutlich erblickt; seine Sinne konnten ihn doch nicht getäuscht haben... — „Jedenfalls verbirgt diese Erscheinung etwas Geheimnißvolles, murmelte er, während er Vorbereitungen zu seiner Abreise traf. Am folgenden Morgen machte er sich wieder auf den Weg nach dem Dorfe,

Im Hanse seines Freundes angekommen, fand er die Familie in Thränen und Schmerz. Man theilte ihm mit, daß Fabrice am Abend vorher beerdigt worden sei.

Die Ursache dieses immerhin merkwürdigen Traumes und der prophetischen Hallucination liegt unbedingt in dem lebhaften Eindrucke, den die Krankheit des einen Freundes auf die Psyche des andern machte. Ein trüber, hartnäckig wiederkehrender Gedanke hatte Ferdinand in seine Heimath verfolgt; mit demselben hatte er sich Abends niedergelegt und während des Schlafes hatte die Ueberreizung der Gehirnorgane die Entstehung jenes alpähnlichen Traumes herbeigeführt. Woher aber jene unerklärliche Traurigkeit, jene unbegreifliche Niedergeschlagenheit bei Ferdinand, woher jener plötzliche Tod des Freundes an demselben Abend, an welchem die Hallucination Statt fand? — Dies Alles hat andere Ursachen, auf welche wir vor dem Schlusse dieses Werkes noch zurückkommen. —

Wir wollen noch einige Beispiele von prophetischen Träumen anführen.

Ein nicht ohne allen Grund eifersüchtiger Ehemann geht spazieren, setzt sich unter einen Baum, zieht ein Buch aus seiner Tasche und schläft über dem Lesen ein. Da träumt ihm, ein junger Mann liege in den Armen seiner Frau;

er erwacht, kehrt rasch nach Hause zurück, springt, anstatt den gewöhnlichen Weg zu gehen, über eine Hecke und gelangt zu einem Pavillon, in welchem seine Ehehälfte ihre Mittagsruhe zu halten pflegte. Er setzt eine Leiter an, ersteigt sie geräuschlos — — was erblickt er durch die Jalousieen? Seine Frau und den jungen Mann, ganz in der Stellung, wie sein Traum sie ihm vorgeführt hatte, gerade, wie wenn dieser Traum ein treuer Spiegel gewesen wäre. Die verliebte Umarmung war indessen vorbei... Der Gatte, ein Mann von Geist, sagt bei'm Hinabsteigen kaltblütig zu sich selbst: „Es ist vorbei; geschehene Dinge lassen sich nicht ändern"... Dann kehrte er traurig zurück, um über die Vergänglichkeit der Liebe nachzudenken, und das Resultat des eingeleiteten Ehescheidungsprocesses zu erwarten

Ein junges Mädchen hatte von ihrer Mutter die Erlaubniß erbeten und erhalten, in einem kleinen, nach einer Gartenterrasse zu gelegenen Zimmer schlafen zu dürfen, um, wie sie sagte, früh Morgens Vögel auf der Leimruthe zu fangen. Die leichtgläubige Mutter fragte jeden Morgen, ob sie ihren Zweck erreicht habe? und stets antwortete die pfiffige Tochter, daß die Vögelchen in dem Augenblicke, wo sie dieselben habe ergreifen wollen, davongeflogen seien. Eines Nachts hörte die Mutter ein leises Geräusch in dem Schlafcabinete der Tochter; ein Verdacht regte sich in ihr und sie wollte schon aufstehen, um zu recognosciren, als sie bedachte, daß ihre Tochter das Bett verlassen haben könne, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Kaum war sie wieder eingeschlafen, als ihr träumte, ein junger Mann erklettere die Mauer der Terrasse und trete in der Tochter Gemach. Von diesem Traume bei'm ersten Schimmer des Morgens erwacht, erhebt sie sich vorsichtig, öffnet leise die Thür des Cabinets und sieht ihre Tochter... gerade so wie in La Fontaine's Erzählung... Ohne durch diesen Anblick aus der Fassung gebracht zu werden, riegelte sie die Thür zu mit den Worten; „Diesmal ist das Vögelchen wenigstens gefangen, wir müsseu nur dafür sorgen, daß es nicht wieder entwische." — Eine Heirath war das Resultat dieser Art von Vogelstellerei. —

Einer Mutter, schon seit mehren Tagen über die Gesundheit ihres in Pflege gegebenen Kindes in Sorgen, träumte, dasselbe sei lebendig begraben. Sogleich reis'te sie ab und kam gerade an, als das Grab ihres Söhnchens gefüllt werden soll. Sie läßt die Gruft öffnen, reißt voll Verzweiflung den Sargdeckel ab und eilt mit dem Kinde in den Armen davon. — Die angewendeten Hülfsleistungen bringen es bald wieder zum Leben.

Einem Adjudanten, welcher mit der Frau seines Generals eine Liaison unterhielt, träumte einst, der Gemahl überrasche sie mit gezogenem Degen, um sich wegen des sträflichen Verhältnisses zu rächen; erschreckt wacht er auf und erzählt der neben ihm ruhenden Frau Generalin seinen Traum. Lachend erwiedert diese, ihr Mann sei in diesem Augenblicke mehr als hundert Meilen entfernt. Der Adjudant schläft wieder ein, obgleich von dem, was er träumt, ganz erschüttert. In derselben Nacht wiederholt sich derselbe Traum; er erwacht und hört die Hausklingel heftig ziehen. Mit dem Degen in der Faust tritt unmittelbar darauf der General in das Schlafzimmer, und dem armen Adjudanten blieb kaum Zeit, wohl oder übel in einem sehr luftigen Costüm durch das Fenster zu voltigiren.

Einem Studenten der Rechte, im Begriff, seine Prüfung zu absolviren, träumt, sein Vater liege im Sterben und wünsche ihn vor seinem Tode noch einmal zu umarmen. Am folgenden Morgen erhält er einen Brief, in welchem sein Traum bestätigt wird. Er reis't sogleich ab und kommt in dem Augenblicke an, in welchem der Vater seinen letzten Seufzer aushaucht.

In Folge des betrügerischen Bankerotts ihres Bankiers hatte eine vornehme, geistreiche Pariserin einen ziemlich bedeutenden Vermögensverlust erlitten, welcher sie mehre Jahre lang sehr afficirte, so daß sie, ungeachtet der Zerstreuungen, welche ihr ihre Stellung in der feinen Welt darbot, stets daran dachte. Eines Tages wurde in ihrem Beisein über prophetische Träume gesprochen, von denen mehre ganz genau eingetroffen waren. Bei'm Einschlafen kamen ihr diese Gespräche lebhaft in den Sinn und in Folge dessen hatte sie folgenden Traum: —

Zu einer Lustpartie eingeladen, kam sie an ein herrliches Landhaus. Vom Wagen herabgestiegen, um die Avenüe zum Schlosse zu Fuße zurückzulegen, begegnete ihr eine alte arme Frau, mit einem Affen auf der Schulter, welcher sie mitleidig ein Geldstück reichte. An dem Orte des Festes angekommen, fand sie sich plötzlich ihrem Bankerottirer gegenüber; außer sich darob, daß man so rücksichtslos gewesen und sie zu einer Gesellschaft eingeladen, in welchem sie mit diesem Erbärmlichen zusammentreffen mußte, verließ sie den Saal rasch, mit dem Vorsatze, bei der nächsten Gelegenheit dem Herrn der Villa ihr Mißfallen über diese Effronterie zu erkennen zu geben. Auf dem Wege zu ihrer an der Einfahrt haltenden Chaise erblickte sie die alte Bettlerin nochmals, vou mehren Frauen aus dem Volke umgeben, an welche sie Papierzettel vertheilte die ihr Affe mit Zahlen beschrieb. Auf die Frage der Dame, was hier vorgehe, antwortet die Alte, ihr Affe habe die Gabe, in der Zukunft zu lesen, und daß die Lotterienummern, welche er aufschreibe, in der nächsten Ziehung unfehlbar mit einem Gewinne herauskommen würden. Der jungen Eleganten kommt die Laune an, die Unfehlbarkeit des Affen auf die Probe zu stellen; sie giebt der Alten noch ein Almosen und bittet gleichfalls um ein Loos. Sogleich kritzelt der Affe Etwas auf ein Stück Papier, welches die Alte der Dame darreicht. Anstatt einer Reihe von Ziffern lies't diese folgende Worte:

„Meine Kunst beschränkt sich auf das Errathen der einfachen Nummern und der Amben, während die Dame eine Quinterne gewinnen muß, um den erlittnen Verlust wieder zu decken. Sie wird deßhalb gut thun, in das Irrenhaus zu gehn; die Zelle Nr. 3 des östlichen Flügels wird von einem durch seine Wahrsagerkunst berühmten Astrologen bewohnt. Dieser wird ihr nach einigen Weigerungen und Grobheiten fünf Nummern angeben, welche jedenfalls mit dem gewünschten Gewinne herauskommen werden."

Ganz verwundert über diesen sonderbaren Traum erwachte die Dame; den Tag über scherzte sie mit ihren Freundinnen darüber, und ungeachtet des unter diesen herrschenden sehr geringen Grades von Leichtgläubigkeit beschloß man dennoch, nach Bicêtre zu gehen; mau betrachtete diesen Gang übrigens als einen

Spaziergang, als eine Zerstreuung. Mehre „Löwen" und „Löwinnen" vereinigten sich zu der Tour und bald rollten die Equipagen auf dem Wege nach Bicêtre dahin. Die Directoren der Anstalt waren sehr zuvorkommend und machten sich ein Vergnügen daraus, die kleinsten Einzelnheiten des Etablissements ihren Gästen zu zeigen. Als diese in den von dem Affen bezeichneten Theil des Gebäudes angekommen waren, fragte die Dame, ob sich nicht hier ein Unglücklicher befinde, welcher den Beinamen „der Astrolog" habe? Auf die bejahende Antwort ließ sie sich vor die Zelle des berühmten Wahrsagers führen. Nach mehren gleichgültigen Fragen trug sie ihm ihr Anliegen in klaren, bestimmten Ausdrücken vor. „Nummern", erwiderte der Astrolog, „wissen Sie, zu welcher Stunde der Mond den Meridian durchkreuzt?" —

„Nein".

„Das thut mir Ihretwegen leid; kommen Sie in dem Augenblicke zurück, in welchem Jupiter und Venus in Conjunction treten."

Diese Worte entlockten der Gesellschaft ein Lächeln.

„Ich möchte die Nummern aber gern wissen!"

„Die Sache ist wichtig; sie bedarf des Nachdenkens. Halt! Betrachten Sie mein Gesicht genau, und sagen Sie mir, ob Sie nicht irgend eine Aehnlichkeit mit dem einen oder dem andern Zeichen des Thierkreises finden?'

Und damit fing er an, die fürchterlichsten Fratzen zu schneiden, welche jemals ein Menschenantlitz verzerrt haben.

Das Lachen wurde stärker.

— „Oh, Sie lachen über eine Frage von so bedeutender Wichtigkeit! Nun denn, guten Abend! Mögen die Pleiaden Ihre Stirn anstatt eines Brautkranzes schmücken und der Ring des Saturn Ihnen zum Trauringe werden."

Mit diesen Worten drehete er ihnen den Rücken zu und begann symbolische Charactere an die Mauern seiner Zelle zu zeichnen.

Unsre Elegante hatte zufällig bemerkt, daß der Astrolog Taback schnupfe; sie zog deßhalb eine allerliebste kleine Dose aus ihrer Tasche und überreichte sie dem Astrologen. Durch dieses Geschenk milder gestimmt, nahm er einen Bogen

Papier zur Hand, zerschnitt ihn in fünf symmetrische Stücken und überreichte der Dame dieselben nebst einem Bleistifte.

„Sie sind in meinen Augen ebenso reizend, ebenso liebenswürdig, wie die göttliche Berenice; es würde ungezogen sein, nicht bewilligen zu wollen, was Ihr schöner Mund so eben verlangte, ich werde Sie befriedigen. Berenice hatte einundzwanzig Frühlinge Blumen gepflückt; Sie, schöne Frau, haben, wenn ich mich nicht täusche, die Freuden und die guten Dinge dieser Welt gesammelt und zählen einige Sommer mehr; würden Sie wohl die Güte haben, mir Ihr Lebensalter zu sagen?

„Fünfundzwanzig Jahre."

„Fünfundzwanzig Jahre Anbetung und Huldigung! Was müssen die wohl in Ihren schönen Augen werth sein! Addiren Sie einundzwanzig hinzu, so erhalten sie sechsundvierzig. Dies ist das Alter der Weisheit, der Gelehrsamkeit und ernster Studien; das Alter, in welchem der gelehrte Kopernik sein ewig unsterbliches System aufstellte: — schreiben Sie die Zahl 46 auf eins von den Papierstücken. Der Abstand des Merkur von der Sonne beträgt dreizehn Millionen Meilen; schreiben Sie die Zahl 13 auf ein zweites Papierstück. Demnach erscheint die Sonne, vom Merkur aus gesehen, dreimal so groß, als wir sie von der Erde aus bemerken; — schreiben Sie 3 auf den dritten Zettel; — die Wärme ist auf dem Merkur siebenmal so stark, als wir sie empfinden; notiren Sie die Ziffer 7 auf dem vierten Papiere. Der genannte Planet muß, um von der Sonnenwärme nicht geschmolzen zu werden, fünfmal dichter sein, als unsre Erde; die Zahl 5 ist die letzte Ziffer Ihrer Quinterne... Sind Sie zufrieden, schöne Dame?" „Sehr zufrieden, und ich kann Ihnen für die hübschen Sachen, die Sie mir da soeben gesagt haben, nicht genug danken."

„Jedenfalls sind Sie daran gewöhnt, noch weit hübschere zu hören; doch Sie sind nicht hierher gekommen, um in den Gefilden des Himmelsgewölbes umherzustreifen; Ihre Absicht war, Nummern zu erfahren; es ist nicht genug, daß ich Ihnen dieselben angegeben habe, ich muß Sie auch überzeugen, daß Sie

gewinnen werden. Geben Sie mir die Zettel nochmals zurück; ich will es Ihnen beweisen.“

Die Dame gab die fünf Papierstückchen dem Astrologen zurück. Dieser legte sie in einer seltsam geordneten Reihe auf die Erde, und fragte von Neuem:

„Sie wollen durchaus, daß die Nummern gewinnen, nicht wahr?“ „Ja!“ antwortete die Dame, alle seine Geberden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtend.

Darauf beschrieb er mit seinem Zauberstabe drei magische Kreise in der Luft, murmelte geheimnißvolle Worte, machte um die Nummern mehre kabbalistische Zeichen, rollte die Papierschnitzel zusammen und verschluckte sie. Nach dieser, von den lächerlichsten Fratzen begleiteten Operation trat er dicht an die junge Elegante heran und sagte in einem vertraulichen Ton:

„Kommen Sie morgen um dieselbe Zeit wieder, Madame; dann werden Ihre Nummern sicherlich herausgekommen sein.“

Ein lautes Gelächter folgte diesen Worten und die Eulenspiegelei des Verrückten erheiterte die Kreise der Hauptstadt mehre Tage hindurch. —

Ein Schäfer sieht im Traume seinen besten Hund von Wölfen zerrissen; er erwacht sogleich, läuft an die Stelle, wo er seine Heerde eingepferchtt hatte, und findet hier nur blutige Ueberbleibsel des treuen Thieres. —

Ein armer Wildschütz kommt seit mehren Abenden traurig, müde und mit leerer Waidtasche zurück, ohne nur ein Haar gesehen zu haben. Da träumt ihm, er pürsche an einer gewissen, nicht weit vom Dorfe entfernten Orte, und seine Wünsche würden noch übertroffen. Am folgenden Morgen schleicht er, mit der Flinte auf dem Rücken, an jene Stelle und kommt am Abend, mit Wild schwer beladen, zurück. —

Am Vorabende einer Schlacht träumt einem Soldaten, er falle, tödtlich getroffen, bei'm ersten Schusse; diesen Traum erzählt er seinen Cameraden und vertheilt das wenige Geld, welches er besitzt, unter dieselben. Der Traum ging richtig in Erfüllung. —

Eine alte Frau, welche ein am Ende der Stadt gelegenes Haus bewohnte, träumt, es seien Diebe in ihr Wohnzimmer eingedrungen, und plünderten sie völlig aus. Dem war auch wirklich so. Unter lautem Hülfeschreien erwacht sie; erschreckt fliehen die Diebe und lassen mehr als die Hälfte ihrer Beute zurück. —

Einem armen Künstler träumte, unerbittliche Gläubiger, in Verbindung mit dem Eigenthümer des von ihm bewohnten Dachzimmerchens hätten sein einziges Mobiliar ausgepfändet. Während dieses Traumes wurde er plötzlich durch heftiges Pochen an der Stubenthür geweckt. Es waren die Diener des Gesetzes, welche gekommen waren, um den Traum wahr zu machen.

Ein anderer, ebenso armer Künstler hatte einen glücklicheren Traum: er beerbte einen alten Onkel, auf den er längst keine Hoffnung mehr gehabt hatte.

„O!“ rief er bei'm Erwachen, „wenn doch solche Träume in Erfüllung gingen!“

Kaum hatte er so gesprochen, als eine schriftliche Einladung von dem Bankier R. kam, bei ihm eine Summe von hunderttausend Franken in Empfang zu nehmen, welche sein Onkel ihm als einzigen und Universalerben vermacht hatte.

Auch die Araber haben die feste Ueberzeugung, daß Träume voraus verkünden, was im Schoße der Zukunft ruht, und daran zu zweifeln, gilt für Ketzerei, da ihr Prophet Mohammed dieß selbst als eine religiöse Wahrheit aufgestellt hat. Wenn europäische Reisende nach dem Oriente kommen und an der Zuverlässigkeit der Träume Zweifel äußern, so haben die Eingebornen stets eine Menge Erzählungen in Bereitschaft, die ganz evident beweisen, daß dieser oder jener Traum auf wunderbare Weise in Erfüllung gegangen ist. Ein Reisender, der einige Zeit nach der furchtbaren Pest, die im Jahre 1835 einen großen Theil der Bevölkerung von Cairo wegraffte, sich daselbst aufhielt, hörte von einem Manne, der wegen seiner Wahrheitsliebe bekannt ist, folgende Geschichte:

Einem Kaufmann, der in Cairo lebte, träumte, während die Pest am heftigsten wüthete, daß elf Leichen aus der Thür seines Hauses getragen würden, um begraben zu werden. Er erwachte in der größten Angst und Bestürzung, da elf gerade die Zahl der Bewohner seines Hauses war, er selbst mit eingerechnet.

Als rechtgläubiger Mohammedaner war er der Ueberzeugung, daß es vergeblich sein würde, irgend Etwas zu thun, um der unveränderlichen Bestimmung des Schicksals zu entgehen. Er rief deßhalb seine Nachbarn zusammen, unterrichtete sie von seinem Traum und erhielt den Rath, sich ohne Murren einem Schicksal zu ergeben, das ihm so klar und deutlich vorausgesagt worden, und im Gegentheil Gott zu danken, daß er ihm so zeitig verkündet, was ihm bevorstehe. Am nächsten Tage starb eines von seinen Kindern; ein paar Tage darauf die eine von seinen Frauen, und die Pest fuhr fort, ein Opfer um das andere unter seinen Dienern und seiner Familie zu fordern, bis er zuletzt ganz allein im Hause war. Nun blieb ihm nicht der geringste Zweifel, daß auch der Rest des Traumes in Erfüllung gehen werde. Er begab sich deßhalb sogleich nach dem letzten Todesfall zu einem Freund in der Nähe und rief mehre seiner Bekannten unter den Kaufleuten zusammen. „Vielleicht," sagte er, „werde ich noch diese Nacht sterben; ich bitte Euch deßhalb, morgen frühzeitig oder übermorgen, wenn es nöthig ist, in mein Haus zu kommen und nachzusehen, ob ich todt bin, und wenn dieß der Fall, dafür zu sorgen, daß ich ordentlich begraben werde; denn es ist keine lebende Seele mehr in meinem Hause, die dafür sorgen kann. Erzeigt mir diesen Dienst; Ihr werdet des Himmels Lohn dafür haben. Ich besitze bereits mein Leichenhemd uud meinen Sarg, die Ihr in einer Ecke des Zimmers finden werdet, wo ich schlafe. Wenn die Thüre geschlossen ist und ich nicht antworte, wenn Ihr klopft, so brecht sie nur auf."

Kurz nach Sonnenuntergang legte er sich auf sein einsames Lager; aber er war nicht im Stande, zu schlafen: unruhig und ängstlich dachte er nur an den bedeutungsvollen Schritt, den er nun aus dieser Welt machen sollte und unterwarf sein vergangenes Leben einer strengen Prüfung. Als die Schatten der Nacht sich dichter und dichter sammelten, glaubte er bald in dem einen, bald in dem andern undeutlichen Gegenstande des dunkeln Zimmers die furchtbare Gestalt des Todesengels zu erblicken, und zuletzt sah er wirklich eine Person in sein Zimmer hineinschleichen und an sein Bett treten. Außer sich vor Schrecken, rief er: „Wer bist Du?"

„Sei ruhig," antwortete eine Stimme, die feierlich und ernst klang, „ich bin Azrael, der Engel des Todes."

„Ach," rief der erschrockne Mann, indem er ein arabisches Gebet sprach, „es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet. Es gibt keine Stärke, keine Macht, als in Gott, dem Hohen, dem Großen! Gott gehören wir und zu ihm müssen wir wiederkehren." Dann zog er den Bettteppich ganz über sein Gesicht, als wollte er sich schützen, und lag mit pochendem Herzen da, jeden Augenblick erwartend, daß des Todes unerbittlicher Engel ihm die Seele aus dem Leibe reißen weede. Aber Augenblicke verflossen und Minuten und Stunden, ohne daß etwas geschah; er glaubte jedoch nicht an seine Erlösung, sondern bildete sich ein, der Engel gebe ihm nur einige Frist, um sich zum Tode vorzubereiten, oder habe ihn auf kurze Zeit verlassen, um die Seelen von den vielen Hunderten in Empfang zu nehmen, die in derselben Nacht und in derselben Stadt ihre vorausbestimmte Stunde erwarteten. Der Tag grauete, ehe seine Leiden endeten, und seine Nachbarn, welche in Folge ihres gegebenen Versprechens kamen, traten in sein Zimmer und fanden ihn noch im Bette. Als sie jedoch bemerkten, daß er ganz eingehüllt war und wie eine Leiche unbeweglich dalag, waren sie ungewiß, ob er noch lebe, und riefen ihn an. Mit schwachee Stimme antwortete er: „Ich bin noch nicht todt, aber der Engel des Todes war hier. Er kam zu mir in der Abenddämmerung, und ich erwarte jeden Augenblick, daß er zurückkommen wird um meine Seele zu holen; stört mich deßhalb nicht, sondern seht zu, daß ich ein ordentliches Begräbniß bekomme."

„Aber," sagten seine Freunde, „weßhalb stand die Straßenthüre offen?"

„Ich schloß sie und schob den Riegel vor; aber der Engel des Todes hat sie wohl geöffnet."

„Und wer," fragten sie weiter, ist der Mann im Hofe?"

„Wer?" erwiderte er; „ich weiß nichts von einem Manne im Hofe, aber vielleicht ist es der Engel, der auf meine Seele harrt; Ihr habt ihn in der Dämmerung für einen Menschen gehalten."

„Es ist ein Dieb!" antwortete man, „er hat Alles genommen, was er mit sich führen konnte, ist aber während des Diebstahls von der Pest ergriffen worden und liegt nun todt am Fuße der Treppe, in seiner Hand einen silbernen Leuchter haltend."

Als der Herr des Hauses dieß hörte, verstummte er einen Augenblick; dann warf er die Bettdecke von sich und rief mit lauter Stimme: „Gepriesen sei Gott, der Herr der Schöpfung! Dieß ist der Elfte und ich bin erlöst! Ohne Zweifel war es dieser Schurke, der zu mir kam und mir sagte, er sei der Engel des Todes! Gepriesen sei Gott, gepriesen sei Gott!"

Der Mann überlebte die Pest und erzählte später oft diese Geschichte. Der Dieb hatte das Gespräch mit den Nachbarn gehört und, da er in der Dämmerung an das Haus kam, die Thür ausgehoben und war so hinein gekommen. — Die Pest, welche im Jahre 1835 in Cairo wüthete, war namentlich der Jugend gefährlich, und alle Bewohner des Hauses waren jung, mit Ausnahme des Herrn.

Aus den im Vorstehenden angegebenen Beispielen geht hervor, wie das Gehirn durch eine Einwirkung physischer oder psychischer Art in Thätigkeit gesetzt wird. Die Erzeugung des Traumes ist leicht zu erklären; seine Realisirung obgleich schwieriger nachzuweisen, liegt im verhängnißvollen Gang der menschlichen Dinge, wie wir bei dem Traume der Calpurnia, Cäsar's Gemahlin, sahen.

Manche Träume scheinen so gänzlich außerhalb des Kreises des Beziehungslebens zu liegen, in welchem wir uns bewegen, daß sich ihre Ursache durchaus nicht angeben läßt. Diese Träume gehören in den Bereich jener zahlreicheu Thatsachen, deren Causalität durch die schärfsteu Forschungen der Philosophen nicht zu erforschen ist. Abergläubische Menschen glauben die Schwierigkeit dadurch hinwegräumen zu können, daß sie solche Träume für Resultat einer Intuition ausgeben. Was ist aber Intuition? — Eine Art von Enthüllung der Zukunft durch eine unbekannte Macht. — Es läßt sich ebenso gut sagen, der Gott Morpheus sende uns einen seiner Träume, um uns Kunde zu ge-

ben von dem, was mit uns geschehen wird. Heutzutage genügen derartige Erklärungen einem philosophisch gebildeten Geiste nicht mehr; ein solcher verlangt Wahrheit, verlangt Positivität; er verlangt eine probehaltige Gewißheit, bevor er seine Ansicht fixirt, sein Glaubensbekenntniß aufstellt; denn er weiß, daß die Leichtgläubigkeit, der Aberglaube stets den Irrthum im Gefolge hat. —

Resumé des bisher über die Träume Gesagten.

Wenn der Leser die in den vorstehenden Blättern aufgestellte Theorie von Schlaf und Traum aufmerksam durchlesen und gehörig begriffen hat, so wird er die nächste Ursache der Träume in der Verknüpfung der Association der Ideen, in ihrer in Folge der verschiedenen Grade der Gehirnerregung mehr oder weniger regelmäßigen Aufeinanderfolge gefunden haben; außerdem wird er die Bemerkung gemacht haben, daß diese Excitation der Gehirnthätigkeit durch Ursachen zweierlei Art herbeigeführt werden kann; nämlich durch Agentien physischer Natur sowohl, wie z. B. durch Kälte, Hitze, verdorbene Luft, Einathmen gewisser Gase, durch eine unbequeme Lage, durch Störungen in der Function gewisser Organe, durch einen krankhaften Proceß, u. s. w., u. s. w., als auch durch psychische Agentien, z. B. durch lebhafte Eindrücke, welche das Nervensystem erschüttern und deren Wiederhall, deren Nachwirkung das Gehirn während des Schlafes empfindet.

Die Träume scheinen sogar gewissen Gesetzen oder gewissen Regeln unterworfen zu sein, welche so constant sind, daß sie sich beobachten, daß sie sich erkennen lassen. So träumt man mehr von Abwesenden, als von wirklich gegenwärtigen Personen, mehr von wahrscheinlichen, als von realen Gegenständen. Da die Träume ziemlich allgemein mit Erinnerungen, mit Hoffnungen oder Befürchtungen zu thun haben, so träumt uns meist von dem, was wir gethan haben oder zu thun wünschen. Die Phantasie, vom Gedächtnisse unterstützt, wirft die Realitäten der Vergangenheit mit den Hoffnungen der Gegenwart und den Ungewißheiten der Zukunft zusammen und amalgamirt sie auf's Innigste mit einander. — Ein Ehrgeiziger träumte einstmals, Jupiter würfe ihn,

gleich einem zweiten Vulkan, vom Himmel zur Erde hinab. Ein Physiolog, den er um die Erklärung dieses eigenthümlichen Traumes bat, antwortete: Sie erstreben eine Verbindung, welche zu hoch über Ihrer jetzigen Stellung ist. Sie werden durchfallen. Dies ging wirklich in Erfüllung. — Es läßt sich demnach die Behauptung aufstellen, daß die Träume, wenn sie auch von Lügen umgeben sind, doch auch eine wahre Seite haben, weil sie mit den Gegenständen unseres Denkens stets in inniger Verbindung stehen.

Man könnte hier den Einwurf machen, daß so barocke, so verschrobene Träume vorkommen, Träume, welche von Allem, was uns bisher wiederfahren ist, was uns jemals wiederfahren kann, soweit entfernt sind, daß der scharfsinnigste, der durchdringendste Geist sich vergeblich abmühen würde, ihre Ursachen aufzufinden. Das ist allerdings wahr. Rufen wir uns indessen die wunderbaren Eigenschaften des Gedankens in das Gedächtniß zurück, des Gedankens, welcher rascher wie der Blitz, der Schranken von Raum und Zeit spottend, sich über die Grenzen des Himmels erhebt und in die Abgründe der Ewigkeit sich taucht; geben wir zu, daß die Phantasie die chimärenhaftesten Wesen, die bizarrsten Verbindungen schaffen, daß sie die launenhaftesten, phantastischsten Formen hervorbringen kann: so werden wir gestehen müssen nicht daß es möglich, die Phänomene des Traumes gänzlich zu erklären, wohl aber zu ergründen, in welchen Puncten sie sich berühren, durch welche Glieder, durch welche Ringe sie mit einander verkettet sind.

Vierter Abschnitt.

Ueber die im Alterthum und in neueren Zeiten angewendeten Mittel Schlaf hervorzubringen.

Der Schlaf ist das nothwendige Resultat, die unabweisbare Folge des Wachens; eine Zeit der Ruhe, zur Wiederkräftigung der durch das höhere Nerven- oder Beziehungsleben angestrengten und ermüdeten Organe. Die Geschichte lehrt uns, daß zu allen Zeiten die Menschen nach Mitteln strebten, einen sanften, friedlichen, ruhigen Schlaf hervorzubringen; denn je ruhiger der Schlaf ist, desto erquickender, desto wohlthätiger wirkt er, und umgekehrt, je unruhiger, je bewegter er ist, eine desto weniger günstigere Wirkung hat er, und desto peinlicher erregt, desto abgespannter fühlt sich Physis und Psyche im Augenblick des Erwachens.

Die Erfahrung scheint zu beweisen, daß gewisse Substanzen, innerlich genommen oder durch die Haut resorbirt und so durch den Organismus eingeführt, den Schlaf mit angenehmen Traumbildern erfüllen, während andere Substanzen derartig wirken, daß düstre, häßliche Träume entstehen, wahrhafte Alpe.

Die Türken und Chinesen kauen und rauchen Opium, um sich süße, entzückende Träume zu schaffen; leider greift der öftere Genuß dieses Mittels das Nervensystem in hohem Grade an und ruinirt die Intelligenz. Auch der Sturmhut (**Aconitum Napellus**) soll angenehme Träume schaffen, den Geist öffnen und der Phantasie einen wunderbaeen Schwung verleihen.

Moschus, Bibergeil, die Goldpräparate, das Ammoniak und seine Verbindungen &c. erleichtern das Denken gleichfalls, und bringen eine heitere Stimmung hervor. Der berühmte **Dr.** Gregory hat durch an sich selbst angestellte Versuche gefunden, daß chlorwasserstoffsaures Morphium zur Freude stimme, und daß, was übrigens schon der berühmte Chemiker Proust und H. Davy erprobt hatten, das Einathmen von Stickstoffoxydul (da-

her Lachgas, Lustgas), genannt die köstlichsten Empfindungen rege machen.

Nach Herodot's Erzählung berauschten sich die Scythen dadurch, daß sie den Dampf, den glühend gemachte Hanfkörner von sich geben, einathmeten. Shaw theilt uns mit, daß mehre arabische Stämme ein Gemenge von Hanfblättern und gequetschtem Hanfsamen rauchen. um sich in einen von angenehmen Träumen erfüllten Schlaf zu versetzen. Der Geruch von Bilsenkraut stimmt zum Streit und Zank, eine Thatsache, von der mehre Beispiele in dem großen französischen „Wörterbuche der Medicin" und in der „Methodischen Encyclopädie" mitgetheilt sind. Merkwürdig unter diesen ist ein Fall, in welchem zwei Eheleute lange Jahre hindurch in der vollständigsten Eintracht gelebt hatten, eines Tags jedoch in dem gemeinsamen Arbeitszimmer in Zank geriethen; es wandelte sie wiederholt ein Gelüst an, sich zu prügeln. Nachdem sie von der Arbeit aufgestanden waren, sahen sie sich verwirrt und beschämt über ihre zornmüthige Uebereilung an, und wußten nicht, welchen Grund dazu sie sich angeben sollten. Am nächsten und den darauf folgenden Tagen fühlten sie sich in derselben Weise zu Zank und Prügeln aufgelegt; sie konnten nicht eine halbe Stunde lang in dem erwähnten Zimmer bleiben, ohne gegenseitig Schmähreden und Drohungen auszustoßen. Endlich fanden sie, daß die Ausdünstungen, welche ein in der Ofenröhre liegendes mit Bilsenkrautsamen angefülltes Paket verbreitete, ihre kampfsüchtige Stimmung verursachte. Nachdem sie dasselbe beseitigt, war ihre streitfertige Laune vorbei. —

Bringt man Belladonna-Extract auf eine offne Wunde, so entsteht dadurch eine Art von Delirium, von Visionen begleitet. Ein Tropfen dieses Extractes, in ein Auge gebracht, ruft Amblyopie, d. h.: Doppelsehen, hervor. —

Die bei den Zauberern und Hexen gebräuchlichen Einreibungen mit der Hexensalbe verursachten einen tiefen Schlaf, während dessen sich jene Unglücklichen an den Ort des Hexensabbats versetzt und den sonderbarsten, absurdesten und extravagantesten Scenen beizuwohnen glaubten. Zur Bereitung dieser

Hexensalbe haben uns Porta und Cardanus zwei Vorschriften hinterlassen; nach dem Einen ist die Basis jenes höllischen Präparates eine Nachtschatten=Art (**Solanum somniferum**), nach dem Andern besteht es aus Bilsenkraut und Opium. —

Andreas Laguna, Leibarzt des Papstes Julius **III.**, wandte eine bei einem als Zauberer verurtheilten Manne gefundene Salbe an, um eine an fortgesetzter Schlaflosigkeit leidende Frau einzureiben. Einige Stunden darauf fiel die Patientin in einen tiefen Schlaf, welcher sechsunddreißig Stunden lang dauerte; als man sie nach Verlauf dieser Zeit weckte, klagte sie darüber, daß sie so bald den üppigen Umarmungen eines Incubus entrissen worden fei

Die Liebestränke (Philtra), Liebespulver und Salben, welche in Griechenland und Italien von Quacksalbern verkauft wurden, bestanden aus aphrodisischen, üppige Phantasieen und wollüstige Träume hervorrufenden Substanzen.

Die Priester der Mithra, der Isis und der Ceres, und die, welche den Dienst in der berühmten Höhle des Trophonius versahen, rieben die Adepten mit präparirten Oelen ein, oder gaben ihnen Arzneimittel ein, durch welche ihre Phantasie exaltirt ward und wirkliche Hallucinationen erzeugt wurden. Sie verstärkten die Wirksamkeit dieser Mittel noch dadurch, daß sie die Neophyten mehrtägigen Kasteiungen und Fasten unterwarfen, namentlich aber durch wunderbare Erzählungen, welche ihre Phantasie erhitzten und sie so für die Visionen eines delirirenden Schlafes um so empfänglicher machten.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Mittel aufgefunden würde, welches, ohne einen nachtheiligen Einfluß auf die Constitution auszuüben, einen ruhigen, sanften Schlaf hervorzngen uud denselben mit jenen angenehmen Bildern auszuschmücken vermöchten, welche das Herz mit süßem Zauber erfüllen. Das würde ein wohlthuendes, Segen spendendes, Glück bringendes Mittel sein für so viele Unglückliche, welche die marternden Gedanken an ihr Elend mit in ihre Träume hinübernehmen; sie würden nicht allein auf Stunden ihre Leiden vergessen, sondern selbst glauben, den Becher ungekannter Freuden an den Lippen zu haben. So würden sie während des Schla=

fes ein Leben des Glückes leben; bei'm Erwachen, würden sie, ach! ein Leben des Unglücks, des Elendes und des Schmerzes von Neuem beginnen, sehnlich die Stunde der schönen Träume erwartend. — —

Drittes Capitel.

Der Somnambulismus.

Dieser Ausdruck ist der lateinischen Sprache entlehnt; **somnum**, der Schlaf, **ambulare**, gehen. Gleichbedeutend sind die Wörter: Noctambulismus; Oneiroskopismus; Oneirobatismus; Oneirexismus; Hypnoskopismus u. s. w. Alle diese Ausdrücke bezeichnen eine während des Schlafens sich äußernde Thätigkeit.

Mehre Schriftsteller betrachten den Somnambulismus als eine Neurose der die Gehirnfunctionen bedingenden Nerven, andere als einen eigenthümlichen nervösen Zustand des Gehirns, welcher die physiologischen, normalen Functionen dieses Organs durchaus nicht verändert. Mehre bedeutende Aerzte indessen, unter ihnen Esquirol, berühmt durch seine ausgezeichneten, in mehren classischen Werken niedergelegten Forschungen im Gebiete der Geisteskrankheiten, haben beobachtet, daß ein häufig auftretender und bis zum höchsten Grade gesteigerter Somnambulismus öfters irgend einer Form des Wahnsinnes vorangeht; daß ferner Visionen und Ekstase — ein Auftreten des Traumlebens während des wachen Lebens — nahe an Manie streifen und häufig zu dieser Art von Geisteskrankhei führen.

Im somnambulen Schlafe, welcher stets weit tiefer ist, als der normale Schlaf, behält das Gehirn die Thätigkeit mehrer seiner intellectuellen Fähigkeiten bei, und diese Thätigkeit äußert sich nicht nur in einer ganz normalen, rationellen Weise, sondern jene geistigen Vermögen bedingen zugleich eine ganz regelmäßige Functionirung der sensorischen und motorischen Organe.

Der Somnambule handelt ohne Zaudern und zeigt eine erstaunliche Geschicklichkeit in der Ausführung der von der während des Traumes sich entwickelnden Gedankenreihe bedingten Bewegungen. Die unmittelbar aus der Thätigkeit des Gedächtnisses sich entwickelnden Willensäußerungen entsprechen häufig den den Somnambulen umgebenden äußeren Gegenständen nicht, mitunter beziehen sie sich ausschließlich auf die im Traume sich darstellenden Objecte; dann irrt der Somnambule, wenn das Gedächtniß ihm nicht zu Hülfe kommt, um den Fehler zu verbessern. Man hat wohl einen Somnambulen mit dem Commandeur eines Schiffes verglichen. Wie dieser den Lauf seines Fahrzeuges nach den Angaben einer Seekarte richtet, so regulirt im Somnambulismus das Gedächtniß vermittelst der Bilder, welche es ihm vorführt, die Thätigkeit des Körpers.

Im Allgemeinin faßt der Somnambule sinnliche Eindrücke klar auf, verfährt mit Präcision und handelt mit einer wirklich erstaunenswerthen Gewandtheit. Männer von lebhafter, cultivirter Phantasie und von gründlichem Wissen schaffen oft wahre Meisterwerke. Voltaire, der Dichter Crébillon und der elegante Massillon schrieben in Anfällen von Somnambulismus mehre bedeutende Werke. Als der bekannte Condillac an seinem „**Cours d'études**" arbeitete, dauerte die starke Spannung seiner Geisteskräfte auch während des Schlafes fort und führte einen luciden Somnambulismus herbei, während dessen er die bei'm Einschlafen in sehr unvollkommenem Zustande zurückgelassenen Arbeiten mit wunderbarer Leichtigkeit vollendete. Somnambule Musiker componiren herrliche Pièccen: so componirte z. B. Tartini seine berühmte Teufelssonate, an welcher er seit einem Monate vergeblich gearbeitet hatte, während eines Anfalles von Somnambulismus. **Dr.** Hard hatte einen Verwandten, welcher wegen bedeutenden, von mehren berühmten Aerzten sehr lange und auf

die verschiedenste Weise ohne Erfolg behandelten Stotterns seinem Berufe als öffentlicher Anwalt nicht zu genügen vermochte. Dieser Mann stand Nachts im somnambulen Zustande auf, stellte sich auf einen Stuhl, und hielt von hier aus eine Rede zu einem imaginären Publicum, ohne die geringste Schwierigkeit in der Aussprache, in außerordentlich fließendem Style und mit der deutlichsten Articulation. — Handwerker, Diener, Taglöhner 2c. verrichten ihre Obliegenheiten und thun ihre Arbeit mit einer Anstelligkeit und Geschicklichkeit, welche ihnen im wachen Zustande gänzlich mangelt. Merkwürdig ist der Umstand, daß der Somnambule von Dem, was er gethan, was mit ihm vorgegangen, nicht das Geringste weiß; dieser völlige Mangel des Gedächtnisses im Augenblicke des Erwachens ist das deutlichste Zeichen des Somnambulismus. Burdach bemerkt, daß die Erinnerung an das während des somnambulen Zustandes Geschehene während des dem somnambulen Schlafe unmittelbar folgenden gewöhnlichen Schlafes ziemlich deutlich zurückkehrt Derselbe bedeutende Physiolog erzählt, daß ein ihm befreundeter Arzt Nachts bei der Rückkehr von einer Reise seine Frau auf dem Dache des von ihm bewohnten Hauses erblickte. Da er wußte, daß sie an Schlafwandeln litt, so erschreckte er über diesen Anblick nicht. Als die Patientin am folgenden Tage Nachmittagsruhe hielt fragte sie der Gatte, überzeugt, daß sie wirklich schlafe, mit leiser Stimme und indem er seine Worte gegen die Herzgrube richtete, nach den nähern Umständen ihres nächtlichen Spazierwegs, worauf sie ganz ausführlich antwortete und angab, daß sie sich an einem auf dem Dache vorstehenden eisernen Nagel eine Wunde am linken Fuße zugezogen habe. Nachdem sie erwacht war, richtete ihr Mann die Frage an sie, ob sie nicht eine Verletzung am linken Fuße habe, worauf sie bejahend, aber ganz erstaunt, antwortete, denn sie konnte nicht begreifen, wann und wie sie dazu gekommen wäre. Diese Rückkehr des Gedächtnisses während des zweiten Schlafes ist im höchsten Grade merkwürdig!

Nach den Physiologen, welche sich mit dem Schlafe und seinem Wesen specieller beschäftigt haben, hat der Somnambulismus verschiedene Grade von Intensität und Schwäche; diesen entsprechend — von den Somnambulen, welche

arbeiten, handeln, gehen, schreiben (vollständiger Somnambulismus) bis zu denen, welche sprechen, singen, gesticuliren, ohne den Bewegungsapparat in Thätigkeit zu setzen (unvollständiger Somnambulismus) — giebt es eine große Menge von Schattirungen und Abstufungen.

Das jugendliche Alter disponirt zum Somnambulismus bei Weitem mehr, als die übrigen Lebensalter. Unter jungen Leuten, bei denen die Gehirnorgane vorherrschen, namentlich bei zarten und schwächlichen, an Hysterie oder Katalepsie leidenden jungen Mädchen findet man diese Affection am häufigsten. Individuen, welche sich zu angestrengt den Studien hingeben und ihre intellectuellen Fähigkeiten bis zur Ermüdung und Abspannung anstrengen, sind derselben gleichfalls häufig unterworfen. Dasselbe ist der Fall bei denen, welche, mit einer stark nervösen Constitution begabt, ascetische Uebungen treiben, sich ganz frommen Betrachtungen hingeben, und in Folge der Einsamkeit und des Nachdenkens, die Thätigkeit des Gehirns auf Kosten der äußern sensitiven Organe unmäßig steigern.

Der Somnambule arbeitet mit geschlossenen, selten nur mit geöffneten Augen; im letztern Falle ist jedoch das Gesichtsorgan niemals thätig, das Gehirn hat seine Function übernommen; das Individuum nimmt die Gegenstände, welche es sucht, innerlich wahr; die Organe des Tastgefühls, welche übermäßig entwickelt sind, erfassen die Wirkung, den Einfluß der Gegenstände in der Ferne und vermeiden dadurch die Gefahren, welche dem Somnambulen drohen. Man erzählt eine Menge der mit den wunderbarsten Umständen verknüpften Geschichten. Von den zahlreichen Beispielen theilen wir hier nur einige der am Besten beglaubigten mit.

Debay erzählt in einer seiner zahlreichen Schriften Folgendes: In einer schönen Sommernacht bemerkte ich bei dem klaren Scheine des Vollmondes auf dem Bleidache eines sehr hohen Hauses eine menschliche Figur sich bewegen, ich sah, wie sie sich hinlegte, einige Schritte weiter kroch, dann sich ausstreckte, an dem Giebel hinaufkletterte und sich darauf auf den höchsten First niedersetzte. Um die sonderbare Erscheinung deutlicher beobachten zu können, nahm ich ein

Fernrohr zur Hand und unterschied nun ganz genau eine junge Frau, welche einen Säugling in den Armen hielt und denselben fest gegen ihre Brust drückte. In dieser gefährlichen Stellung blieb sie wohl eine halbe Stunde; dann kletterte sie mit wunderbarer Behendigkeit hinab und verschwand. Am folgenden Abend zu derselben Stunde wiederholte sich die Erscheinung der vorigen Nacht mit ganz den nämlichen Umständen. Am andern Morgen begab ich mich zu dem Eigenthümer des erwähnten Hauses, um ihn von Dem, was ich gesehen, Mittheilung zu machen. Erschreckt hörte er mich an, dann erzählte er mir, daß er zwar wisse, seine Tochter sei somnambul, doch von ihren nächtlichen Wanderungen sei ihm nicht das Geringste bekannt. Ich veranlaßte daher den Mann, die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um ein Unglück zu verhüten. Die Nacht kam, und wieder sah ich, wie die junge Frau das Gebahren der vorigen Nächte wiederholte; am folgenden Morgen ging ich wieder zum Vater: ich fand ihn in trübes Nachsinnen versunken Er theilte mir mit, daß er, nachdem seine Tochter sich zur Ruhe gelegt, die Thür ihres Schlafzimmers doppelt verschlossen, ja außen überdies noch ein Vorhängeschloß vorgelegt habe. Ach, sagte er, da das arme Kind keinen andern Ausgang fand, so öffnete sie das Fenster und kletterte, wie gewöhnlich, auf die Dachfirste. Nach einer Viertelstunde kehrte sie zurück, verletzte sich leicht an dem Wirbel des Fensters, welches der Wind geschlossen hatte und erwachte sogleich mit einem schrilleu Schrei. Durch einen unerhörten Glückszufall fiel das ihren Armen entrollte Kind auf den weichgepolsterten Lehnstuhl, welchen sie, um bequemer hinauf steigen zu können, unter das Fenster gestellt hatte. Und.... hier wurde er durch das Eintreten der Somnambule unterbrochen. Es war eine zarte, kränklich aussehende junge Frau; ihre interessanten Züge trugen das Gepräge der Traurigkeit und verriethen dem geübten Beobachter eine hysterische Idiosynkrasie. Die Einkerkerung ihres eines politischen Vergehens angeklagten Mannes marterte sie und vermehrte ihre psychische Exaltation. Als ich ihr von ihren nächtlichen Spaziergängen erzählte, lächelte sie trüb und wollte Nichts davon glauben. Als ich sie endlich nach dem Inhalte ihrer Träume fragte, glaubte sie sich zu erinnern, daß sie schon mehre

Tage einen schweren, durch allerhand peinliche Träume beängstigenden Schlaf gehabt habe; bald träume ihr, daß ihre Wohnung von Gens'darmen, Stadtsergeanten und andern Polizeiofficianten umzingelt werde, um sich des Republikaners zu bemächtigen; bald, daß man sie und ihr Kind davonschleppen wolle. Bei'm Erwachen war sie stets äußerst matt; sie befand sich abgespannt, niedergeschlagen, traurig und an starkem Kopfschmerz leidend; sie schrieb die Ursache davon der schmerzlichen Trennung von ihrem Gemahle zu.

Erörtern wir uns den physischen und psychischen Zustand dieser Frau näher, so finden wir zugleich, daß sie in Folge ihrer Organisation zum Somnambulismus prädisponirt war, während sie unablässig von einem und demselben Gedanken verfolgt wurde: an die Einkerkerung ihres Mannes. Während des Schlafes entstanden aus diesem Gedanken durch Verknüpfung neue Ideen; das stark gereizte Gehirn gab derselben eine Richtung nach dem Dache des Hauses. Das Motiv zu dieser gefahrvollen Reise war ohne Zweifel die Gefahr, von welcher sie sich und ihr Kind bedrohet glaubte. Ein zweites Beispiel von vollkommnem oder vollständigem Somnambulismus erzählt uns ein glaubwürdiger französischer Schriftsteller. Die achtzehnjährige Tochter eines Gasthofsbesitzers im südwestlichen Frankreich pflegte während des ersten Schlafes somnambul aufzustehen, in den allein stehenden Pavillon des zum Hause gehörenden großen Gartens zu gehen und sich in ein dort befindliches Bett zu legeu. Ein im Rufe einer Wahrsagerin stehendes altes Weib hatte ihr nämlich prophezeiet, daß sie in diesem Gemache dereinst den Besuch eines schönen jungen Mannes empfangen werde, welcher mit ihr in nähere Verbindung treten würde. Der Gedanken an diese Prophezeiung erfüllte den Geist des feurigen jungen Mädchens so sehr, daß sie in allen ihren Träumen unter den entzückendsten Gestalten Den sah, welchen sie so sehr zu lieben wünschte; die dadurch verursachte Hirnerregung erreichte zuletzt einen solchen Grad, daß sie zur Somnambule wurde. Allmählig begab sie sich an den von der alten Hexe genannten Ort des so heiß ersehnten Stelldichein, wobei sie von mehren zum Hause gehörenden Leuten bei dem Schatten der Nacht bemerkt wurde. Der Aberglauben gab bald zu Gespenstergeschichten Ver-

anlassung, und diese erhielten durch mehre furchtsame Reisende, welche in dem Hause übernachtet hatten, Bestätigung, und es währte nicht lange, so wurde der Pavillon von Jedermann als ein verrufener Ort geflohen.

Eines Abends kam ein Dragonerwachtmeister in dem Wirthshause an, um dort zu übernachten. Auch er erfuhr bald von dem schrecklichen Gespenste des Pavillons, und entschloß sich kurz, in dem verrufenen Orte die Nacht zuzubringen. Gesagt, gethan. Wirklich öffnete gegen Mitternacht eine Gestalt die von dem unerschrockenen Soldaten absichtlich unverschlossen gelassene Thür, ging geradezu auf das Bett zu, zog die Vorhänge auseinander und nahm an seiner Seite Platz. Dies Alles geschah in der tiefsten Dunkelheit. Der Unterofficier redete seinen neuen Kameraden an, erhielt indessen keine Antwort. Dann stellte er eine Manualuntersuchung an, um zu erfahren, ob Jener so häßlich, so schrecklich sei, ob er die Brust, die Arme eines Skeletts habe, wie man ihm erzählt hatte, einen Mund so groß wie ein Backofen und Zähne, um Felsen damit zermalmen zu können. Wie groß war sein Erstaunen, als seine Hände eine sammetweiche Haut, runde, pralle Wellenlinien, als sie Formen berührten, welche wohl geeignet waren, in einem kräftigen, jungen Manne die lebhaftesten Wünsche hervorzurufen! Nach einigen zarten Liebkosungen wurde er handgreiflicher, und endlich umarmte er das vermeintliche Gespenst auf das Feurigste, obwohl dasselbe kein Zeichen von Widerstand, noch von Genuß merken ließ. Dann zog er einen Ring, welchen er an einer der reizend geformten Hände gefunden, ab und steckte ihn an seinen Finger. Nach einer Stunde erhob sich das Gespenst langsam, öffnete die Bettvorhänge und verschwand. Am frühen Morgen verließ der Unteroffizier, mit seinem auf der nach Süden führenden Etapenstraße weiter marschirenden Regiment zu gehen genöthigt, den Pavillon und das Städtchen, ohne mit einem der Hausbewohner gesprochen zu haben.

Das junge Mädchen hatte keine Ahnung davon, welche Schmerzen, welche Leiden diese Nacht ihr kosten sollten. Als sie am Morgen ihren Ring vermißte, suchte sie vergebens nach demselben.

Indessen hatte die Empfängniß Statt gefunden, ohne die geringste Theilnahme des Willens, ohne die geringste Empfindung von Freude oder Schmerz. Nach Verlauf von drei Monaten ward ihre Taille stärker, so daß die Ihrigen aufmerksam und unruhig wurden. Man zog einen Arzt zu Rathe, welcher einige Mittel anordnete, dann aber einen Monat später den Eltern eröffnete, ihre Tochter sei guter Hoffnung. Der Vater beschwor seine Tochter, ihren Fehltritt zu gestehen und ihm ihren Geliebten zu nennen, indem er versprach, ihrer Verbindung Nichts in den Weg zu legen; er drohete, und als auch dies vergeblich war, wurde er erzürnt und wüthete zuletzt förmlich. Ach! die arme Unschuldige hatte diesen Zornausbrüchen nur Thränen entgegenzusetzen! — Der Vater schickte sie auf's Land und wollte durchaus Nichts mehr von ihr hören.

Anderthalb Jahre darauf kam der inzwischen zum Officier ernannte Wachtmeister wieder durch dieselbe Stadt und quartierte sich im „Gespensterhôtel", wie er es nannte, ein. Während er seine Abendmahlzeit genoß, erkannte ein Diener des Hauses den an seinem Finger steckenden Ring des armen, verstoßenen Mädchens und setzte seinen Herrn sogleich von diesem Umstande in Kenntniß. Dieser knüpfte mit dem Officier ein Gespräch unter vier Augen an und richtete, nach einigen höflichen einleitenden Phrasen, die Frage an ihn, woher er diesen Ring habe?

— „Von dem Gespenste, welches Ihr Haus vor anderthalb Jahren in Zittern versetzte", lautete die mit Lächeln gegebene Antwort, „von dem Gespenste, welches Ihnen allen solchen Schrecken und solche Furcht einjagte; ich habe den Ring seitdem zum Andenken an die köstlichste Nacht, welche ich in meinem Leben gehabt, getragen, und ich bin heut Abend deßwegen gekommen, um ihn dem Gespenste zurückzugeben, wenn das letztere Lust haben sollte, ihn zu reclamiren."

Dann erzählte er dem bekümmerten Vater alle Umstände jener geheimnißvollen Nacht.

Der Vater, die Stirn reibend, sagte:

„Der Ring gehört meiner Tochter, die ich aus dem Hause gestoßen habe, weil sie mit diesem Ringe das verloren hatte, was Sie ihr raubten; Sie allein

mein Herr, können eine bekümmerte Familie trösten; Sie allein können der Mutter ihre Ehre, Ihrem Kinde einen Namen und einen Vater geben!"

Voll Erstaunen hörte der Officier die Mittheilung der seit jener für ihn so köstlichen, für mehre Andere so verhängnißvollen Nacht Statt gefundenen traurigen Ereignisse. Von edlem Character, suchte er den Schmerz des Vaters zu beruhigen und bat um vierzehn Tage Bedenkzeit. Nach Verlauf derselben fand die Vermählung Statt, und er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen; denn seine junge reizende Gemahlin brachte ihm ein reiches Herz, eine gute Bildung und ein bedeutendes Vermögen nebst einem tüchtigen Stammhalter mit. —

Dr. Soave, Professor der Naturwissenschaften an der Universität zu Pavia, veröffentlichte vor mehren Jahren folgenden Fall von Somnambulismus:

Ein Apotheker zu Pavia, ein sehr tüchtiger Chemiker, welchem die gelehrte Welt mehre bedeutende Entdeckungen auf dem Felde seiner Lieblingswissenschaften verdankt, stand im Schlafe allnächtlich auf, begab sich in sein Laboratorium und setzte die am folgenden Abende unvollendet gelassenen practischen Arbeiten fort. Dabei führte er die schwierigsten Experimente und Operationen mit solcher Vorsicht, mit solcher Gewandtheit aus, wie er im Wachen nicht gelungener hätte verfahren können. Er verwendete die gefährlichsten Substanzen, die explosivsten Präparate, die heftigsten Gifte, ohne daß ihm je der geringste Unfall zugestoßen wäre. Wenn ihm am Tage und am Abend die Zeit gemangelt hatte, die bestellten Arzneien anzufertigen, so zog er im somnambulen Zustande die ärztlichen Recepte aus dem für dieselben bestimmten Kasten, legte sie neben einander auf den Receptirtisch und führte die Vorschriften auf das Sorgfältigste und Vorsichtigste aus. Es war wirklich erstaunenswürdig, wenn man sah, wie der Mann die Wagen zur Hand nahm, die Grammen, die Decigrammen und ihre Bruchtheile aussuchte, und mit der größten Sorgfalt die vorgeschriebenen Droguen und Chemikalien auswählte, sie dann rieb, löste, mischte, Decocte und Infusionen machte, die fertige Arznei in Flaschen, Schachteln oder Convolute packte, das Etikett befestigte und beschrieb, und sie dann in der Ordnung, wie die Recepte eingelaufen waren, mit den letzteren auf ein Regal des Defectir-

zimmers stellte, so daß sie jeden Augenblick abgeholt werden konnten. Nachdem er seine Arbeiten vollendet, verlöschte er das Feuer seiner Lampen, Oefen, Sandbäder ꝛc. sorgsam, stellte die gebrauchten Gläser und Büchsen wieder in gehöriger Ordnung hin und suchte dann sein Bett auf, in welchem er bis zu seinem Erwachen ruhig blieb.

Soave bemerkt, daß der Somnambule stets mit fest geschlossenen Augen arbeitete; dabei gesteht er aber selbst, daß es, wenn wir auch zugestehen wollen, daß das Ortsgedächtniß und die fixe Idee, seine Arbeiten vollenden zu wollen, hinreichend gewesen sein könne, den Schlafwandler nach dem Laboratorium und den Receptirtisch zu treiben, doch für uns ganz unerklärlich bleibt, wie er die Recepte, deren Inhalt er nicht kennen konnte, zu lesen und die in ihnen gegebenen Vorschriften auszuführen im Stande war. —

Der berühmte Esquirol erzählt gleichfalls von einem Apotheker, welcher im somnambulen Zustande Mixturen, Pulver und Pillen bereitete, wozu er die Vorschriften auf dem Tische fand. Um zu erproben, ob bei diesem Somnambulen die Urtheilskraft wirke, oder ob derselbe nur automatische Bewegungen ausführe, legte ein ihm bekannter Arzt eines Abends spät folgendes Recept auf den Tisch der Apotheke;

Rp. Hydrargyr. sublim. corros. 2 Drchm.
Aq. destillat. 4 Unzen.
D. D. Auf einmal zu nehmen.

Wie vorauszusehen, stand der Apotheker in der Nacht im Schlafe auf und nahm seinen gewohnten Weg zum Laboratorium; dort nahm er das Recept, las es wiederholt durch, schien sehr erstaunt und hielt folgendes Selbstgespräch, welches der im Laboratorium versteckte Arzt Wort für Wort niederschrieb:

„Jedenfalls hat sich der Doctor versehen, als er dies Recept schrieb; schon zwei Gran würde sehr viel sein, und hier steht deutlich geschrieben: — zwei Drachmen Sublimat!... Zwei Drachmen sind aber hundertundzwanzig Gran, und damit kann man mehr als zwei Dutzend Menschen umbringen! — — Nein

nein! Der Doctor hat sich ohne jeden Zweifel stark geirrt. Dies Recept kann ich nicht machen!"

Dann nahm der Somnambule mehre andere gleichfalls auf den Tisch liegende Vorschriften vor, bereitete die Arzneien, etikettirte sie und stellte sie zur Ablieferung fertig hin, worauf er sich ruhig zu Bett begab.

Die letzten beiden Beispiele beweisen, daß bei manchen Somnambulen die Urtheilskraft in normaler Weise thätig und daß das Auge nicht das einzige Organ ist, durch welches das Sehen Statt findet, d. h., das Organ, welches die Perception der wahrgenommenen Außendinge auf das Gehirn zu übertragen vermag. Wenn aber während des Somnambulismus die Sehorgane nicht functioniren, welche Organe vertreten dann ihre Stelle? Nimmt der Somnambule die Außendinge im Innern seines Gehirns, ohne Hülfe der Sinne, wahr, oder findet die Perception durch die Stirn, die Schläfern, die Nasenspitze, die Herzgrube oder die Fingerspitzen Statt, wie dies mehre Beobachter behaupten? Bewiesen ist es, und wohl Niemand stellt es jetzt in Abrede, daß der Schlafwandler mit geschlossenen Augen mit großer Geschicklichkeit seine Arbeiten ausführt, besser vielleicht, als im wachen Zustande, daß er sich vorsichtig und sicher bewegt, daß er die im Wege stehenden Hindernisse vermeidet oder beseitigt. In den Fällen, in denen Somnambulen offene Augen haben, ist dies Organ starr, unbeweglich, für den Einfluß des Lichtes gänzlich unempfindlich; nothwendigerweise muß daher die Perception der Außendinge durch irgend ein Mittel dem Gehirn zugeführt werden.

Einige Physiologen nehmen an, daß während des somnambulen Schlafes das Allgemeinleben mächtiger ist, als das individuelle Leben, und der Somnambule daher seiner äußern Sinne zur Leitung nicht bedarf; das Allgemeinleben, von den Magnetiseurs das vergeistigte oder spiritualisirte Leben genannt, beleuchtet die Gegenstände und leitet alle Sensationen zu mehren großen Nervencentren.

Die Hypothese eines Sehvermögens durch die Herzgrube, die Nasenspitze, oder irgend einen andern Körpertheil erscheint keineswegs so jeder Grundlage

bar, als man allgemein zu glauben geneigt ist, wenn man annimmt, daß die Function durch irgend einen Zweig des Sehnerven Statt finden kann. Die Verzweigungen dieser Nerven sind sehr zahlreich, unentwirrbar, sie lassen sich nicht alle verfolgen; die Anatomie und die Physiologie, Wissenschaften, welche in ihrer Ausbildung noch keineswegs zu einem Grade von streng mathematischer Genauigkeit und Gewißheit gelangt sind, den sie sicherlich dereinst erreichen werden können möglicherweise manche Anastomosen oder Verschlingungen jenes Nerven außer Acht gelassen oder übersehen haben, deren Endigungen sich in Filamenten verlieren, welche durch unsre jetzigen wissenschaftlichen Hülfsmittel nicht wahrnehmbar sind. — Nach dieser Hypothese würde der äußere Reiz, der äußere Stimulus auf diese ungekannten Anastomosen wirken, und die Schwingung, in die sie durch diese Wirkung versetzt werden und die sie dem Gehirn mittheilen, würde hinreichen, um die Perception hervorzubringen. — Wir dürfen demnach nicht positiv verneinen, nicht geradezu läugnen und in Abrede stellen; es ist vernünftiger, ist logischer, zu zweifeln, und neue Beweise für oder gegen zu erwarten.

Die vorstehenden Betrachtungen werden später zur Beleuchtung und Erklärung der wunderbaren Phänomene hinsichtlich der fünf Sinnesvermögen dienen, welche der animale Magnetismus uns darbietet. — —

Der somnambulo-magnetische Traum führt uns in ganz natürlicher, ungezwungener Weise zum Magnetismus, zu der Frage, welche durch zwei entgegengesetzte Parteien so oft angegriffen und vertheidigt worden ist, und welche in Vergessenheit zu gerathen anfing, bis sie durch neue Wunder wieder an's Tageslicht gezogen wurde. Gehen wir daher zu dieser Frage über. —

Viertes Capitel.

Der animale Magnetismus.

Wie alle mysteriösen Dinge, so hat auch der thierische Maguetismus oder Mesmerismus in verschiedenen Epochen die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt. Jedesmal, sobald ein Gelehrter, ein Experimentator oder — auch ein Charlatan! — dem Publicum von irgend einem magnetischen Wunder erzählt, erwacht die Neugierde stärker, als jemals früher; denn die Wunderliebe und der Wunderglaube sind der Menschennatur angeborne Leidenschaften. Gerade in der Jetztzeit haben die mit mehren luciden Somnambulen angestellten höchst interessanten Versuche und Untersuchuugen, die mit ihrer Hülfe gelungenen außerordentlichen Heilungen, die Mittheilungen mehrer in allgemeiner Achtung stehenden Schriftsteller von Neuem die Gemüther aufgeregt und der Magnetismus ist Gegenstand aller Unterhaltungen geworden.

Es existiren manche ausgezeichnete Werke über den animalen Magnetismus; die meisten derselben haben aber den Fehler, nur für eine gewisse Classe von Lesern geschrieben zu sein, während andere sie zu begreifen nicht im Stande sind; zu erzählen, Thatsachen zu berichten, ohne eine rationelle Erklärung derselben zu geben und den Geist des Lesers den Schwankungen des Zweifels zu überlassen. Versuchen wir in der vorliegenden Schrift, die Schwierigkeiten, welche sich einer solchen Behandlung der in Rede stehenden Frage entgegenstellen werden, zu bei seitigen!

Unter Magnetismus versteht man bekanntlich eine Kraft, welche gegenseitige Anziehung zweier Körper verursacht. Animalen Magnetismus nennt

man die sympathische Wirkung des Menschen auf den Menschen und des Thieres auf das Thier.

Die Existenz des allgemein bekannten mineralischen Magnetismus ist unbestreitbar; ebenso die Thatsache, daß er schon im fernsten Alterthume als Heilmittel angewendet wurde. In der Arzneikunde, der Magie der Chaldäer und der Aegypter stand der natürliche Magnet in großem Ansehen. Die Griechen und Römer wendeten denselben gegen viele Krankheiten an. Im Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten priesen Avicenna, Robert Fludd (a **Fluctibus**), Arnold de Villanova, Albertus Magnus, Cardanus, Theophr. Paracelsus von Hohenheim &c., eine große Menge von Aerzten, Naturforschern und Philosophen den Magnet als ein ausgezeichnetes Mittel gegen Nervenkrankheiten. Indessen hatte das Heilverfahren mit dem natürlichen Magnete das Schicksal so mancher andern; es fiel mit der empirischen Medicin und blieb lange vergessen*).

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts brachte Klarich, Leibarzt des Königs von England, die magnetische Curmethode durch zahlreiche Heilungen, welche er mittelst des mineralischen Magnetismus herbeigeführt haben wollte, wieder zu Ehren. Dadurch veranlaßt, stellten eine Menge Gelehrter aller Länder, Zwinger, Körner, Hofmann, Glaubrecht, Reichel, Weber, Aken, Stromer, Sigaud-Lafond, Paulien, d'Arquier u. s. f. Versuche an, um sich von der Wahrheit der von Klarich mitgetheilten Thatsachen zu überzeugen. Der Abbé Lenoble construirte in Frankreich künstliche Magnete, und die Behandlung der Nervenkrankheiten mittelst der magnetischen Methode wurde bald zur „Mode".

Im Jahre 1774 nahm zu Wien der als Physiker und Astronom bekannte Pater Hall die Versuche Lenoble's, denen er zum Theil beigewohnt hatte,

---

*) Weitere Belehrung über die Geschichte des Magnetismus und verwandter Gegenstände findet der Leser in dem mit großem Fleiße verfaßten Werke von Colquhoun, auf welches wir später zurückkommen werden.

wieder auf, vervollkommnete die Art und Weise der Anwendung des Magnets auf die verschiedenen Theile und Gegenden des Körpers und verrichtete eine Reihe von Heilungen, welche in Deutschland großes Aufsehen machten. Auch hier wurde die magnetische Curmethode eine Zeit lang zur Mode, hatte aber, wie alle Kinder dieser launenhaften Hexe, nur eine ephemere Dauer; man gab sie wieder auf und sie fiel von Neuem der Vergessenheit anheim. —

Die angebliche geheime Kraft, welcher man in neueren Zeiten den Namen animaler oder thierischer Magnetismus (Lebensmagnetismus, vitaler Magnetismus, Mesmerismus ꝛc.) gegeben hat, war den Völkern des Alterthums, oder vielmehr ihren Priestern, Wahrsagern ꝛc. durchaus bekannt, und sie wendeten dieselbe sehr häufig als thaumaturgisches, als wunderthätiges Mittel an; die Jahrbücher der Geschichte lassen uns daran nicht zweifeln. Namentlich wußte die Priesterkaste dieses geheimnißvolle Agens zu benutzen, um sich in den Augen des großen Haufens zu erheben und denselben zu dem Glauben zu bringen, daß sie die Auserwählten der Götter wären und mit denselben in unmittelbarem Verkehr ständeu. Das magnetische Verfahren dieser fernen Epochen war fast dasselbe, wie das unserer modernen Magnetiseurs: Handauflegen, Berührungen, Streichen, Frictionen, Jusufflationen (Anhauchungen), Benutzung der Stimmorgane des Blickes, starker Sinneseindrücke ꝛc. ꝛc., Mittel, deren Wirkungen durch gleichzeitige Anwendung reizender, aufregender und narkotischer Substanzen noch verstärkt wurden. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der alten Völker, so sehen wir zahlreiche Heilungen durch Berührungen und Insufflation bei den indischen Brahminen und den persischen Magiern ausgeführt. Die Chaldäer und die Aegypter erhielten mit derselben Methode analoge Resultate. — Herodot führte mehre Tempel an, zu denen die Kranken pilgerten, um dort im Orakelschlafe die zu ihrer Heilung dienlichen Mittel zu erfahren. — Nach Diodorus Siculus wurden die Kranken, welche zu den Isistempeln kamen, von den Priestern in Schlaf versetzt, und wurden in diesem Zustande hypnolog, d. h., sie erhielten die Fähigkeit, schlafend zu reden und gaben das zu ihrer Heilung einzuschlagende Verfahren selbst an. — Strabo redet von der

Anwendung des Magnetismus im Tempel zu Memphis ganz unzweideutig, indem er sagt, die Beschäftigung gewisser Priester bestehe darin, sich in Schlaf zu versetzen, um den zu ihnen gekommenen Kranken auf die rücksichtlich der ihnen dienlichen Mittel antworten zu können. — Auch Celsus erzählte, daß schon seit undenklichen Zeiten eine Classe ägyptischer Afterärzte häufig durch Anhauchen und Berührungen Krankheiten heilten, gegen welche die Arzneikunst ohnmächtig geblieben war. — Gleiche Thatsachen bestätigt Arnobius, welcher überdieß die Namen dieser heilkünstlerischen Magker, damit man ihre wunderbaren, nach seiner Ansicht aber durch Vermittelung einer finstern Macht herbeigeführten Curen mit den mirakulösen Heilungen, die sein göttlicher Meister und dessen Schüler vollbracht, nicht verwechsle.

Auch das hebräische Volk hatte eine Menge Magnetiseurs; wir dürfen nur seine Geschichtsbücher öffnen, um uns davon zu überzeugen. Unter diesen Magnetiseurs stehen die Propheten voran, welche behaupteten, daß Jehovah selbst ihnen während ihres Schlafes die den übrigen Menschen verborgenen Dinge offenbaren. Man erinnere sich nur an die Heilung des Sohnes von Sarepta. Man hielt das Kind für todt. Elias aber erweckte es durch seine Berührung (sein „Händeauflegen") und seinen „Hauch" (Insufflation) wieder zum Leben. Durch ein gleiches Verfahren, mit welchem er durch seinen Meister bekannt geworden war, gelang dem Elyseus gleichfalls eine ähnliche Heilung bei dem Sohne der Sunamiterin.

Mehre Gelehrte haben die Ansicht aufgestellt, daß die Prophetin Deborah und die Wahrsagerin von Endor ihre Orakel während der Anfälle einer künstlich hervorgerufenen somnambulen Extase sprachen. Die Krämpfe und Zuckungen, welche bei der Letzteren auftraten, als Saul kam, sein Schicksal von ihr zu erfahren, sprechen sehr zu Gunsten dieser Ansicht.

Bei den Griechen, die den größten Theil ihrer Gebräuche, wie ihres Wissens von den Indiern und Aegyptern entlehnt hatten, finden wir in den Tempeln dieselben magnetischen Proceduren. Die Scenen in der Höhle des Trophonius (in Böotien) lassen hierüber durchaus keinen Zweifel. Der um Ora-

kel Fragende wurde wagerecht niedergelegt, dann über den ganzen Körper gerieben und malaxirt, bis der Schlaf seine Augenlider geschlossen hatte. Während dieses künstlich herbeigeführten Schlafes sprach er von den Gegenständen, welche er zu wissen wünschte; nach seinem Erwachen aber gaben ihm die Priester eine Tafel, auf welche seine Worte aufgeschrieben waren. — In der dem Pluto geweiheten Grotte bei Phralea war ein anderes Verfahren im Gange: die Priester versetzten sich selbst in Schlaf, während dessen sie den sie um Rath fragenden Kranken die diätetischen Vorschriften machten, welche die Letzteren zu ihrer Genesung zu befolgen hatten. — Helian spricht von der großen Gabe der Psyllen; er erzählt u. a., daß Mehre derselben die Macht besaßen, einen Jeden, der es wagte, sie zu lange anzublicken, in Schlaf zu versetzen. — Herodot erwähnt einer Magierin aus Attica, welche deßwegen sehr berühmt war, die hartnäckigsten und verschlepptesten Krankheiten durch Berührung heilen zu können; die Priesterkaste — ein antiker Clerus! — wurde eifersüchtig und ließ sie auf die Seite schaffen. In der griechischen Kirche finden wir eine ungemein große Anzahl ähnlicher Geschichten, welche sämmtlich zu Gunsten des animalen Magnetismus sprechen. Dem erfahrenen und aufmerksamen Beobachter kann, sobald er den Zustand der Pythierinnen und Sibyllen, welche ihre Orakel während dem krampfhaften Delirium eines verzückten Zustandes sprachen, mit dem Zustande mancher gegen ihren Willen eingeschläferten Somnambulen vergleicht, die schlagende Aehnlichkeit nicht entgehen. — Varro und Justinus versichern in sehr bestimmter Weise, daß die Sibyllen die Erinnerung an das, was während ihres Schlafes vorgegangen, gänzlich verlören, ein Umstand, der mit der constanten Amnesie (Erinnerungslosigkeit) der Somnambulen nach ihrem Erwachen vollkommen übereinstimmt.

Die Römer, in so vielen Studien Nachahmer der Griechen, hatten, gleichfalls ihre Orakel und ihre Tempel, in welchen die magnetischen Proceduren vorgenommen wurden. Bei ihnen, wie in Aegypten und Griechenland, versetzten die Priester sich oder ihre Patienten in Schlaf, und der göttliche Aeskulap andte ihnen Träume, welche auf die Behandlung und Heilung der Krankheiten

Bezug hatten. — Celsus schrieb im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, daß Asclepiades von Prusa die an Hirnwuth leidenden Patienten durch Auflegen der Hände und leichte Frictionen in Schlaf versetzte; die Kranken schliefen nach der furchtbarsten Aufregung sanft ein und fielen in eine tiefe Lethargie, wenn der Arzt seine Berührungen fortsetzte. — Eusebius, Origenes und Jamblichus stimmen hinsichtlich der in den Tempeln des Aeskulap herbeigeführten Heilungen durchaus überein. — Unter dem Kaiser Valens wurde der Magnetismus zu den Zauberkünsten gerechnet. Ammianus Marcellinus erzählt, daß eine alte Frau, von der es hieß, daß sie durch einfache Berührungen und Händeauflegen die hartnäckigsten Fieber zu heilen im Stande sei, zu jenem Kaiser geführt wurde, dessen Tochter schwer erkrankt war. Zur Behandlung der Letztern veranlaßt, magnetisirte die Alte dieselbe mit leichten Strichen, worauf der Fieberanfall sehr bald wich.

Die beiden diesem Zeitalter angehörigen Männer aber, welche einen fast colossal zu nennenden Ruf als Magnetiseurs erlangten, waren Apollonius von Tyana und Simon der Magier. Den Ersteren betrachteten die Heiden als Nebenbuhler unseres Heilandes; den Zweiten als Besieger des Apostels Petrus in den Kämpfen, welche er mit diesem hatte. Diese beiden Thaumaturgen verrichteten so große Wunder, machten so wunderbare Curen, daß sie hoher Ehren gewürdigt wurden. — Simon heilte Epileptische durch Anhauchen, Wahnsinnige durch Streichen und Reibungen; mit seinen Fingerspitzen zertheilte er sogar Anschwellungen der Leber und der Milz; er soll selbst mehren Gelähmten die Bewegung wiedergegeben und den für todt gehaltenen Sohn eines Centurion wieder zum Leben erweckt haben. — Ist aber auch dieß Alles wahr? Der Leser muß sich wohl hüten, allen wunderbaren Erzählungen aus jener Zeit der Unwissenheit Glauben zu schenken.

Apollonius von Tyana, dessen Leben durch so viele Wunder ausgezeichnet war, machte zu seiner Belehrung Reisen durch alle damals bekannten Länder; er drang in die Tempel Indiens, Persiens, Aegyptens und Griechenlands und ließ sich in ihre Mysterien einweihen. Die Philosophen jener und

späterer Zeiten betrachten diesen immerhin ausgezeichneten Mann als einen in den physicalischen und psychologischen Doctrinen sehr bewanderten Gelehrten; der große Haufen vergötterte ihn. Die von ihm eingeflößte Verehrung war so groß, daß Fürsten und Könige sich vor ihm beugten. Vespasian ließ ihm göttliche Ehre erweisen, und Domitian, gegen dessen Leben er sich in eine Verschwörung eingelassen hatte, wagte nicht, ihn auf die Blutbühne zu bringen.

Wir finden die Erzählung mehrer Beispiele von Apollonius Fernsicht in den Raum und von Prophezeihungen, welche denen unserer heutigen Somnambulen sehr ähnlich sind. So erzählte Apollonius während eines Aufenthaltes in Corinth Alles, was in Athen zu derselben Zeit vorging, er nannte die Redner, welche die Bühne bestiegen, und die Philosophen, welche in den Gärten der Academie ihren Unterricht ertheilten. Ein junger Archont zu Aegina fragte ihn, was jetzt in seines Vaters Hause zu Patrae vorginge? Apollonius zog sich an einen abgelegenen Ort zurück und kam dann mit den Worten wieder: „Unglücklicher junger Mann; mache Dich schnell fort, denn in diesem Augenblicke wird Dein Vater in das Gefängniß abgeführt!" Der Archont reis'te unmittelbar darauf ab, und fand, in seiner Vaterstadt angelangt, seinen Erzeuger wirklich im Gefängnisse. — Während eines Aufenthaltes zu Ephesus rief er eines Tages, von einer dichtgedrängten Menge umgeben, welche ihm auf seinen Schritten folgte, mit begeisterter Stimme: „Epheser! Dankt dem Jupiter! Denn in dieser Stunde erhält Euer Tyrann zu Rom die Strafe seiner Verbrechen! Domitian stirbt, von dem Dolche eines Freigelassenen getroffen!" Und wirklich starb an demselben Tage, ja sogar zu derselben Stunde, in welcher Apollonius sein tragisches Ende verkündete, der Kaiser von Mörderhand. — Für die, welche an die Realität des Magnetismus glauben, ist die Erklärung dieser Thatsachen nicht schwierig. — Apollonius hatte einen Lieblingsschüler, welcher ihn niemals verließ; heutzutage würde man diesem Schüler die Qualification eines lucid Somnambulen geben. — — — —

Bei den alten Galliern heilten die Druiden und Druidinnen eine Menge von Krankheiten auf magnetischem Wege durch Berührung, und ihre

Arzneikunst war, wie es viele Historiker bezeugen, so berühmt geworden, daß Kranke aus den fernsten Gegenden kamen, um sie um Rath zu fragen. Cäsar, Lampridius, Vopiscus und Celsus bestätigen diese Meinung auf ganz unzweifelhafte Weise; sie bemerken, daß die Heilmethode der Druiden viel Aehnlichkeit mit der Jatraleptik, d. h., der Behandlungsweise mit Frictionen, habe.

Die Gabe, durch Berührung und Streichen zu heilen, findet sich auch bei mehren Fürsten des Alterthums und des Mittelalters. So zertheilte Pyrrhus, König von Epirus, Geschwulst der Milz dadurch, daß er mit seinen Fingern langsam über den kranken Theil hinstrich; Tiberius heilte Krankheiten des Gehörs, Vespasian Augenleiden; mehre Könige von Frankreich besaßen gleichfalls die magnetische Gabe, Scropheln zu heilen.

Vom Anfange unserer christlichen Zeitrechnung bis zum 6. Jahrhundert wendeten die Thaumaturgen den Magnetismus an und erhielten erstaunenswerthe Wirkungen. Besonders aber brachte diese Kraft zahlreiche Wunder hervor im Mittelalter, diesem langen Zeitraume der Unwissenheit, des Fanatismus und des Aberglaubens. Es existirten zu jener Zeit zwei Classen von Magnetiseurs: solche, die als Zauberer verschrieen waren und unbarmherzig auf dem Scheiterhaufen enden mußten, und solche, welche in den Geruch der Heiligkeit kamen und canonisirt wurden. Es ist wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß diese letzten fast sämmtlich der Pfaffenclasse angehörten.

Dr. Foissac hat nachgewiesen, daß, als bei'm Falle des Heidenthums die Kirchen die Stelle der Tempel ersetzten, auch in ihnen die Proceduren des Magnetismus fortgesetzt wurden, um die Träume, die Visionen und die Heilungen hervorzubringen, welche den heidnischen Priestern von so großem Vortheile gewesen waren. Von Gregor von Caesarea, einem Manne, welcher durch sein Händeauflegen eine große Berühmtheit erlangte, bis auf die Convulsionäre von St. Medard, wurde der Magnetismus als thaumaturgisches Mittel angewendet.

Im 15. Jahrhundert beschäftigten sich namentlich Paracelsus und Pomponatus mit der geheimen Medicin; sie erzielten mittelst magnetischer Berührungen die glänzendsten Erfolge.

Im 16. Jahrhundert erschienen mehre Schriften von Van Helmont, Goclenius und Basilius Valentinus über die Anwendung des animalischen Magnetismus auf die Medicin. Besonders redet Goclenius von dieser Kraft, als von einem verborgenen Agens, welches dem menschlichen Organismus entströmt und der unmittelbaren Berührung und der Anstrengung des Willens bedarf, um seine Wirkungen auszuüben. Diese Ansicht stimmt durchaus mit der überein, welche die aufgeklärten Anhänger des Magnetismus noch heutzutage haben.

Im 17. Jahrhundert genoß Valentin Greatrakes, ein irländischer Edelmann, eines großen Rufes wegen der zahlreichen Heilungen, welche er mittelst seiner magnetischen Behandlung erzielte.

Um dieselbe Zeit brachten in Frankreich die Aerzte Borel und Vallé den Magnetismus — und zwar in Form von Insufflationen — gegen manche Nervenkrankheiten mit Glück zur Anwendung, welche den gewöhnlichen Behandlungsmethoden den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Der gelehrte Bartholin erzählt in seinen Schriften, wie er Zeuge gewesen, daß Anfälle von Epilepsie durch die Manipulation eines „Streichers". („toucheurs") fast augenblicklich beseitigt wurden und erinnert zugleich die Aerzte daran, daß bei den Alten die Jatraleptik einen wichtigen Zweig der Heilkunst bildete.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts theilte der berühmte Nosolog Sauvages der Academie der Wissenschaften einen Fall von Katalepsie mit, deren Phänomene eine so große Aehnlichkeit mit denen des magnetischen Somnambulismus hatten, daß mehre Academiker nicht Anstand nahmen, diese Krankheit für einen natürlichen magnetischen Zustand zu erklären. Von 1770 bis 1775 erfüllte der berüchtigte Jesuit, Pater Gaßner Deutschland, die Schweiz und Frankreich mit seinen Excentricitäten, namentlich mit seinen Wundercuren. Gleich seinen Vorgängern wendete er den Magnetismus der Stimme, des Blickes, sowie

magnetische Streichungen an. Seine wunderbaren Erfolge stellten ihn an die Spitze der gewandtesten Magnetiseurs der Neuzeit. Der ungeheure Zudrang von Patienten aus allen Theilen Europa's giebt einen sprechenden Beweis von dem Zutrauen, welches er durch seine Proceduren einflößte. Sein Verfahren war das folgende: Zunächst heftete er seinen inspirirten Blick fest auf die Augen des Kranken; dann strich er bald langsam und kräftig, bald rasch und leise die Extremitäten von ihrem obern nach ihrem untern Theile; darauf legte er die Hände auf den Kopf des Patienten und führte sie über den Rücken und die Brust hinweg, fing darauf nochmals mit den Extremitäten an, und wenn er mit seinen Händen an die Finger- oder Zehenspitzen des Patienten gekommen war, so zog er sie rasch und plötzlich weg und schüttelte sie, als ob er den Krankheitsstoff, welchen sie aus dem Körper herausgezogen, verjagen wollte. Ganz ähnlich verfahren unsere modernen Magnetiseurs.

Unter Gaßner's Behandlung geriethen fast alle Patienten in Krämpfe; meistens trat sehr bald eine Krisis in Form irgend einer Entleerung ein, auf welche Heilung folgte, wenn überhaupt Heilung möglich war. Mehre ungläubige Aerzte waren Augenzeugen von Gaßner's Wundercuren und bezeugten später die Wahrheit der Thatsachen, welche man von diesem Manne erzählte. Selbst Lavater glaubte fest an die Heilkraft des Jesuiten, und Mesmer fand zwischen dem Verfahren des schweizerischen Wunderthäters und dem seinigen eine solche Aehnlichkeit, daß er die von demselben gemachten Curen den von ihm eingeführten magnetischen Proceduren vindicirte.

So kommen wir denn zu dem Jahre 1778, zu der Periode, in welcher Mesmer in Paris eine magnetische Schule gründete, die täglich von der ausgewähltesten Gesellschaft von Schülern besucht wurde und bald ganz Europa mit ihrem Rufe erfüllte. Von dieser Periode an ging der so lange Zeit hindurch von Wunderthätern ausgebeutete Magnetismus aus den Händen derselben in den Bereich des großen Publicums über und wurde mehr Gemeingut.

Streng genommen, ist demnach Mesmer nicht der Entdecker, sondern nur der Verbreiter des animalen Magnetismus; sowie der Erste in der neueren

Zeit, welcher dieses geheimnißvolle Agens zum Gegenstande seiner Studien machte, eine Theorie desselben aufstellte, es durch seine Versuche, seine Vorträge, die zahlreichen Schüler, welche er um sich versammelte, verbreitete und populär machte.

Mesmer trieb zu Wien medicinische Studien und machte sich dort durch seine sonderbaren Ideen, seine große Selbstliebe und einen bedeutenden Ehrgeiz bald bemerkbar. Im Jahre 1766 hielt er, um den Doctorhut zu erwerben, eine Dissertation „Ueber den Einfluß der Gestirne auf den menschlichen Körper“. Die Gestirne, so behauptete er, üben vermöge der Kraft, durch welche ihre gegenseitige Anziehung erzeugt wird, auf alle lebenden Wesen einen Einfluß aus, welcher nur eine Modification der allgemeinen Attraction ist. Dieser Einfluß wird durch ein subtiles Fluidum vermittelt, welches den Weltraum erfüllt und alle Körper durchdringt 2c. 2c.

Um das Jahr 1776 hörte auch Mesmer von den merkwürdigen Resultaten, welche der Astronom Hell durch die Anwendung seiner Magnete erhalten hatte; er knüpfte Bekanntschaft mit diesem Manne an und kam von da an häufig mit ihm zusammen. Von der Neuheit nicht weniger als von der Eigenthümlichkeit der magnetischen Kraft gereizt, glaubte er in dieser Kraft das allgemeine Fluidum zu finden, dessen Existenz er in seiner Dissertation vertheidigt hatte. Bald errichtete er eine Heilanstalt, in welcher er sich erbot, alle Kranken, welche zu ihm kommen würden, mittelst des Magnetismus und zwar umsonst, zu behandeln. Zu diesem Zwecke ließ er eine außerordentlich große Menge magnetischer Platten und Stäbe von vielfachen, den verschiedenen kranken Körpertheilen entsprechenden Formen und Dimensionen anfertigen.

Indessen begnügte sich Mesmer nicht, gleich dem Pater Hell, nur in einer Stadt zu wirken; er wollte, daß das ganze heilige römische Reich deutscher Nation von den vermeintlichen wohlthätigen Erfolgen seiner Curmethode widerhallen sollte; er versendete daher seine magnetischen Apparate nach allen Seiten und erfüllte die Zeitschriften mit den Erzählungen seiner Wundercuren. Wir müssen wirklich glauben, daß es ihm gelang, mehren schwer erkrankten Patienten

ihre Gesundheit wiederzugeben; denn selbst verschiedene Gelehrte und Schriftsteller jener Zeit geben öffentlich zu, daß sie durch Mesmer's Curmethode geheilt worden seien.

Anton Mesmer, welchem es mehr um die Erwerbung eines großen Vermögens, als eines wissenschaftlichen Rufes zu thun war, blieb nicht bei der Anwendung des mineralischen Magnetismus stehen; er hatte etwas Anderes, Außerordentliches und Auffallenderes nöthig, welches einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther machte, Etwas, für dessen Entdecker er gelten konnte. Demgemäß gab er die Theorie des Pater Hell, nach welcher nur der natürliche, mineralische Magnet auf den kranken Organismus eine Wirkung auszuüben vermochte, auf und proclamirte die Existenz eines animalischen magnetischen Fluidums, welches vom mineralischen Magnetismus wesentlich und bestimmt verschieden sei. Dieser Magnetismus, sagte er, ist eine Eigenschaft, ein Besitzthum des Menschen, welcher des Magneten nicht bedarf, um dennoch unglaublich erscheinende Heilungen zu machen. Mesmer stellte seine Doctrin in der Form von Aphorismen, in siebenundzwanzig Sätzen auf, welche wir hier, um unsern Lesern nicht zu langweilig zu werden, kurz zusammenfassen.

Der menschliche Organismus empfindet die Wirkungen des universell verbreiteten Fluidums, welches seine Nerven unmittelbar afficirt, indem es in ihre Substanz eindringt, und verleihet ihm Eigenschaften, welche denen des natürlichen Magnetes analog sind. Der Complex dieser Eigenschaften, der sogenannte thierische Magnetismus, kann sich belebten sowohl als unbelebten Körpern mittheilen. — Die Wirkung des animalen Magnetismus kann sowohl in der Nähe, als auf sehr große Entfernungen hin Statt finden. Dieselbe kann Convulsionen, wie heilsame Krisen, hervorrufen, vermag Krankheiten zu beseitigen, welche von den Aerzten für unheilbar gehalten werden &c. &c.

Die Academien zu Wien und Berlin, an welche Mesmer magnetisirtes Wasser und Programme seiner Heilmethode gesendet hatte, spotteten seiner und behandelten ihn als Charlatan oder wenigstens als Geisterseher. In seinem Stolze gekränkt, in seinen Hoffnungen getäuscht, antwortete Mesmer mit In-

jurien. Zwischen ihm und den Academien entspann sich eine Polemik; da es ihm aber unmöglich war, gegen die gelehrten Academiker zu kämpfen, so sah sich der Entdecker des thierischen Magnetismus genöthigt, Wien zu verlassen, wo man ihm überdieß — ob mit Grund oder nicht, mag dahin gestellt bleiben — Schuld gab, ein blindes siebenzehnjähriges Mädchen, welches er unter dem Vorwande, ihr durch den Magnetismus die Sehkraft wieder zurückzugeben, zu sich genommen, verführt zu haben.

So verließ Mesmer Deutschland und kam nach Paris. Diese Stadt, von jeher durch die Leidenschaft ihrer Bewohner für Alles, was „Mode ist" und für alles Neue, bekannt, schien ihm einen günstigen Boden für die Ausübung seiner Kunst zu geben. Er wendete sich unmittelbar an die Academie der Wissenschaften und an die Academie der Medicin; diese wiesen ihn ab; bei'm großen Publicum hingegen erregte er den lautesten Enthusiasmus. Das Sonderbare seiner Doctrin und der begeisterte Ton, welchen er anstimmte, sicherten ihm die Gunst einer müssigen und frivolen Menge.

Mesmer miethete sich in einem jener schönen Hôtels des Vendômeplatzes ein und hatte sich bald eine Wohnung hergerichtet, in welcher er offne Tafel hielt. Der Magnetiseur behauptete, alle Krankheiten heilen zu können, namentlich die der an „Vapeurs" leidenden Frauenzimmer; er verlangte schwere, der Behandlung der erfahrensten Mitglieder der gelehrten Facultät hartnäckigen Widerstand leistende Affectionen und verpflichtete sich, dieselben zu heilen, ohne auf Honorar Anspruch zu machen. Sein Haus enthielt prächtige Salons für die Aristocratie und bescheidene Zimmer für wenig Bemittelte. Seine glänzenden Versprechungen, besonders aber die Neuheit der Bühne und des Schauspiels, nach welchem der Pariser so begierig ist, versammelte bald eine zahlreiche Menge um den magnetischen Zuber.

Als Mesmer Ruf und Vermögen in gleichem Verhältnisse wachsen sah, entfaltete er in seinen Räumen eine noch größere Pracht; überall vereinigte sich der Luxus mit dem Comfort: üppige Möbels, anmuthige Gemälde, köstliche Musik, harmonische Gesänge, ein dem schönen Geschlechte günstiges Halbdunkel, und für

die Eingeweiheten „**petits soupers**“, welche ihres Gleichen nicht fanden. Bei der Anwendung solcher Reizmittel mußte sich wohl die Kundschaft des Magnetiseurs unaufhörlich vermehren. Kranke und Gesunde, Junge und Alte, Alle strömten nach Mesmer's Salons, wie zu einer Lustpartie; die bedeutendsten Persönlichkeiten der Metropole und Frauen von höchstem Range nahmen keinen Anstand, sie zu frequentiren; selbst die damalige Königin von Frankreich soll verkleidet dort gewesen sein.

Worin bestanden aber die Mysterien des „magnetischen Schlafes“, d. h., des Magnetismus jener Zeit?

Inmitten des geräumigen Experimentirsales stand ein Bottich von 4 bis 5 Fuß Durchmesser, in welchem einige Zoll hoch Wasser stand, und der überdieß Eisenfeilspäne, gepülvertes Glas und mit Wasser gefüllte, in einem kabbalistischen Kreise aufgestellte Flaschen enthielt. Der genau schließende hölzerne Deckel zeigte Löcher, durch welche knieförmig gebogene Eisendrähte gingen. Die Kranken und die Neugierigen, welche sich magnetisiren lassen wollten, setzten sich um den Zuber herum und Jeder von ihnen nahm einen von den Eisendrähten und führte ihn an den leidenden Körpertheil. Oft standen hinter dieser den Kübel umgebenden ersten Reihe von Personen noch eine zweite und eine dritte, welche eine zusammenhängende kreisförmige Kette bildeten, indem sie sich bei den Händen gefaßt hielten, so daß das Rechts stehende Individuum seinen Daumen zwischen Daumen und Zeigefinger der Links von ihm stehenden Persou legte und so fort. Zugleich berührten sich die Zusammenstehenden mit den Knieen und Füßen und ein am Deckel des Zubers befestigter langer Strick umschlang den Rumpf oder die Glieder der Kranken. Während die Anwesenden auf diese Weise zu einer Kette verbunden waren, wurden ihre Ohren durch fernen Gesang, von Harfenklängen und Tönen eines Claviers entzückt und ihre Sinne gefangen. Diese köstliche Musik hörte von Zeit zu Zeit auf, und in den Pausen ertönten die so lieblichen und süßen Töne einer Harmonica, eines damals neuen Instrumentes, welches Mesmer meisterhaft zu spielen verstand. Diese Töne wirkten mächtig auf das Nervensystem zarter Frauen, und wenn Mesmer die Nerven durch diese

erschütternden Harmonieen genügend erregt glaubte, erschien er, von mehren, mit Eisenstäbchen versehenen Eingeweiheten gefolgt, um die Kraft des magnetischen Fluidums zu steigern und den Lachern und den Ungläubigen zu imponiren. Der Magnetiseur und seine Adepten beschrieben mit ihren Stäben geheimnißvolle Kreise um die Kranken; dann begann das Auflegen der Hände auf verschiedene Körpertheile. Besonders richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Oberbauchgegend, die Herzgrube, weil hier die größten und am Stärksten verzweigten Nervengeflechte liegen. — Der Meister ertheilte Solchen, welche Gefallen an diesen magnetischen Experimenten fanden, Privatunterricht. Um methodisch zu verfahren, erhielt jeder Körpertheil einen besondern Namen; so hieß die Unterleibsgegend der „schwarze Pol", die Brustgegend der „weiße Pol"; die von den Rückenmuskeln gebildete, der Wirbelsäule entsprechende Furche der „große Strom", die dem Brustbeine entsprechende der „kleine Strom" ꝛc., und viele zarte Damen, welche laut geschrieen haben würden, wenn unter andern Umständen eine fremde Hand in die Mysterien des „kleinen Stromes" eingedrungen wäre, fanden es ganz natürlich, daß sogar der „schwarze Pol" magnetisirt wurde. O über den gewaltigen Einfluß der Neuheit! . . . . .

Unter den Personen, welche sich dieser sonderbaren Cur unterwarfen, empfanden die, welche zu Mesmer's Heilkraft kein Vertrauen hatten, auch keine Wirkung; bei den jüngern aber, deren bethörte Phantasie sie eine nahe Heilung hoffen ließ, stellten sich Gähnen, Dehnen und Recken der Glieder, ein mit Auswurf verbundener nervöser Husten, ein Zustand von allgemeiner empfindlicher Gereiztheit, ungewöhnliche Körperhitze und Schweiße ein; bei andern trat partielles oder allgemeines Zittern auf, und sie wurden bald von einem krampfhaften Delirium ergriffen, welches sich auf fast alle Frauen in der Kette fortpflanzte. Manche von diesen Convulsionärs stießen laute Schreie aus, krümmten sich, rülpsten, weinten, oder lachten hell auf. Hatte dieser Aufruhr im Nervensysteme seinen höchsten Grad erreicht, und endete der Paroxysmus mit Convulsionen: so war damit die gewünschte „Krise" eingetreten; Mesmer ließ dann die „Krisiaker" in ein Zimmer bringen, dessen ganzer Fußboden mit weichen Matratzen

ausgepolstert und mit schwellenden Teppichen belegt war. Die Vorsicht war sogar so weit getrieben, daß man die Seitenwände und Thüren mit einer dicken Lage Watte überzogen hatte, so daß die Krisiaker nach allen Richtungen hin springen, sich wälzen und selbst mit dem Kopfe voran hinstürzen konnten, ohne sich Schaden zuzufügen.

Diese Angaben sind durchaus nicht übertrieben; zum Beweise ihrer Authenticität dürfen wir nur eine Stelle aus dem von Bailly, dem entschiedensten Widersacher des Magnetismus in diesem Zeitalter, redigirten Berichte der Commissarien der französischen Academie der Wissenschaften anführen.

„— Ungeachtet meiner gründlichen Verachtung von Mesmer's Charlatanerien muß man gestehen", schreibt Bailly, „daß der Anblick dieser magnetischen Convulsionen in Erstaunen setzt. Wenn man das Schauspiel nicht selbst gesehen, so kann man sich kaum einen Begriff davon machen; sieht man es, so geräth man in Verwunderung sowohl über die tiefe Ruhe eines Theiles dieser Kranken, als über die gewaltige Aufregung, welche die Uebrigen beherrscht, über die verschiedenartigen sich wiederholenden Anfälle und über die Sympathieen, welche sich zeigen. Man sieht, wie gewisse Kranke sich gegenseitig, ausschließlich nur sich, suchen und lächelnd sich in die Arme stürzen, liebevoll miteinander reden und gegenseitig ihre Krisen lindern. Alle sind ihrem Magnetiseur blind unterworfen; wenn sie auch in tiefem Schlafe daliegen, so werden sie durch den Blick, die Stimme, durch eine kaum bemerkbare Geste des Magnetiseurs augenblicklich erweckt. Ein unerwartetes Geräusch verursacht bei ihnen ein Zucken, oder ruft convulsivische Bewegungen hervor; eine lebhaftere Bewegung des Magnetiseurs regt sie noch mehr auf und veranlaßt zuweilen noch neue Krampfanfälle."

Das Streben nach Reichthum, von welchem Mesmer fast verzehrt wurde, brachte ihn auf den Gedanken, die Zahl seiner magnetischen Kübel oder „**baquets**" zu verzehnfachen; er richtete demnach eine Zahl besonderer Zimmer ein, deren jedes mit einem Baquet versehen war, welche an einzelne Patienten oder an eine Gesellschaft von Bekannten vermiethet wurden, wie man in einer Restauration

ein Zimmer oder eine Loge im Theater miethet. Jeder Zuber brachte dem Eigenthümer wenigstens zehn Louisd'or täglich ein; ein solches Zimmer mußte stets mehre Tage im Voraus bestellt werden, so groß war der Zudrang! Wem es gelungen war, sich einen besondern Zuber zu reserviren, sagte dann zu seinen Freunden: „Ich habe zu heut Abend ein Baquet; ich erwarte Sie sicher!" Diese Schwierigkeit verschaffte Mesmer's Soiréen einen ungeheuren Zulauf; das Hôtel am Vendômeplatze wurde nie leer und umschloß stets nur die gewählteste Gesellschaft. Vornehme Müssiggänger besuchten es, um einige Stunden Zerstreuung, Blasirte, um Aufregung, Kranke, um Linderung ihrer Leiden zu finden. Der Tempel von Epidaurus war nicht so besucht, wie Mesmer's Hôtel, und merkwürdigerweise verließ es Jedermann ganz befriedigt, und mit dem Wunsche, es bald wieder zu besuchen.

Zu den Adepten des Magnetismus gehörten wissenschaftliche Größen ersten Ranges und sehr große Herren. Mit großer Gewandtheit begabt, Umstände und Persönlichkeiten auszubeuten, wußte Mesmer den Präsidenten der Pariser medicinischen Facultät und Leibarzt des Grafen von Artois, Deslon, für sich zu gewinnen; dieser wurde sein eifrigster Schüler und verschaffte ihm eine glänzende Kundschaft. Von seinem Erfolge und seinem Erwerbe geblendet, beging Mesmer die thörigte Ungeschicklichkeit, an die Academie der Wissenschaften eine Adresse zu richten, in welcher er sie zu veranlassen suchte, Zeugen der Wunder seiner Kunst zu sein. Unter andern machte er den Vorschlag, die medicinische Facultät möge vergleichende Versuche an einer bestimmten Anzahl von Kranken anstellen, deren eine Hälfte nach den gewöhnlichen Methoden der Arzneikunde zu behandeln seien, während die andere Hälfte einer magnetischen Cur zu unterwerfen wäre. Academie und Facultät antworteten ihm verächtlich abweisend. Dadurch auf's Bitterste sich verletzt fühlend, schwor ihnen Mesmer unversöhnlichen Haß. Kurze Zeit darauf gelang es ihm gleichwohl, der Königin empfohlen zu werden, und eine Prüfungscommission zu erhalten; doch war diese Vergünstigung von großem Nachtheil für ihn; denn als er sich den von den gelehrten Körperschaften in Vorschlag gebrachten Versuchen nicht unterwerfen wollte, verbreitete

sich das Gerücht davon bald und dadurch erlitt sein Ruf einen nicht unbedeutenden Stoß.

Von Zorn erfüllt gegen die Academie und die Facultät, drohete Mesmer, Frankreich zu verlassen, und entschloß sich nur auf das Drängen mehrer großen Herren, zu bleiben. Der Minister Bréteuil trug ihm einen Jahrgehalt von 30,000 Francs und den St. Michaelsorden an, wenn er seine Heilmethode den Aerzten, welche die Regierung dazu bestimmen werde, lehren wolle. Doch glaubte Mesmer in diesem Vorschlage eine Schlinge zu finden; er wies deßhalb das glänzende Anerbieten zurück, verließ unter dem Vorwande, seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, Paris und ging in die Bäder von Spa.

Deslon benutzte die Abwesenheit seines Lehrers und eröffnete ein magnetisches Institut, welches dem von Mesmer gegründeten in jeder Hinsicht ähnlich war. Dieser Letztere hatte kaum Wind davon erhalten, als er sich eiligst auf den Rückweg machte, voll Furcht, der Schüler möge den Lehrer übertreffen. Bei seiner Ankunft in der Metropole eröffneten die Enthusiasten des Magnetismus eine Subscription von hundert Actien, deren jede hundert Louisd'or kostete und dem Besitzer das Recht gab, in die Geheimnisse des Magnetismus eingeweihet zu werden. Die Actien fanden so rasch Absatz, daß, um den von allen Seiten eingehenden Nachfragen nur einigermaßen zu genügen, noch funfzig Stück neue ausgegeben werden mußten. Der Ertrag dieser Actien — eine Summe von dreimalhundertsechszig Tausend Francs — wurde sofort Mesmer übergeben, und die Actionäre nannten sich die „harmonische Gesellschaft".

Durch den Rang und den Namen seiner Schüler gehalten, setzte Mesmer seine „magnetischen Sitzungen" fort und sein Hôtel war noch immer der Sammelplatz der Aristocratie. Endlich ließ sich die Regierung durch das Gerücht von mehren durch den Magnetismus erzielten außerordentlichen Curen veranlassen, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen. Es erschien eine königliche Ordonnanz, welche die mehrfach erwähnten beiden gelehrten Körperschaften beauftragte, den animalen Magnetismus gründlich zu studiren und über die Resultate dieser Untersuchungen zu berichten. Die Academie der Wissenschaften wählte

aus ihren Mitgliedern Lavoisier, Franklin, Bailly, Majaut-Sallin, Leroy, de Bory und Daru; die medicinische Facultät die DDr. Despérières, Guillotin, Caille, Mauduit, Andry u. Antoine de Jussieu. Aus Haß gegen die Academien weigerte sich Mesmer, in Gegenwart der Commissarien zu operiren; diese begaben sich daher in die Anstalt von Deslon, erstem Schüler Mesmer's, welcher ebensogut magnetisirte, wie dieser. Sie waren Zeugen von den Convulsionen und den „Krisen", welche sich an den magnetischen Bottichen entwickelten; als sie sich aber selbst magnetisiren ließen, mißlangen die Versuche. Darauf verfaßte Bailly im Namen der gesammten Commission einen Bericht, aus welchem wir bereits eine Stelle anführten, und dessen Tendenz dahin ging, zu beweisen, daß das angebliche Fluidum, mittelst dessen Mesmer und seine Schüler Wunder thaten, nichts Anderes sei, als eine durch die Wirkung der Einbildungskraft hervorgerufene nervöse Exaltation der Hirnthätigkeit.

Ein Mitglied der Commission jedoch, Antoine de Jussieu, welcher Deslon's Versuche mit der aufmerksamsten Beharrlichkeit verfolgt hatte, und die Thatsachen, welche sich vor seinen eignen Augen entwickelt hatten, nicht leugnen konnte, weigerte sich, den Bericht seiner Collegen zu unterzeichnen, sondern verfaßte einen besondern Bericht, in welchem er die von ihm beobachteten Facta unter vier Kategorieen brachte:

1) Allgemeine Erscheinungen, über deren Causalität die Physiologie Rechenschaft zu geben vermag;

2) negative Erscheinungen, welche der magnetischen Doctrin widersprechen;

3) Phänomene, welche unmittelbare Folge der Thätigkeit der Einbildungskraft sind;

4) Erscheinungen, welche für die Existenz eines magnetischen Fluidums sprechen.

Durch mehre Versuche war Jussieu zu der Annahme veranlaßt worden, daß aus dem menschlichen Körper irgend eine Emanation, eine Ausströmung Statt finde, welche auf zarte oder sehr nervenschwache Individuen wirke, und

daß sich diese Emanation mit dem elektrischen Fluidum vergleichen lasse. Diese Gründe hatten ihn bewogen, den Bericht seiner Collegen nicht mit zu unterzeichnen, sondern ein besonderes Glaubensbekenntniß zu promulgiren.

Obgleich Jussieu's Denkschrift günstig war für den Mesmerismus, so konnte sie den Schaden, welcher dem Letztern durch den Bericht der Academiker und Facultätsmitglieder, besonders aber durch eine dem Minister vorgelegte Broschüre, mit dem Titel: „Geheimbericht über den Mesmerismus“, in welcher der Magnetismus als der Sittlichkeit zuwiderlaufend erklärt ward, zugefügt wurde, nicht paralysiren.

Diese gegen den Mesmerismus gerichteten Invectiven brachten unter Mesmer's Schülern, deren Zahl sich bedeutend vermehrte hatte, gewaltiges Aufsehen hervor. Es entspann sich eine heftige Polemik zwischen den Feinden und den Vertheidigern des Magnetismus. Nach der Behauptung der Letztern waren die Mitglieder der Commission nicht aufrichtig und gewissenhaft bei ihrer Prüfung zu Werke gegangen, und Mesmer protestirte feierlichst gegen alle bei Deslon angestellten Versuche, indem er erklärte, daß er allein das Geheimniß besitze, sein Schüler daher seine Methode nicht genau habe befolgen können.

Eine Schrift des Dr. Thouret: „Untersuchungen und Zweifel über den thierischen Magnetismus“, ein Werk voll von Gelehrsamkeit und gediegenen Untersuchungen, hatte eine Wirkung, welche der von ihrem Verfasser beabsichtigten ganz entgegengesetzt war. Die Leser derselben glaubten Spuren des Magnetismus bei den ältesten Völkern wahrzunehmen und der Hang zum Wunderbaren führte Mesmer neue Anhänger zu.

Ungeachtet der Academie und der Facultät blieben die Baquets fortwährend in Gunst, als der Eifer der Gläubigen durch mehre unvermuthete Zufälle bedeutend abgekühlt wurde und die magnetischen Zuber in Mißcredit kamen. So starb die Gemahlin eines Mitgliedes der Academie unter Mesmer's Händen, und die Marquise de Fleury, welche der Meister wegen Augenschwäche in Behandlung hatte, wurde ganz blind. Andererseits trug eine Anecdote, welche sich an den Baquets von Deslon zutrug, zu den über die durch den Magnetismus

verursachten Störungen erhobenen Klagen nicht wenig bei. Diese recht hübsche Anecdote war einige Tage lang Stadtgespräch und amüsirte die vornehmsten Cirkel der Hauptstadt. Wir wollen sie hier in kurzen Umrissen mittheilen: — Ein junger Mann, welcher mit einem sehr hübschen jungen Mädchen eine Kette bildete, fühlte mit dem magnetischen Fluidum sein Herz von brennendem Verlangen erfüllt; er war stark genug, dieses Verlangen einige Minuten lang zu unterdrücken, bis er, unfähig, zu widerstehen, seine Nachbarin öffentlich umarmte. Die anwesende Mutter der jungen Dame, über diese Wirkung des Magnetismus empört, stand auf, um dem Scandal ein Ende zu machen; allein Deslon rief: „Lassen Sie sie; wenn Sie die Strömung des Fluidums plötzlich unterbrechen, so kann augenblicklicher Tod eintreten." Die Mutter glaubte indessen doch, das Fluidum unterbrechen zu müssen, und es trat kein Tod ein.

Durch derartige Vorfälle wurde die Herausgabe einer Flugschrift veranlaßt, unter dem Titel: „Ueber die Mißbräuche des Mesmerismus." In dieser Broschüre wurde die Gefährlichkeit dieser Ketten und dieser Krisen für die Sittlichkeit hervorgehoben, und kaum hatte sie einige Tage cursirt, als der Generallieutenant der Polizei bei Deslon erschien und diesem die Frage vorlegte: „Mein Herr, als Generalpolizeilieutenant frage ich Sie, ob es möglich ist, ein magnetisirtes oder in der Krise befindliches Frauenzimmer zu mißbrauchen?" Ohne Zaudern antwortete Deslon bejahend. Diese Antwort versetzte dem Magnetismus einen gewaltigen Stoß. Endlich vervollständigte eine Broschüre, betitelt: „Der Coloß mit thönernen Füßen" seine Niederlage; es wurde in dieser Schrift eine treffende Parallele gezogen zwischen den durch das Baquet erzeugten Convulsionen und denen, welche am Grabe des Abbé Paris auf dem Kirchhofe von St. Medard Statt gefunden hatten, in denen man nur Einbildung und Schauspielerei sehen zu müssen glaubte.

Die durch solche Schriften geschleuderten Bannstrahlen vernichteten den Magnetismus nicht, sondern veranlaßten eine Veränderung in seiner Theorie und in dem Verfahren. Die Anhänger des Magnetismus überzeugten sich, daß der ganze Zuberapparat unnütz sei, und daß man weit einfacher verfahren könne. Es ent-

stand ein Zwiespalt unter ihnen; die eine Partei nahm mit Jussieu die wirkliche Emanation eines Fluidums aus dem menschlichen Körper an; die Anhänger der andern Partei sahen in den Wirkungen des Magnetismus im Allgemeinen nur Erscheinungen, welche durch eine Ueberreizung des Gehirns hervorgerufen würden.

Mesmer's Stern war verblaßt; der schwache Schimmer, welchen er noch verbreitete, sollte bald ganz erlöschen. Die Mode der Baquets veraltete, wie alles Ephemere, und der berühmte Entdecker des animalen Magnetismus verließ Frankreich im Geheimen, um nie wieder zurückzukehren.

Der Marquis de Puységur, ein Schüler Mesmer's, hatte öfters bemerkt, daß von den „Krisiakern" des Baquets manche von Schlafsucht ergriffen wurden und in einen somnambulen Schlaf verfielen. Es kam ihm der Gedanke, an einen dieser Schläfer eine Frage zu richten und sofort erhielt er Antwort. Eine Reihe von ähnlichen Versuchen ließ Puységur hinsichtlich der „Lucidität" oder des „Hellsehens" gewisser Somnambulen keinen Zweifel übrig. Von nun ab nahm der Magnetismus eine ganz andere Gestalt an und Gesten, Frictionen, Anhauchen 2c. verdrängten als Mittel zur Hervorrufung des Somnambulismus die mesmerischen Zuber.

Puységur interessirte sich leidenschaftlich für den Magnetismus; sein Vermögen, seine sociale Stellung verschafften ihm hinlängliche Mittel, sich ganz den Untersuchungen hingeben zu können, welche eine noch in ihren Windeln liegende Kunst nöthig machte. Er zog sich auf seine Besitzung zu Buzancy zurück, wo er, wie man behauptete, wahrhafte Wunder verrichtete. Nicht allein „somnambulisirte" er Männer, Frauen und Kinder durch die emissive Kraft seines Blickes und seiner Hände, sondern er magnetisirte auch unbelebte Gegenstände, so namentlich eine riesige Esche, unter denen die Dorfbewohner zu tanzen pflegten. Die Schriften des Marquis bezeugen, daß alle Leute, welche sich unter diesen Baum setzten, sehr bald in somnambulen Schlaf geriethen und an sie gerichtete Fragen beantworteten.

Das Gerücht von den merkwürdigen Entdeckungen des Grundherrn von Buzancy verbreitete sich bald in Frankreich und ganz Europa; in allen Ländern entstanden magnetische Gesellschaften, namentlich in Deutschland, wo sich deren mehr als dreihundert bildeten, sogar unter dem Officierstande, dessen Glieder ihre Soldaten magnetisirten, um die langweilige Muße des Garnisonlebens auszufüllen. Verschiedene geheime Gesellschaften — der damaligen Richtung entsprechend — wie die Swedenborgianer, die Oswaldisten, die Greatrakianer, die Martinisten, die Gaßnerianer &c., bemächtigten sich des animalen Magnetismus, um Wunder zu thun, und dießmal drohete der Magnetismus, die ganze Welt zu ketten.

In Deutschland, namentlich in Preußen, fand der Magnetismus ausgezeichnete Proselyten; mehre große Gelehrte und Aerzte, so Wienhold, Sprengel, Kluge, Treviranus, Hufeland u. A. brachten Methode, System und Ordnung in die magnetischen Forschungen und Untersuchungen. Der damals regierende König von Preußen that außerordentlich viel, um den Magnetismus den Händen von Charlatans zu entziehen, da diese jene Kraft mit großem Vortheile ausbeuteten; namentlich erschien ein Cabinetsbefehl, durch welchen jedem Nichtarzte die Anwendung des Magnetismus zu Heilzwecken streng verboten wurde. In Folge dieses Befehles wurde zu Berlin eine magnetische Klinik von hundert Betten für solche Kranke, welche sich magnetisch behandeln lassen wollten und zur Uebung von Schülern in den verschiedenen Verfahrungsweisen dieser Kunst errichtet.

In Frankreich trat die große Revolution der weitern Ausbildung des Magnetismus hindernd in den Weg; für die Franzosen war damals die Freiheit, der Ruhm, der Magnetismus, und erst unter der Restauration wurde das Studium desselben wieder aufgenommen. Von 1819 an erschienen mehre Schriften über den Puységur'schen Magnetismus, unter denen sich namentlich die von Deleuze, Virey, d'Henin-Cuvillier u. A. auszeichneten. Die merkwürdigen Curen, welche man ihm zuschrieb, vermehrte die Zahl seiner Anhänger bedeutend.

Deleuze, Professor am Pariser Museum der Naturgeschichte, Jussieu's Schüler und Freund, spricht sich folgendermaßen aus:

„Ich glaube an eine von meinem Körper ausgehende Ausströmung, weil Wirkungen einer solchen sich wahrnehmen lassen, ohne daß ich das magnetisirte Individuum berühre und weil Nichts Nichts hervorbringt. Ich kenne das Wesen dieser Emanation nicht; ich weiß nicht, bis auf welche Entfernung sie sich erstrecken kann; wohl aber weiß ich, daß sie durch meinen Willen Statt findet und durch denselben geleitet wird; denn wenn ich aufhöre zu wollen, so hört sie auf."

Uebrigens hatte schon der berühmte Mathematiker Laplace in seiner „Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung" gesagt:

„Die sonderbaren Erscheinungen, welche aus der außerordentlichen Sensibilität des Nervensystems bei manchen Individuen resultiren, haben zu verschiedenen Ansichten über die Existenz eines neuen Organs Veranlassung gegeben, welches man thierischen Magnetismus genannt hat. Der Gedanken, daß die Wirkung dieser Ursachen sehr schwach ist und durch eine große Zahl zufälliger Umstände gestört werden kann, ist sehr natürlich; ebenso darf man daraus, daß sich jene Wirkung in mehren Fällen nicht manifestirt hat, keineswegs schließen, daß sie gar nicht existirt. Wir sind von einer Kenntniß aller Agentien der Natur, ihrer verschiedenen Aeußerungen und ihrer verschiedenen Wirkungsweisen noch so weit entfernt, daß es sehr unphilosophisch sein würde, die Existenz der Phänomene nur aus dem Grunde zu läugnen, weil sie uns bei dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft unerklärbar erscheinen."

Und der gelehrte Cuvier formulirte seine Ansicht über den Gegenstand, nachdem er die an einer Somnambule sich zeigenden Erscheinungen beobachtet hatte, in folgender Weise:

„Man muß gestehen, daß bei den Versuchen, deren Gegenstand der thierische Magnetismus ist, die Wirkung der Einbildungskraft des magnetisirten Individuums sich nur schwierig von der durch das auf das Letztere wirken-

den Individuum erzeugten Wirkung unterscheiden läßt. Indessen lassen die bei bereits vor Beginn des Magnetisirens bewußtlosen Personen sich zeigenden, so wie die an andern Individuen, nachdem dieselben durch das Magnetisiren selbst bewußtlos geworden, auftretenden Wirkungen, endlich die, welche an Thieren beobachtet werden, kaum einen Zweifel, daß die Näherung zweier lebender Körper in gewissen Stellungen und mit gewissen Bewegungen eine wirkliche, von jeder Theilnahme der Imagination unabhängige Wirkung hat. Es erscheint ziemlich klar, daß diese Wirkungen von irgend einer Communication bedingt werden, welche zwischen den Nervensystemen beider Individualitäten Statt findet."

Der Impuls zu weiterer Ausbildung des animalen Magnetismus war gegeben, viele Gelehrte hielten ihn für bedeutend genug, um sich mit ihm zu beschäftigen. Unter diesen müssen wir namentlich den Spiritualisten Deleuze nennen, welcher mehre, von unerschütterlicher Ueberzeugung sprechende Werke über den Magnetismus schrieb. Im Jahre 1825 machte Dr. Foissac der Academie der Medicin zu Paris den Vorschlag, eine magnetische Sitzung zu veranstalten, damit die gelehrte Gesellschaft die außerordentlichen Erscheinungen, von welchen sie Zeuge sein werde, nach eigner Beobachtung beurtheilen könne. Nach langen Debatten nahm die Academie den Vorschlag an und ernannte im Jahre 1826 eine Commission, deren Mitglieder folgende Männer waren: Husson, Itard, Bourdois, de la Motte, Guinault, de Mussy, Marc, Thillaye, Fouquier, Double und Magendie.

Die Commission begann ihre Untersuchungen sogleich nach ihrer Ernennung und setzte dieselben bis zum Jahre 1831 fort, zu welcher Zeit Husson den Auftrag erhielt, die Arbeiten der Commission in einem Berichte zu resumiren, und zwar zu Gunsten des Magnetismus. Von diesem Berichte geben wir nur die letzten beiden Paragraphen wieder.

„Als Agens zur Erzeugung physiologischer Erscheinungen, oder als therapeutisches Mittel betrachtet, müßte der Magnetismus seinen Platz in der Reihe der medicinischen Wissenschaften finden, folglich müßten nur Aerzte ihn anwen-

den dürfen oder wenigstens seine Anwendung überwachen, wie dies in andern nordeuropäischen Ländern geschieht."

„Die Commission war, weil sie dazu nicht Gelegenheit hatte, nicht im Stande, von der Existenz anderer Fähigkeiten bei somnambulen Individuen sich zu überzeugen, welche nach der Behauptung der Magnetiseurs existiren sollten; wohl aber hat sie Thatsachen gesammelt und mitgetheilt, welche wichtig genug sind, um in ihren Mitgliedern die Ansicht hervorzurufen, daß die Academie zu weiteren Untersuchungen über den Magnetismus als einen sehr merkwürdigen Zweig der Psychologie und der Naturgeschichte ermuthigen müsse."

In demselben Jahre erschien eine Denkschrift von Dr. Bertrand unter dem Titel: Ueber den animalen Magnetismus in Frankreich, ein mit großer Gewissenhaftigkeit redigirtes Werk, welches einen günstigen Eindruck machte.

Im Jahre 1837 organisirte die Academie der Medicin eine neue Commission zur Untersuchung einer Somnambule des Dr Berna. Dieser Arzt hatte sich erboten, vor der Commission folgende Versuche anzustellen:

Vollständige Insensibilität eines Gliedes, durch Magnetismus hervorgerufen.

Wiederherstellung der Sensibilität dieses Gliedes durch den Willen des Magnetiseurs.

Verlust der Bewegung auf den geistig ausgesprochnen Befehl des Magnetiseurs.

Abbrechen der Antwort mitten in einem begonnenen Gespräch durch den Willen oder auf den geistig ausgesprochnen Befehl des Magnetiseurs.

Die Versuche wurden wirklich angestellt; sie befriedigten aber die Commission keineswegs; Berna fiel durch und schrieb dies einem Zusammentreffen von mehren der magnetischen Wirkung feindlichen Umständen zu.

In Folge dieser Sitzung setzte, um jeder Ungewißheit über den Magnetismus ein Ende zu machen, Dr. Burdin d. J. einen Preis von dreitausend

Francs für die Somnambule aus, welche ohne Hülfe der Augen zu lesen im Stande sein, also ein Beispiel von der Transposition der Sinne geben würde.

Kaum war diese Preisaufgabe und die zur Lösung derselben nöthigen Bedingungen bekannt geworden, als sich sechs Bewerber dazu fanden, nämlich Biermann, Leibarzt des Königs von Hannover; Hublier, Arzt am Hospitale von Provins; Bergeron, Arzt; Despine, Badearzt zu Aix in Savoyen; Ricard, Magnetiseur, nicht Arzt; Pigeaire, Arzt, dessen Somnambule die Bewohner von Montpellier in Erstaunen gesetzt hatte und überdies durch sehr beifällige Protocolle des Decans der medicinischen Facultät zu Montpellier, Dr. Lordat, empfohlen wurde.

Von allen diesen Concurrenten genügte nach dem Urtheile der Pariser medicinischen Facultät kein einziger den gemachten Ansprüchen, und der von Burdin ausgesetzte Preis wartete noch auf andere Somnambulen.

Von 1837 bis 1853, in dem Zeitalter der redenden Tische und der Klopfgeister, wurde die Aufmerksamkeit des Publicums durch eine große Menge von Broschüren über den animalen Magnetismus, sowie durch eine Unzahl von Magnetiseurs und Magnetisirten mehr oder weniger rege erhalten. Diesen Schriften und den täglich an somnambulen Individuen sich manifestirenden Erscheinungen gegenüber sahen sich mehre Professoren der Pariser medicinischen Facultät zu dem Geständnisse genöthigt, daß der Magnetismus mehre, der Physiologie angehörende, allgemeine Erscheinungen zeige, daß er, von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, dem Gebiete der Wissenschaft angehöre und somit ein gründliches Studium verdiene.

Zum großen Nachtheile für die Wissenschaft besitzt die große Mehrzahl derjenigen, welche sich mit dem animalen Magnetismus beschäftigen, nicht die zu einem strengen Studium derselben erforderlichen physiologischen und medicinischen Kenntnisse, und die Zahl der Aerzte, welche den Magnetismus als Heilmittel anwenden, ist im Verhältniß zu denen, welchen die Heilkunst fremd ist und die den Magnetismus als Erwerbszweig ausbeuten, außerordentlich gering.

In Folge dieses Sachverhaltes trifft man heutzutage auf jedem Schritte Somnambulen, welche unter der Obhut von Leuten stehen, die, jeder medicinischen und pharmakologischen Kenntniß gänzlich bar, in der Kunst, zu imponiren und das Vertrauen Anderer zu kapern, sehr bewandert sind. Solche gewandten Magnetiseurs beuten die Leichtgläubigkeit des Publicums ganz öffentlich und im großen Maßstabe aus und beanspruchen sehr hohe Honorare für Consultationen, deren geringster Fehler Lächerlichkeit und Bedeutungslosigkeit sind; denn in den meisten Fällen würden diese Verordnungen die traurigsten Folgen haben, wenn der Kranke dumm oder verwegen genug wäre, sie zu befolgen. Der Herausgeber des vorliegenden Werkchens war selbst mehrfach Zeuge, wie Somnambulen — wenn es überhaupt wirkliche Somnambulen waren — so lächerliche und sonderbare, so stupide, so durchaus absurde Antworten gaben, daß er an der Stelle des Magnetiseurs dadurch verwirrt, ganz außer Fassung gesetzt gewesen und von Zorn und Scham davon gelaufen sein würde. Eine dieser armen Somnambulen versetzte das Brustbein auf den Rücken, die Wirbelsäule auf die Brust, die Netzhaut des Auges an den After und sofort! — — — Der übrige Inhalt der Consultation war entsprechend. Die angegebenen Arzneimittel würden einen großen Brabanter Bierbrauerhengst getödtet haben, und doch wurden sie schwächlichen und nervösen Frauenzimmern verordnet! — —

Fünftes Capitel.

Erster Abschnitt.

Das Wesen des Magnetismus.

Irrige Ansichten der Magnetiseurs über diesen Punct. (Nichtexistenz des angeblichen magnetischen Fluidums). — Quelle der sogenannten magnetischen Erscheinungen.

Bevor wir im Studium des Magnetismus weiter vorgehen, drängen sich uns zunächst zwei Fragen zur Beantwortung auf. Nämlich:

Existirt wirklich ein magnetisches Fluidum? — Nein!

Existiren die dem angeblichen magnetischen Fluidum zugeschriebenen Wirkungen wirklich? — Ja!

Das magnetische Fluidum ist reine Schöpfung der Einbildungskraft; es existiren der Fluida im menschlichen Organismus schon genug, als daß es nöthig wäre, noch neue zu schaffen. Zur Erklärung der sogenannten magnetischen Wirkungen genügt das Nervenfluidum allein hinlänglich.

Die einem, sehr unpassend, „magnetisch" genannten Fluidum zugeschriebenen Wirkungen sind das physiologische Resultat eines besondern Zustandes im Nervensysteme des magnetisirten Individuums und des positiven Einflusses, welchen der Magnetiseur auf den Magnetisirten ausübt; d. h., das Nervenfluidum des Einen wird durch das Nervenfluidum des Andern modificirt. Den überzeugenden Beweis von dieser Behauptung werden wir später geben.

Man kann den magnetischen Zustand noch durch viele andere Mittel hervorrufen, nicht bloß durch den von den Magnetiseurs angewendeten. Es kommt ganz einfach nur darauf an, die Aufmerksamkeit des zu magnetisirenden Individuums von Allem, wodurch sie zerstreut werden könnte, abzulenken und sie während einer unbestimmten Zeit gänzlich auf nur einen Gegenstand zu concentriren. Das physiologische Resultat einer dauernd angestrengten Aufmerksamkeit auf einen und denselben Punct ist die Anhäufung des Nervenfluidums im Gehirn; durch diese ununterbrochene Anhäufung wird das letztere Organ in einen Zustand von starker Ueberreizung versetzt, und auf diese folgt als nothwendiges Resultat eine Erschöpfung des Nervenfluidums. In diesem Zustand von Erschöpfung welchen man bei Visionären, Ekstatischen und Ascetischen aller Länder trifft, ist das Beziehungsleben gänzlich aufgehoben; der Willen ist gleich Null oder beinahe gleich Null, und das Individuum ist augenblicklich nur eine Maschine, welche dem energischen Willen des Magnetiseurs gehorcht. Das Weitere über diesen Gegenstand findet man in dem Capitel über Aneurosie.

Der Willen selbst ist nicht etwa eine Chimäre; er ist vielmehr eine Kraft, welcher die übrigen intellectuellen Fähigkeiten und mehre Functionen unseres Organismus gehorchen. Es dürfte heutzutage wohl Niemand geben, der in Abrede stellt, daß man, um handeln zu können, erst wollen muß. Wenn es nun feststeht, daß der Willen den Bewegungsapparat der untern Extremitäten in Bewegung setzen muß, bevor die Beine in Thätigkeit gerathen; wenn es ferner feststeht, daß der Willen den Muskeln eine Quantität des Nervenfluidums zuschickt, welche dem Widerstande, den sie zu bewältigen haben, angemessen ist, — weßhalb, fragen wir, soll dann nicht der Willen, als Nervenemanation betrachtet, durch Blick oder Wort, oder durch irgend eine andere innere oder äußere Bewegung auf ein anderes Individuum übertragen werden und wirken können? Die Reactionen des Willens auf unsern Organismus lassen sich nicht in Abrede stellen; höchstens ließe sich dies von der Projection des Willens behaupten. Und doch ist diese Projection eine ganz zulässige Thatsache; da sie sich täglich nachweisen läßt. Wie oft bemerkt man, daß Magnetiseurs, welche auf ein Indivi-

duum, dessen Willen dem ihrigen Widerstand leistet, wirken, stark schwitzen, und wenn dieser Kampf länger dauert, so findet auf der einen oder der andern Seite ein Zusammenstoß, ein nervöser Conflict Statt, welcher gewöhnlich mit Krämpfen endigt. Wir werden diese wichtige Frage in einem spätern Capitel ausführlicher behandeln.

Wenn man demnach annimmt, daß der Mensch auf Seinesgleichen und auf Thiere mittelst der durch einen energischen, beständigen Willen in Thätigkeit gesetzten Stimme, Geberden und Blicke eine stärkere oder schärfere Wirkung auszuüben im Stande ist, so ist damit die Existenz des Magnetismus hinlänglich bewiesen; denn einen Menschen magnetisiren ist nichts Anderes, als ihn veranlassen, sich unserm Willen zu unterwerfen, und um dieses Resultat zu erlangen, muß unser Willen natürlich stärker, kräftiger sein, als der des Magnetisirten, der Willen des Magnetiseurs muß also den des magnetisirten Individuums brechen, vernichten und in dem Organismus des Letztern an seine Stelle treten können.

Von Mesmer's Zeit bis auf unsre Tage haben sich eine Menge in den Wissenschaften und Künsten ausgezeichnete Männer mehr oder weniger erfolgreich mit dem animalen Magnetismus beschäftigt; Keinem von ihnen ist es indessen gelungen, seine physiologische Ursache zu entdecken.

Die hervorstechendsten Erkennungszeichen des wirklichen magnetischen Somnambulismus sind: Exaltation oder Suspension der Sensibilität; — extranormale Entwickelung der instinctiven und intellectuellen Fähigkeiten; — Kenntniß der Zeit; — die Fähigkeit, durch undurchsichtige Gegenstände oder auf große Entfernungen hin sehen zu können; das Vermögen, die innern Organe des menschlichen Körpers zu erblicken, wie wenn sie in einer durchsichtigen Hülle lägen; — den gesunden Zustand derselben von einem kranken zu unterscheiden, und die zu ihrer Heilung erforderlichen Mittel anzuwenden; — endlich die Exaltation oder momentane Suspension eines oder mehrer Sinne und die Transposition derselben. Das heißt, der Magnetiseur kann nach seinem Willen,

die Kraft, die Empfindlichkeit dieses oder jenes Sinnes vermehren, vermindern momentan ganz vernichten; er kann das Vermögen, zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen, in die Fingerspitzen, in den Nacken, in die Herzgrube oder an jeden andern Körpertheil versetzen. Dies scheint im ersten Augenblicke durchaus unmöglich zu sein und ein denkender Mensch scheut sich, daran zu glauben. Indessen giebt der Magnetismus fast täglich neue Beispiele von diesen außerordentlichen Erscheinungen. Läugnen, immer in Abrede stellen, wenn von allen Seiten her wirkliche Thatsachen in einem und demselben Endpuncte zusammenlaufen; sich hintergangen wähnen, weil man das Gesehene, das Empfundene zu erklären nicht vermag, ist Nichts weniger als logisch, als rationell; ein solches Negationssystem erscheint heutzutage zu unphilosophisch, als daß es eine Bekämpfung verdient. Wenn aber endlich, nach tausendfacher Wiederholung der Versuche, das Mißtrauen der Evidenz der Thatsachen weicht, so tritt an die Stelle der besiegten Ungläubigkeit meistentheils der Enthusiasmus; dann untersucht man nicht mehr, dann ist man für die Sache leidenschaftlich eingenommen, dann bewundert man! Auch dies ist eine Quelle des Irrthums, durch welche Viele veranlaßt werden, in den natürlichen Erscheinungen des Magnetismus nur psychische Wunder zu sehen. Beide Klippen müssen mit gleicher Sorgfalt vermieden werden.

Mögen deßhalb Alle, welche Werke über den animalen Magnetismus lesen, wohl auf der Hut sein und sich vor allen Verirrungen der Phantasie ihrer Autoren in Acht nehmen; mögen sie nur den wirklich möglichen Thatsachen Glauben schenken, absurde Facta hingegen abweisen. Wenn man Jemand z. B. die feste Versicherung geben wollte, eine Somnambule habe sich aus einem Fenster des siebenten Stockwerkes gestürzt, ohne irgend eine Vorrichtung oder ein Mittel, die Folgen des Sturzes zu verhindern, und sei dennoch ganz sanft auf den Erdboden gekommen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, so würde man dies als allen physikalischen Gesetzen zuwiderlaufend zurückweisen. Dasselbe würde geschehen, wenn Jemand behaupten wollte, daß mittelst des magnetischen Fluidums zwei Marmorsäulen Leben bekommen und Polka getanzt hätten. Und

doch kann man derartige Absurditäten und abgeschmackte Lügen in manchen Werken finden. So behauptet u. a. der Verfasser des „Buches der Geister“, daß ein Magnetiseur zu Montpellier auf dem Perouplatze bei dem köstlichsten Wetter, dem hellsten Sonnenschein mit Hülfe des magnetischen Fluidums und eines Geistes das Blau des Himmels verdunkelt, die Winde entfesselt, die Atmosphäre mit dicken Wolken erfüllt und ein heftiges Ungewitter hervorgerufen habe. — Solchen Erzählungen kann man nur mit einem mitleidigen oder verächtlichen Lächeln zuhören. — Eine andere Erzählung dieser Art finden wir in einem französischen Werke: „Ueber die Mensambulanz, oder die spazieren gehende Seele.“ Von C. R. H. 1822.

„Ich kenne eine junge Dame, welcher ein Bein amputirt worden war. Nach der Amputation ging sie wiederholt auf zwei Beinen, d. h., auf dem, welches nicht mehr existirte und auf dem, welches noch vorhanden war. Gewöhnlich fand dies Statt, wenn sie aus dem Bette aufstand; ihre Mutter, welche Zeugin dieses Wunders war, rief: Ach, du Arme, du hast ja deine Krücken nicht!“ — Ein mir befreundeter Arzt „— wir lassen den wackern Verfasser C. R. H. reden —“ versicherte mir, er habe einen Officier gekannt, dessen einer Oberschenkel amputirt worden war, und der dennoch bis in die Mitte seines Zimmers habe gehen können, ohne zu bemerken, daß er sein hölzernes Bein nicht angeschnallt und dann erst still gestanden, als er daran gedacht habe. Ich könnte noch viele andere Beispiele von Personen erzählen, denen eines der untern Glieder fehlte, und die dennoch, die Amputation ganz vergessend, das fehlende Bein gebrauchten, wie wenn sie es noch hätten. — Man wird ohne Zweifel über ein unsichtbares, aus vitalem Fluidum bestehendes Bein, welches die Last des Körpers zu tragen im Stande ist, erstaunt sein; man müßte aber eigentlich noch mehr staunen, wenn man ein aus Fleisch und Bein bestehendes Bein dieselbe Last tragen sieht.“

Doch genug von solchem Unsinn. Man sollte es kaum für möglich halten, daß solch' abgeschmacktes Zeug geschrieben werden könnte. Der Leser lacht dar,

über, und mit vollem Rechte; wer solchen Wahnsinn schreibt, noch mehr aber der, welcher daran glaubt, verdient, in's Irrenhaus zu kommen.

Mit dem Auftafeln solcher Absurditäten hat man den Magnetismus lächerlich gemacht; die Versuche, den Leuten Glauben daran eintrichtern zu wollen, haben übertriebenen Unglauben hervorgerufen. — Doch wir wollen auf unsern Gegenstand zurückkommen.

Unter den Wissenschaftsmännern unserer Zeit, welche an der Existenz des Magnetismus nicht zweifeln, nennen wir: Deleuze, Berzelius, Franck, Rostan, Georget, Husson, Barrier, Bertrand, Foissac, Dupotet, Teste, Gauthier, Ennemoser, Eschenmaier, Tiedemann und sehr viele andere Naturforscher und Aerzte in allen Ländern, deren namentliche Aufzeichnung uns hier viel zu weit führen dürfte.

Vor der Autorität solcher Namen muß sich die Ungläubigkeit beschränken, wenn nicht gänzlich fallen.

J. Franck hörte bei einer magnetischen Sitzung, wie die Somnambule ihre erkrankten Organe nannte, sie beschrieb und selbst die Arzneiformel angab, deren Anwendung ihr eine radikale Heilung bringen würde.

Die Professoren Rostan und Ferrus waren Zeugen einer höchst merkwürdigen Transposition der Sinne: die Somnambule sah nicht mehr mit den Augen, sondern mit dem Hinterkopfe, und zwar mit solcher Schärfe und Leichtigkeit, daß sie die ihr vorgehaltenen Stellen aus Büchern oder Manuscripten in bedeutender Entfernung zu lesen vermochte. Sie gab die Zeit auf Stunde und Minute an, als man ihr eine Uhr an den Hinterkopf hielt; mochte nun der Zeiger vorgerückt oder zurückgestellt werden, so stimmten ihre Antworten mit der Angabe des Zifferblattes stets genau überein.

Ein deutscher Gelehrter beobachtete kürzlich bei einem Individuum ganz gleiche Erscheinungen, welche vor langen Jahren von Pététin zu Lyon an seinen Kataleptischen beobachtet hatte. Er stellte seinen Zuhörern eine Somnambule vor, welche mit ihrer Herzgrube riechen konnte, während die Nase momentan von Anosmie (Verlust des Riechvermögens) afficirt war. Verschiedene

Backwaaren, welche ihr auf die Herzgrube gelegt wurden, unterschied sie ohne sich zu irren, an ihrem Geruche und bezeichnete sie ganz richtig.

Diese Thatsache, welche von sehr vielen Experimentatoren bestätigt wird, beweis't, daß die Afficirbarkeit im magnetischen Zustande eine so außerordentliche Schärfe gewinnt, daß auch die zartesten, die schwächsten Eindrücke in sehr bestimmter Weise auf die Nervenknoten einwirken. Viele Somnambulen sind auf das, was diese Echo's wiederholen, aufmerksam; sie leiten die empfundenen Sensationen von denselben ab und glauben, mit diesen Nervenknoten entsprechende Körpertheile zu sehen, zu hören und zu schmecken.

Ein in magnetischem Schlafe befindliches junges Mädchen zählte in Gegenwart des Dr. Georget die verschiedenen Organe ihrer Brusthöhle auf und beschrieb deren Lage, unterschied die gesunden von den erkrankten und nannte Tag und Stunde ihres Todes. Ihre Vorhersage traf richtig zu.

Ausgezeichnete Physiologen und viele Aerzte haben bewiesen, daß der magnetische Schlaf bei manchen Individuen Wirkungen erzeugt, welche den durch Aetherisiren und Chloroformiren hervorgebrachten analog sind. Die Sensibilität eines Sinnes, eines Organs oder eines Gliedes ist gänzlich aufgehoben. Man kann Incisionen, Operationen jeder Art machen, kann das Glüheisen anwenden, ohne daß der Schläfer etwas dabei empfindet. Manche Individuen bleiben selbst gegen den electrischen Schlag unempfindlich.

Vor mehren Jahren theilten französische Zeitschriften einen sehr merkwürdigen Fall dieser Art mit. Mad. Plantain litt an Brustkrebs und konnte sich, obgleich sie täglich dem Grabe näher kam, dennoch nicht zur Operation entschließen; wodurch ihr Arzt auf den Gedanken gebracht wurde, den thierischen Magnetismus als anästhesirendes Mittel anzuwenden. Der Versuch wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Nachdem die Kranke mit Hülfe des Magnetismus in Schlaf versetzt worden war, excidirte Professor Cloquet die kranke Brust. Während der Zeit von zwölf Minuten, welche zur Abnahme der kranken Partieen nöthig war, gab die Patientin auch nicht das leiseste Zeichen von Schmerz von sich.

Dr. Prideaux hat bei Patienten, welche in magnetischen Schlaf versetzt waren, vielfach Zähne ausgezogen, ohne daß die Schlafenden es bemerkt hätten. Er wiederholte diesen Versuch mehre Male in Gegenwart vieler Zeugen, welche die Wahrheit dieser Thatsache bestätigen können.

Vor einigen Jahren theilte Dr. Ward der Pariser Akademie der Medicin einen sehr merkwürdigen Fall mit, in welchem einem Patienten während des magnetischen Schlafes ein Schenkel amputirt worden war, ohne daß der Kranke den geringsten Schmerz empfunden hatte.

Alle diese Thatsachen sprechen für die zuerst von Debay aufgestellte Theorie der Aneurosie (s. Capit. XVI). Ist die nervöse Erschöpfung der Gehirnthätigkeit bis auf den mit der Fortdauer des Lebens verträglichen höchsten Grad gestiegen, so sind die Perceptionen und das Gefühl oder das Bewußtsein der Individualität momentan suspendirt, folglich wird der physische Schmerz nicht empfunden.

Im Jahre 1836 reichte Petriconi bei der medicinischen Akademie zu Paris eine Denkschrift ein, in welcher folgende Thatsachen mitgetheilt werden:

Ein Mann wollte gern wissen, ob seine schwangere Frau einen Jungen oder ein Mädchen gebären würde, und ließ sich deßhalb in magnetischen Schlaf versetzen. In diesem Zustande sagte er, seine Frau werde von einem Knaben entbunden werden, und dies traf wirklich zu.

Ein Beamter war auf den Ausgang der Wahlen zu Bastia, von welchem Orte er etwa zwölf Meilen entfernt wohnte, gespannt, und besuchte, um dies zu erfahren, eine als sehr hellsehend bekannte Somnambule. Nachdem er ihr den Zweck seines Kommens mitgetheilt, willigte sie ein, sich magnetisiren zu lassen. Um drei Uhr Nachmittags, in dem Augenblicke, wo das Wahlcomitée entschied, verkündete die Somnambule, daß ein Hr. Limperani gewählt worden sei. Und wirklich hatte dieser den Sieg über seinen Concurrenten davon getragen und war in dem Augenblicke, in welchem die Somnambule das Wahlresultat mitgetheilt hatte, zum Deputirten ernannt worden. —

Barrier, Bertraud, Foissac und Dupotet de Sennevoy, bekannt durch ihre zahlreichen magnetischen Kuren, versichern nach dem Ergebnisse vielfacher Experimente, daß manche Somnambulen das Vermögen besitzen, im menschlichen Körper den Sitz krankhafter Zustände zu erkennen und die zur Beseitigung derselben erforderlichen Mittel anzugeben. Die Entdeckung dieser so werthvollen, von der großen Mehrzahl der Aerzte indessen in Abrede gestellten Fähigkeit hat in größeren Städten, namentlich aber in Paris, die Errichtung von „Anstalten zur Consultation von Somnambulen" veranlaßt.

Dr. Bertrand war Zeuge, wie weniger als mittelmäßig begabte Individuen im somnambulen Zustande eine gewisse Beredtsamkeit entfalteten. Husson, Dupotet und mehre andere zuverlässige Forscher führen Somnambulen an, welche dem Willen ihres Magnetiseurs blind gehorchen, und dieser Willen kann auf sehr bedeutende Entfernungen hin wirken.

Dr. Teste versichert in seinem „Handbuch des Magnetismus", daß er durch seinen Willen allein im Stande gewesen sei, die krampfhaft zusammengeklemmten Kinnladen einer Somnambule von einander zu entfernen, was ihm mit der Anwendung der kräftigsten mechanischen Hülfsmittel nicht gelungen sei.

An diese, durch Männer, deren Zeugniß einem Verdachte nicht unterliegen kann, bestätigten Thatsachen wollen wir eine kleine Anekdote knüpfen, welche einem würdigen Professor der pariser medicinischen Facultät begegnete.

Eine in der Provinz wohnende, seit drei Jahren am linken Arme gelähmten und von mehren Aerzten ihres Wohnortes fruchtlos behandelte Dame kam nach Paris, um einen berühmten Professor zu consultiren. Dieser verordnete die Application von vier Moxen im Verlaufe des Brachialnerven. Vierzehn Tage nach seinem ersten Besuche stattete der Professor seiner Patientin eine zweite Visite ab; wie erstaunt war er aber, als er sie vor einem Tischchen sitzen sah, wie sie sich die Zeit vertrieb, indem sie mit dem gelähmten Arme strickte! Eine so rasche Heilung hatte er niemals erwartet.

— „S'ist doch merkwürdig, Madame“, sagte er; „Ihr Zustand übertrifft meine kühnsten Hoffnungen, und wir werden nun nicht nöthig haben, mit den Moxen fortzufahren, die Ihnen ohnedies Schmerz genug gemacht haben werden.“

— „Ich habe aber gar keine Schmerzen gehabt“, antwortete die Dame.

— „Was? Das ist ganz unmöglich!“ (Man kannte damals die anästhesirenden Eigenschaften des Aethers und Chloroforms noch nicht.)

— „Meine Antwort ist ganz natürlich; ich habe gar keine Moxen angewendet!“

— „Was haben Sie denn gethan?“

— „Ich habe mich magnetisiren lassen, Herr Doctor.“

Bei diesen Worten wurde der Professor blaß vor Aerger und entfernte sich ganz aus der Fassung gebracht, mit den Worten:

— „Es war gar nicht nöthig, daß sie mich rufen ließen, Madame, da Sie nicht geheilt sein wollen.“

— „Aber, Herr Doctor“, rief ihm die Dame nach, „Sie sehen doch, daß ich auf dem besten Wege zur Heilung bin, denn ich kann ja schon wieder stricken!“ — —

Zweiter Abschnitt.

v. Reichenbachs Sensitive und das Od.

Wir schließen die Besprechung der als authentisch anerkannten Thatsachen, welche für den Magnetismus sprechen, mit einer der versprechendsten Entdeckungen der Neuzeit auf dem Gebiete der Wissenschaft, welche schon bei ihrer ersten Promulgation in dem großen Naturforscher **Berzelius** eine hervorragende Stütze fand.

Wir geben in Folgendem ein Resümé der Kritik dieses Gelehrten über die Arbeiten Reichenbachs.

Bekanntlich existirt ein besonderer Zustand des Nervensystems, welcher einen natürlichen Somnambulismus verursacht, und einen Somnambulismus, welcher sich auf künstlichem Wege hervorbringen läßt; dieser letztere wird allgemein, aber unpassend, thierischer Magnetismus genannt. Die Ansichten über die Realität dieses Zustandes waren von jeher, wie noch heutzutage sehr verschieden; auf der einen Seite herrschte eine Stimmung, Alles mit voller Ueberzeugung zu glauben, selbst physisch absurde Dinge; andererseits glaubt man an Nichts und verwirft Alles, was über den Gegenstand gesagt worden ist, sei es Vorurtheil oder Täuschung, gleichviel; zwischen beiden Parteien stehen die Vernünftigeren und schweigen. Man kann indessen nicht läugnen, daß die Sache einen Grund hat, welcher eines specielleren Studiums wohl werth ist. Der Verstand veranlaßt uns zu Untersuchungen, welche zu bestätigten und überzeugenden Resultaten führen können; denn bisher wurden alle Untersuchungen von Menschen angestellt, welche in dieser Frage einen unbegrenzten Glauben hatten und nach Beweisen nicht verlangten oder mit ungenügenden Beweisen zufrieden waren. Die Naturalisten handelten vernünftiger; sie hielten es für besser, den Gegenstand zu vermeiden und nnterließen es demnach, sich mit ihm zu beschäftigen. Uebrigens steht es fest, daß das Experiment in allen Zweigen der Wissenschaft uns häufig unbegreifliche Erscheinungen vorführt, die man am Leichtesten los wird dadurch, daß man sie für Irrthümer oder Fabeln erklärt. Dies ist indessen nicht die Art und Weise, wie man zu verfahren hat; man muß beweisen daß das als irrig betrachtete Object wirklich irrig ist, muß beweisen, daß das Wahre wahr ist und ein wahrhaft Weiser weicht weder vor dem einen, noch vor dem andern Beweise zurück.

Wer erinnert sich nicht aus der Geschichte der Meteorsteine, wie viele Gelehrte das Herabfallen von solchen Aerolithen für eine Fabel erklärten? Als Howard in der königlichen Gesellschaft zu London einen Bericht über die ersten gründlicheren Untersuchungen dieses Gegenstandes vortrug, war der berühmte

Genfer Naturforscher Pictet zugegen, welcher bei seiner Rückreise in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, welcher er beiwohnte, dieses Berichtes erwähnte. Da unterbrach ihn der Mathematiker Laplace mit den Worten: „Wir kennen schon genug ähnliche Fabeln von der Sache.“ Und Pictet sah sich zu schweigen genöthigt.

Einige Jahre später bestätigte eine Commission derselben Akademie im Departement der Aisne einen Meteorsteinfall von mehr als zweitausend einzelnen Aerolithen, welche gleichzeitig gefallen waren.

Die tiefen Studien des Freiherrn von Reichenbach, seine langjährigen nnd mühsamen Untersuchungen über gewisse abnorme Zustände des menschlichen Organismus riefen in ihm die Ansicht hervor, daß das Nervensystem der zum natürlichen oder künstlich hervorgerufenen Somnambulismus geneigten Individuen mit einer weit größeren Sensibilität begabt ist, als im normalen Zustande und daß sie durch Einflüsse, welche auf gesunde Menschen kaum wirken, so daß sie von deren Existenz nicht die geringste Kenntniß haben, in hohem Grade afficirt werden können. Aehnliches ist bei den Thieren der Fall, deren Organe einen Ton, einen Geruch zu erfassen vermögen, welcher denen des Menschen gänzlich entgeht. v. Reichenbach, welcher solche Individuen nicht Somnambulen, sondern Sensitive nennt, hat die verschiedenen Eindrücke studirt, welche dieselben empfinden, ohne sich übrigens mit den physiologischen Phänomenen zu beschäftigen, welche diesen eigenthümlichen Zustand des Lebens stets begleiten und allgemein, wenn auch unpassend, mit dem Namen animaler oder vitaler Magnetismus bezeichnet werden.

Zunächst untersuchte v. Reichenbach die Wirkung der Dynamide auf sensitive Individuen; er verglich die Eindrücke derselben bei verschiedenen Sensitiven; die constante Uebereinstimmung dieser Eindrücke oder Wirkungen führte ihn zu dem Schlusse, daß die Sensitiven durch Einflüsse, welche für ihn selbst und für gesunde, nicht sensitive Personen (denn später fand er, daß auch gesunde, kräftige Männer sensitiv sein können) durchaus nicht wahrnehmbar waren, ganz auf eine und dieselbe Weise afficirt werden. Mittelst seiner Sensitiven

glaubte er zu einer genaueren und tieferen Erkenntniß der Phänomene der Dynamide zu gelangen, als dies uns mit unseren Sinnen im normalen Zustande möglich ist. Durch Versuche mit mehren Sensitiven hat er sich überzeugt, daß die magnetische Polarität einen Einfluß ausübt, welcher immer derselbe bleibt, d. h. daß die Empfindung, welche der Nordpol eines Magneten bei den Sensitiven hervorbringt, stets ein anderer ist, als die durch den Südpol hervorgerufene; sie bemerken eine Verwechslung der Pole augenblicklich, selbst wenn der Magnet ihrem Auge verborgen bleibt. In vollkommner Dunkelheit (in der Dunkelkammer) sehen die Sensitiven an den Polen einen leuchtenden Rauch, einem schwachen Lichtschimmer ähnlich, aufsteigen, dessen Farbe an den veschiedenen Polen verschieden ist. v. Reichenbach fand ferner, daß Sensitive nur dann ruhig schlafen können, wenn ihr Bett in nordsüdlicher Richtung steht (und zwar das Kopfende nach Nord, daß Fußende nach Süd gekehrt); während ihr Schlaf in jeder andern Stellung des Bettes unruhig und bewegt ist; ein Beweis, daß der Erdmagnetismus eine bedeutende Wirkung auf sie hat. Ueberdies entdeckte v. Reichenbach noch, daß große Krystalle (von Bergkrystall, Gyps, Feldspath ꝛc.) auf Sensitive eine verschiedene Wirkung ausüben, je nachdem das eine oder das andere Ende der Krystalle ihnen genähert wird; sie vergleichen es, mit der Empfindung einer unangenehmen Wärme und einer angenehmen Kühle. Electropositive Körper bringen einen andern Einfluß auf sie hervor, als electronegative, so daß sie im Stande waren, solche Körper von einander zu unterscheiden, obgleich sie unter einer und derselben Decke lagen*).

*) Zum weitern Studium über das Od oder Odyn, worauf wir hier nicht näher eingehen können, empfehlen wir folgende Werke des berühmten Entdeckers: „Physikalisch-physiologische Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Electricität ꝛc. in ihren Beziehungen zur Lebenskraft. Von Freiherrn Dr. Carl von Reichenbach.“ 2 Bde. Braunschweig, 1850. — „Odisch-magnetische Briefe“, von Demſ. Stuttgart, 1852. — Derselbe „der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode.“ 2 Bde. Stuttgart, 1855.

„Es ist nicht meine Absicht", schließt Berzelius, einen Auszug aus den Resultaten zu geben, welche mit den Sensitiven erhalten worden sind; ich will nur die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Untersuchungen v. Reichenbachs ziehen, deren mehren bereits dasselbe Schicksal wiederfahren ist, wie der weiter oben erwähnten Mittheilung des berühmten Pictet. Der Gegenstand ist wohl würdig, von einer größeren Anzahl von Forschern ja, ich darf wohl sagen, von allen Denen untersucht zu werden, welche dazu Gelegenheit haben; die Resultate müssen aber auch einer strengen Prüfung unterworfen werden. Derjenige, welcher Untersuchungen über die in Rede stehenden Fragen anstellt, befindet sich in derselben Lage, wie ein Richter, welcher über ein Verbrechen urtheilen soll, bei dem er nicht Augenzeuge gewesen, welcher also die Details der Zeugenaussagen zu erwägen, zu prüfen und aus denselben eine Auswahl zu treffen hat. Der Naturforscher muß hier dieselbe scharfsinnige Gewandtheit im Fragen entwickeln, muß ebenso von jeder im Voraus gefaßten Ansicht abstrahiren und alle Aussagen ebenso streng prüfen, wie ein Richter, um verschmitzten oder lügnerischen Aussagen nicht leicht hin Glauben zu schenken und sich durch dieselben zu Irrthümern verleiten zu lassen. Diese Untersuchung wird wegen der vielen Hindernisse, welche mit ihr verknüpft sind, zu einer der schwierigsten, welche ein Gelehrter unternehmen kann, und man muß den Muth des Mannes, dessen Namen in der Wissenschaft mit hoher Achtung genannt wird, und der es wagt, den Vorurtheilen, der Beschränktheit, der dünkelhaftesten Anmaßung und selbst dem Spotte entgegenzutreten und fest uud kühn dem bestimmten Ziele zuzustreben, wahrhaft bewundern. Einen Gegenstand der Untersuchung darf man nicht fallen lassen, weil Schwierigkeiten vorhanden sind, oder weil er von Gelehrten der Mitwelt vernachlässigt oder vrrachtet wird." —

Denkt man über die Schwierigkeiten nach, welche alle großen Entdeckungen zu überwinden hatten, um an's Tageslicht zu gelangen, und erinnert man sich der Hindernisse, welche der hergebrachte Schlendrian ihnen unaufhörlich in den Weg legte, so kann man über das dem Magnetismus wiederfahrne Schicksal nicht erstaunt sein. Die wichtigen Entdeckungen der Umdrehung der Erde, des

Blutkreislaufes, der Pockenimpfung, der specifischen Eigenschaften der Chinarinde, des Brechweinsteins ꝛc. trafen anfänglich auf unabsehbare Hindernisse; Niemand wollte an sie glauben, man verhöhnte sie, ja es ging sogar so weit, daß ihr genialer Urheber verurtheilt und eingekerkert wurde, wie es dem herrlichen Galilei ging, welcher im Gefängnisse schmachten mußte, weil er, der Mosaischen Schöpfungsgeschichte zuwider, behauptete, die Erde drehe sich um die Sonne.

Wenn aber dem Magnetismus dasselbe Loos zu Theil geworden ist, wie allen großen Entdeckungen, wenn er mißverstanden, abgewiesen, von manchen Gelehrten sogar lächerlich gemacht, wenn er durch das skandalöse Verfahren des Charlatanismus zu niederer Gaukelei herabgewürdigt wurde, so wird seine Existenz dadurch keineswegs zerstört. Die ernstesten Skeptiker, die strengsten Forscher glauben an den Magnetismus innerhalb der Grenzen der Möglichkeit. Der Magnetismus zeigt in den verschiedenen Phasen seines Glückes und seines Ungemachs etwas sehr Merkwürdiges: mehrfach verurtheilt, aber niemals ohne Appellation; dann zu wiederholten Malen wieder angenommen, gerühmt und gepriesen: dies war sein Schicksal während der Zeit von mehr als sechszig Jahren, daß er von Mesmer in's Leben gerufen war. Bald läßt das Interesse und der Eifer für ihn nach; bald belebt er sich in Folge der lebhaft wiedererwachten Neugierde wiederum; gestern noch von der Gelehrtenwelt verachtet, findet er heut im Herzen der Wissenschaft selbst einen Platz.

Sechstes Capitel.

Der magnetische Somnambulismus.

Der magnetische oder künstlich erregte Somnambulismus unterscheidet sich von dem natürlichen Somnambulismns, welchem er übrigens in mehrfacher Beziehung ähnlich ist, zunächst dadurch, daß er sich in Folge des Einflusses oder der Einwirkung eines Andern entwickelt; dann dadurch, daß er zur Entstehung einer Reihe von so außerordentlichen Erscheinungen Anlaß giebt, daß man versucht wird, ihn als einen Zustand zu betrachten, der außerhalb der Sphäre liegt, in welcher das menschliche Leben sich bewegt. Wenn indessen, wie wir späterhin nachweisen werden, der Magnetiseur das Nervenfluidum des Magnetisirten zu modificiren vermag, d. h. dies Fluidum aus einem Organe wegzuleiten und es in einem andern Organe anzuhäufen im Stande ist; wenn er es durch einen Theil des von ihm selbst ausgehenden Fluidums vermehren und seine Wirkung dadurch verdoppeln kann; wenn man ferner zugiebt, daß ähnliche oft wiederholte Einwirkungen auf die Sinnesorgane und die Organe der Intelligenz die Sensibilität und Schärfe dieser Organe vermehren kann; wenn man endlich die gänzliche Isolirung des Magnetisirten von der Außenwelt in Erwägung zieht, eine Isolirung, welche einer Concentrirung des Nervenfluidums so sehr günstig ist: — so wird man leicht erkennen, daß diese drei Umstände in ihrer Vereinigung die intellectuellen und sensoriellen Functionen bei dem somnambulen Individuum verdoppeln, verdreifachen, verhundertfachen können. Der, welcher nun mit hundertmal vollkommneren Organen begabt wäre, als wir, würde

auch hundertmal mehr entwickelte Fähigkeiten besitzen und würde die physische Welt ohne allen Zweifel ganz anders sehen, als wir. Einem solchen Individuum würden undurchsichtige Gegenstände durchsichtig sein, die Hindernisse würden schwinden, Entfernungen würden zu Nähen werden; es würde Töne, Gerüche rc. unterschieden, deren Existenz selbst nur zu vermuthen uns schon unmöglich sein würde. In einem Augenblicke würde seine Individualität die größten Entfernungen durchmessen und an den Orten, wohin es versetzt wäre, die dort existirenden Gegenstände und die dort vor sich gehenden Scenen auf's Genaueste erkennen. Dieses allerdings ganz außergewöhnliche Vermögen, mit welchem manche Somnambulen begabt sein sollen, und welche man im ersten Augenblicke wohl in Abrede zu stellen sich bewogen finden lassen möchte, hat mit dem Processe des Denkens im wachen Zustande große Aehnlichkeit. Der Gedanke wird weder durch Zeit, noch durch Raum aufgehalten, wir können uns von einem Ende der Welt an das entgegengesetzte versetzen, wir können in den fernen Ländern, welche wir durcheilt, die Gegenstände so deutlich erkennen, als wenn wir uns an jenen Oertlichkeiten selbst befänden; mittelst des Gedankens führen wir uns Ereignisse vor, welche in der fernsten Zeit nnseres Lebens vorgefallen sind und sie machen denselben Eindruck auf uns, wie waen sie vor unsern Augen sich erneuerten. Der Mensch gebraucht sein Gedächtniß mehr, als ihm gewöhnlich zum Bewußtsein kommt. — Dieselben Phänomene manifestiren sich nun im Gehirn der Somnambulen, in Folge der Isolirung und der durch den Magnetismus hervorgerufenen cerebralen Exaltation.

Ein wichtiger Umstand, den wir hier durchaus nicht übergehen dürfen, ist der, daß bei dieser Thätigkeit des Gedankens der Mensch im wachen Zustande eine Kenntniß von den Zeitverhältnissen und den Oertlichkeiten haben muß, damit sein Gedächtniß sich in dieselben zurückversetzen kann, während bei Somnambulen diese Bedingung wegfällt. In einer von der, in welcher wir leben, ganz verschiedenen Welt sich bewegend, würden bei den Somnambulen Ideen sich entwickeln, welche von denen, welche die physische Welt entstehen läßt, gänzlich abweichen. Seine Gedanken, von jeder Fessel frei, würden sich mit wunderbarer

Thätigkeit bewegen: bald würde er sich in die Vergangenheit zurückversetzen, bald würde er die Zukunft erschauen. Mit einem Worte, der Somnambule würde jene merkwürdige Eigenschaft der Weissagung, eine prophetische Gabe besitzen, von welcher das gläubige Alterthum soviel gesprochen hat, die wir aber nicht verbürgen können.

Die meisten modernen Magnetiseurs, welche von der Physiologie gar Nichts verstehen und immer vom psychischen Menschen reden, während sie doch den physischen Menschen durchaus nicht kennen, stellen die Behauptung auf: — Um den Zusammenhang der Phänomene des Magnetismus richtig aufzufassen, muß man das folgende Princip zugestehen: —

„Das Allgemeinleben manifestirt sich durch die Bewegung im Universum, und das aus dieser Bewegung emanirende menschliche Leben besteht aus zwei verschiedenen Richtungen, aus dem materiellen Leben nämlich und aus dem spirituellen Leben. Diese beiden, innig mit einander verbundenen Modi oder Qualitäten des Lebens werden nur durch den Tod vollständig getrennt; im somnambulen Zustande jedoch können sie sich gegenseitig ergänzen, d. h., der eine Modus kann sich auf Kosten des andern entwickeln, sich vermehren oder verstärken. So vergeistigt sich z. B. in dem Falle, in welchem der spirituelle Modus vorherrscht, das Leben und durchdringt alle seiner Wirkung unterworfenen Körper mit seinem glänzenden Lichte, so daß das Individuum, dessen Leben während des magnetischen Schlafes sich spiritualisirt hat, Alles in durchsichtigem Zustande erblickt. Für den Somnambulen giebt es keine Undurchsichtigkeit, keine Finsterniß, ja es giebt keine Entfernung in Raum und Zeit mehr für ihn!"

Bevor sie uns in das Gebiet der spirituellen Welt führen, in jenes dunkle Labyrinth, in welchem ein Jeder sich bald verliert, hätten uns die Bekenner des Magnetismus erst erklären sollen, was sie unter „vergeistigtem" oder „spiritualisirtem" Leben verstehen. Bis jetzt kennen wir das Leben erst in seinen Wirkungen, welche der sensibeln oder materiellen Welt angehören; die Ursache des Lebens ist uns unbekannt, wie alle ersten, wie alle Grundursachen. Wir

werden demnach zu der Annahme geführt, daß jener Ausdruck „spiritualisirt, vergeistigt“ etwas unbegreifliches bezeichnet; denn wir können nur mittelst unsrer Sinne begreifen; das Spirituelle aber ist unsern Sinnen unzugänglich.

Die Gehirnthätigkeit ist während des somnambulen Schlafes so groß, daß, wie der berühmte Physiolog Burdach sagt, der Geist an der Grenze des größten, des höchsten Aufschwunges steht, welchen er durch Inspiration und Nachdenken nehmen kann. — Nach Brandis sind die Intuitionen, Fernsicht in die Zukunft und alle außergewöhnlichen Perceptionen das Product einer Art von Somnambulismus, weil dann das Ideal in uns ohne unser Zuthun erscheint und uns unwiderstehlich forttreibt. — Nach **Tardieu de Montravel** schwebt der Geist während des magnetischen Schlafes dem Adler gleich über den Wolken; er beherrscht die materiellen Vorgänge; er umfaßt alle physischen Möglichkeiten mit einem einzigen Blicke, welche er in gewöhnlichem Zustande nur allmählig erfassen konnte; ee erkennt im Körper Anderer, sowie in seinem eignen den ganzen Mechanismus der organischen Functionea u. s. f.

„Ein constantes Phänomen,“ sagt Dupotet de Sennevoy, „dessen Zulässigkeit selbst die Gegner des Magnetismus nicht bestreiten, ist, daß das Individuum durch die Concentration, den gänzlich gesammelten Zustand des Geistes, die absolute Isolirung, die Ekstase, gewissermaßen dematerialisirt, von seiner körperlichen Hülle befreit vergeistigt wird; dieser Zustand wird durch die Einwirkung des Magnetismus noch erhöhet; das innere Sehvermögen wird außerordentlich gekräftigt, das Leben vergeistigt sich, und das Vermögen, innerlich zu unterscheiden, zu sehen, erreicht den höchsten Grad, welcher bei'm irdischen Menschen überhaupt möglich ist.“

Diese Bemerkungen sind, wie alles dem Gebiete der Psychologie Angehörende, noch sehr dunkel, und vergebens sucht der Verstand einen lichten Punct. Als geschichtliche Forscher sind wir aber verpflichtet, die hervorragendsten magnetischen Thatsachen, wie sie von berühmten Magnetiseurs aufgezeichnet worden, mitzutheilen, wobei wir uns jedoch das Recht der Forschung vorbehalten, um im Stande zu sein, über die Möglichkeit oder die Unmöglichkeit derselben zu ent=

scheiden; denn mag ein Factum noch so seltsam, noch so wunderbar erscheinen, so dürfen wir es doch nur verwerfen, wenn es absurd ist. —

In Folge der Wirkungen des Magnetismus wird das magnetisirte Individuum in einen Schlaf versetzt, dessen Dauer verschieden ist, der jedoch nicht länger, als einige Stunden währt. Mit dem Einflusse, der diesen Schlaf erzeugt hat, hört er auch auf. Doch kommt es auch ausnahmsweise vor, daß bei manchen Individuen der magnetische Einfluß Tage, Wochen, ja selbst ganze Monate lang dauert, wenn die Magnetisirung Morgens und Abends wiederholt wird. Das so magnetisirte Individuum befindet sich gleichsam in einer vollständigen Isolirung von der übrigen Welt, während es dadurch keineswegs gehindert wird, zu sprechen, zu antworten, seine Angelegenheiten zu besorgen. Nach dem Erwachen erinnert sich der Schläfer durchaus an Nichts von dem, was während der ganzen Dauer seines magnetischen Schlafes vorgegangen ist. Ueber diesen merkwürdigen Zustand liegen uns eine Menge interessanter Beobachtungen vor: es fragt sich nur: — sind sie alle wahr? — Die Anhänger des Magnetismus behaupten es; seine Gegner stellen es in Abrede! — —

Siebentes Capitel.

Der Magnetiseur und der Magnetisirte.

Einfluß des Lebensalters, des Geschlechts und des Temperamentes. — Physische und psychische Zustände.

Die beiden Extreme des Lebens, die Kindheit und das Greisenalter, sind für die Einflüsse des Magnetismus wenig zugänglich; in dieser Beziehung sind die günstigsten Lebensperioden das Alter der Geschlechtsreife, die spätere Jugend und das reife Alter. Im Allgemeinen wirkt der Magnetismus leichter bei'm weiblichen, als bei'm männlichen Geschlechte; da der Bau des Weibes zarter, sein Organismus allen Eindrücken leichter zugänglich ist; daraus folgt, daß unter Personen von nervösem Temperament die meisten Somnambulen und die am Besten zu magnetisirenden Individuen vorkommen.

Die besten Magnetiseurs finden wir unter Menschen von biliös-sanguinischem und sanguinisch-nervösem Temperamente, in der Blüthe der Jahre und von kräftiger Gesundheit. Schwächliche, kränkliche, psychisch und körperlich schwache Individuen sind zum Magnetisiren schlecht geeignet; ihre Anstrengungen bleiben gewöhnlich erfolglos.

In Bezug auf die beiden folgenden Puncte stimmen alle magnetischen Schriften überein:

Der Magnetiseur muß einen kräftigen, beständigen Willen, ein festes Zutrauen in die ihm zu Gebote stehenden Mittel haben; seine Physiognomie muß

seine Inspiration zurückstrahlen; mit einem durchdringenden, fascinirenden Blicke müssen seine Gebehrden übereinstimmen; er muß sich mit Allem umgeben, was den Geist des zu Magnetisirenden unterwerfen und den Verstand zum Schweigen bringen kann; er darf seine Aufmerksamkeit von der Wirkung, welche er hervorzubringen beabsichtigt, niemals abziehen; denn die geringste Zerstreuung kann die Emission des Magnetismus unterbrechen. Wenn ungeachtet des Vorhandenseins dieser Bedingungen der magnetische Einfluß auf das zu magnetisirende Individuum nicht hervortritt, so existirt zwischen ihm und dem Magnetiseur eine gegenseitige Abstoßung, eine reciproke Repulsion; dann werden die Anstrengungen des Einen und der gute Wille des Andern gleich Null.

Der Magnetisirte muß mit einer schwächlichen, zarten Constitution, einem leicht zu erschütternden Nervensystem und einer natürlichen Disposition zum Somnambulismus begabt sein; ferner muß er ein unbegrenztes Vertrauen zu der psychischen Superiorität und zu den Mitteln seines Magnetiseurs haben; folglich muß der Starke den Schwachen magnetisiren und nicht umgekehrt — eine Wiederholung des alten Axioms: — Das starke Wesen beherrscht das schwache und zwingt es zum Gehorsam. Daraus ergiebt sich, daß der Magnetiseur durch die Kraft seines Willens die Impulse, welche er hervorzurufen beabsichtigt, zu geben und im Gehirn seines Magnetisirten die Vorstellungen, welche er wünscht, zu erzeugen vermag.

Ein umsichtiger Magnetiseur wendet seine Kunst nicht an jedem beliebigen Individuum ohne weitern Unterschied an; er wählt solche Subjecte aus, welche den ebengenannten Bedingungen entsprechen. Individuen, welche durch Ungläubigkeit dem Einflusse des Magnetismus Widerstand leisten oder durch ihre Organisation für denselben nicht empfänglich sind, magnetisiren zu wollen, hieße seine Mühe und Anstrengung unnütz vergeuden. —

Achtes Capitel.

Die verschiedenen Methoden zur Erzeugung des magnetischen Schlafes.

Beobachtung und Erfahrung haben bewiesen, daß die magnetische Emission in verschiedener Weise Statt finden kann. Demnach können wir unterscheiden:

Magnetismus durch Contact, Handauflegen und Insufflation;
— — Gesten, d. h. Bewegungen der Hände ohne unmittelbare Berührung;
— — den Blick;
— — die Stimme und Töne;
— — das Beispiel;
— — Thätigkeit der Willenskraft.

Diese verschiedenen Arten zu magnetisiren, entsprechen den verschiedenen Temperamenten und den verschiedenen Anlagen des Organismus; d. h., ein Individuum läßt sich leicht durch Contact, durch unmittelbare Berührung magnetisiren, während die Stimme oder das Beispiel keine magnetische Wirkung ausübt; ein anderes Individuum, auf welches das Beispiel oder der Willen ohne Einfluß bleiben würde, ist der magnetischen Wirkung der Musik zugänglich rc. rc.

Magnetismus durch Contact und Gesten ohne unmittelbare Berührung.

Dieses Verfahren ist dasjenige, welches von den professionirten Magnetiseurs in ihrer Privatpraxis und in ihren öffentlichen Sitzungen am Häufigsten ange-

wendet wird. Es besteht in Auflegen der Hände, Frictionen, Insufflation (Anhauchen), in Streichen, und in einiger Entfernung (**à distance**) ausgeführten Bewegungen, indem man über Rumpf und Extremitäten des zu Magnetisirenden die Hände leicht hingleiten läßt.

Die beste Methode, mittelst welchen der erfahrene Magnetiseur die günstigsten Resultate erhält, ist das etwas modificirte Verfahren von Deleuze.

Das Individuum, welches magnetisirt werden will, setzt sich bequem auf einen Stuhl, von jedem Gegenstande, von jedem Geräusche, durch welches seine Aufmerksamkeit abgezogen werden könnte, isolirt. Der Magnetiseur setzt sich ihm gegenüber, so daß seine Kniee und seine Füße die des zu Magnetisirenden zwischen sich haben. Dann ergreift er beide Hände des Letztern, drückt sie leicht in den seinigen, kreuzt sie und legt seine Daumen mit der innern Fläche auf die des Andern. Diese Stellung behält er eine kurze Zeit bei, indem er seine Augen unbeweglich auf die des Andern fixirt; dann redet er ihm zu, sich ganz gehen zu lassen, an Nichts zu denken, jede Befürchtung zu entfernen und sich um die Wirkungen, welche er empfinden wird, gar nicht zu kümmern. — Nach einigen Minuten läßt der Magnetiseur, sobald sich in den Daumen eine vermehrte Wärme zeigt, die Hände des Magnetisirten los, zieht die seinigen zurück, entfernt sie nach Rechts und nach Links, indem er ihre innere Fläche nach Außen kehrt, hebt sie bis zur Höhe des Kopfes, legt sie auf die Schultern des vor ihm Sitzenden und läßt sie etwa eine Minute lang dort liegen; darauf führt er sie langsam den Armen entlang, bis zur Spitze der Finger. Diesen Strich (**passe**) wiederholt er fünf bis sechs Mal, indem er nach Vollendung eines jeden die Hände wieder nach Außen kehrt und sie in einiger Entfernung vom Körper des Magnetisirten nach Oben führt. Nach diesen Strichen legt er die Hände auf den Kopf des Letztern, und läßt sie einige Augenblicke in dieser Stellung; dann führt er sie in der Entfernung von 1 oder 2 Zoll von dem Gesichte des Magnetisirten herab bis zur Herzgrube, legt dann den Zeigefinger, den Ring- und den Mittelfinger auf diese Gegend und macht an derselben in der Richtung von Unten nach Oben einige Frictionen, wobei er je nach der Sensibilität des Individuums mehr oder weniger

kräftig aufdrückt. Zuletzt legt er seine Hände auf die Hüften des Magnetisirten und läßt sie an den seitlichen Theilen der Schenkel bis zu den Knieen hinabgleiten.

Tritt hierauf der magnetische Schlaf nicht ein, so muß der Magnetiseur gefaßt die Striche nochmals beginnen, indem er die Kraft seines Blickes und seines Willens verstärkt. Es ist übrigens nur selten der Fall, daß ein zum ersten Male magnetisirtes Individuum gleich in der ersten Sitzung in magnetischen Schlaf geräth; oft erhält der Magnetiseur erst in der dritten oder fünften Sitzung das gewünschte Resultat.

Ist der Magnetisirte einmal durch die Wirkung des Magnetismus in Schlaf versetzt worden, so ist es später leichter, ihn zu magnetisireu, und diese Leichtigkeit, diese Anlage zum Somnambulismus nimmt in geradem Verhältnisse mit der Zahl der Magnetisirungen zu, denen er unterworfen wird, so daß ein schon längere Zeit an die Projection eines Magnetiseurs gewöhntes Individuum fast unmittelbar nach Beginn des Magnetisirens einschläft.

Ein Magnetiseur, welcher neben einer starken Willenskraft auch eine große magnetische Kraft besitzt, kann das von ihm in somnambulen Zustand versetzte Individuum mit der Hand, mit einem Finger, oder durch einen einfachen Willensact mit solcher Leichtigkeit und noch rascher zum Sprechen, zum Gehen, zum Handeln bringen, als durch einen wörtlichen Befehl.

Wir müssen es nochmals wiederholen: die unerläßliche Bedingung zu einem erfolgreichen Magnetisiren ist ein festes, unerschütterliches W o l l e n von Seiten des Magnetiseurs. Wie bereits bewiesen worden, ist der Willen durchaus nicht etwa ein chimärisches Wesen: er ist eine reelle Macht, eine wirkliche Kraft, welche ihren Sitz im Gehirn hat und sich nicht allein auf die Herrschaft über die übrigen physischrn Vermögen des eignen Ich beschränkt, sondern ihre Wirkung auch nach Außen hin ausstrahlet und auf die Individuen, auf welche sie gerichtet ist, einen mehr oder weniger lebhaften Eindruck macht. In einem späteren Capitel wird die Rede davon sein, auf welche Weise man verfährt, um den Willen auf ein anderes Individuum zu übertragen. —

Dies sind die zur Hervorrufung des magnetischen Schlafes am gewöhnlichsten angewendeten Mittel. Die vielen dickleibigen Schriften über die verschiedenen Methoden des Magnetisirens lehren auch nicht mehr, als in den vorstehenden wenigen Zeilen gelehrt worden ist.

Das Verfahren, magnetische Somnambulen ohne Gefahr aus ihrem Schlafe zu erwecken.

Nach der Erfahrung aller Magnetiseurs ist das plötzliche oder erzwungene, gewaltsame Erwecken der Somnambulen stets mit mehr oder weniger nachtheiligen Folgen verknüpft; namentlich hat man häufig allgemeines Uebelbefinden, Hinfälligkeit, Convulsionen, nervösen Kopfschmerz ꝛc. beobachtet. Um solche Zufälle zu vermeiden, verfährt man gerade umgekehrt, wie bei'm Einschläfern: —

1) Der Magnetiseur muß den festen Willen haben, den Magnetisirten zu erwecken; er muß ihn zunächst mit sanften Worten davon benachrichtigen, und, falls er widerstreben sollte, ihm förmlich befehlen, sich aufwecken zu lassen.

2) Die Striche müssen transversal sein, in querer Richtung geführt werden; nachdem der Magnetiseur seine Hände einander genähert, entfernt er sie rasch von einander und wiederholt diese Bewegung vor dem Gesichte des Schlafenden mehre Male; dann fährt er mit den transversalen Strichen fort, indem er von der Brust zum Becken hinabgeht und hört mit mehren langen Strichen auf, wobei er stets vom Kopfe nach den untern Extremitäten zu geht, niemals in umgekehrter Richtung, weil dies für den Somnambulen nachtheilig sein würde.

Das Erwachen ist ein um so rascheres, je weniger Zeit das Einschläfern erfordert hatte; und umgekehrt, läßt sich der Somnambule um so schwieriger erwecken, je längere Zeit das Einschläfern in Anspruch genommen und der Schlaf gedauert hatte.

Wenn das Erwachen ungeachtet der Befolgung der angegebenen Vorsichtsmaßregeln von nervösen Zufällen begleitet sein sollte, so muß man das Indivi=

duum an die freie Luft bringen, ihm einige Eßlöffel Zuckerwesser mit einem Analepticum (Orangenblüthenwasser) eingeben, oder es an aromatische Salze riechen lassen; in den meisten Fällen sind diese Mittel hinreichend, um die nervösen Symptome zu beseitigen und den Organismus in seinen normalen Zustand zurückzuführen. — —

Neuntes Capitel.

Das Magnetisiren unbelebter Gegenstände.

Viele Anhänger des Magnetismus behaupten, daß man Metalle, Steine, Bäume, Blumen, Wasser 2c. magnetisiren könne, und führen zur Unterstützung dieser Behauptung verschiedene Thatsachen an; Andere hingegen stellen es positiv in Abrede, daß ein unbelebter Körper durch die magnetischen Proceduren influencirt werden und sensible Eigenschaften erlangen könne; die durch sie erzeugten Wirkungen, wenn dieselben überhaupt Wirkungen hervorbringen, schreiben sie der Thätigkeit der Einbildungskraft zu.

Der Marquis de Puységur magnetisirte, wie schon erwähnt, Bäume; Jedermann konnte sich, — wie erzählt wird — von dem merkwürdigen Einflusse derselben auf die Personen, welche sich unter dieselben setzten, überzeugen. Man behauptete indessen, — und wohl mit vollem Rechte — daß hier nur die Imagination wirke.

Deleuze glaubt, auf experimentellem Wege nachgewiesen zu haben, daß magnetisches Wasser eine Reihe wohlthätiger Eigenschaften besitze, deren

Benutzung zu sehr außer Augen gelassen werde. Nach diesem Magnetiseur überträgt solches Wasser das magnetische Agens unmittelbar auf den Magen und von da dringt es durch Vermittlung des Blutkreislaufes in alle Organe ein. Dies Agens erregt Transpiration, bethätigt die Excretionsprocesse, die verschiedenen Entleerungen und kann auf diese Weise heilsame Krisen erregen.

Dr. Teste behauptet, eine junge Dame in magnetischen Schlaf versetzt zu haben, indem er sie Wasser trinken ließ, welches er ohne ihr Wissen magnetisirt hatte.

Derselbe Arzt magnetisirte einen Lehnstuhl und ließ dann ein junges Mädchen in demselben niedersetzen, welchem er ein Album mit Zeichnungen zum Durchblättern gab. Obgleich die Dame lebhaftes Verlangen trug, das Album ganz durchzusehen, so schlief sie doch schon bei Betrachtung des dritten Blattes ein.

Die Doctoren Georget, Koreff und Foissac haben sich nach ihrer Aussage überzeugt, daß magnetisirtes Wasser und magnetisirte Speisen einen besondern, eigenthümlichen Geschmack erhielten, den nur somnambule Individuen wahrzunehmen vermochten.

Dr. Bertrand stillte in Gegenwart des Dr. Fouquier und mehrer andern Personen ein nervöses Erbrechen, welches bereits eine Stunde gedauert hatte, mit einem Glase magnetisirten Wassers. Bei einem spätern Anfalle ließ er die Patientin gewöhnliches Wasser trinken, welches ohne allen Erfolg blieb; als er darauf nochmals magnetisirtes Wasser anwendete, hörte das Erbrechen sogleich auf.

Mialhe erzählt in seiner „Darstellung der durch den Magnetismus hervorgebrachten Heilungen“, daß er durch ein Stück magnetisirtes Glas, welches er bei'm Zubettegehen auf die Herzgrube legte, von einer hartnäckigen Schlaflosigkeit geheilt worden sei. Als ich mich niedergelegt hatte, wollte ich die Kraft des Glasstückchens erproben; ich legte es demnach auf meine Brust und empfand bald eine angenehme Wärme; kurz darauf versank ich in einen süßen, erquickenden Schlummer.“

Um ein Glas Wasser zu magnetisiren, hält man es in einer Hand, während man mit der andern Hand wiederholte Striche so nahe als möglich über der Oberfläche der Flüssigkeit macht. Nach zwei oder drei Minuten langen Streichen ist das Wasser magnetisirt.

Das Magnetisiren einer Karaffe voll Wasser ist ebenso leicht und wird auf dieselbe Weise ausgeführt. Manche Magnetiseurs behaupten, das Wasser könne durch mehrfache Insufflationen noch stärker magnetisch gemacht werden. Um ein Stück Metall oder Stein, einen Ring oder eine Pretiose zu magnetisiren, nimmt man den Gegenstand in die Hände, und sobald er etwas warm geworden, hält man zu wiederholten Malen die Spitzen der fünf Finger einer Hand dagegen, worauf man ihn noch leicht anhaucht.

Will man einen Baum magnetisiren, so hält man ihn zwei bis drei Minuten lang kräftig umfaßt; dann entfernt man sich von ihm um mehre Schritte und zwar rücklings; dann richtet man beide Hände mit ausgespreizten und gerade ausgestreckten Fingern gegen den Gipfel des Baumes und fährt vom Gipfel bis zu den Wurzeln hinab. Dies muß man auf vier Seiten des Baumes, d. h., vorn, hinten, rechts und links, wiederholen; das Magnetisiren muß überdies eine halbe Stunde lang fortgesetzt wurden und zwar fünf Tage hintereinander dann ist der Baum magnetisirt und hat alle die Eigenschaften, welche der „Bürger“ Cloquet in seinem Briefe über die Esche von Buzancy anführt (vgl. Cap. **XV**).

Wir möchten über diesen Gegenstand doch einige Bemerkungen machen. Die Magnetiseurs, welche Bäume zum Gegenstande ihrer magnetischen Manipulationen gemacht haben, bedachten ohne Zweifel nicht, daß der magnetische Zustand nur eine beschränkte Dauer hat, und daß zu seiner Verlängerung eine öftere Wiederholung des Magnetisirens nöthig ist, da die verschiedenen äußeren und inneren Einflüsse bei organischen Wesen eine stete Tendenz haben, die Wirkungen des Magnetismus zn vernichten oder wenigstens zu verringern. So muß denn auch bei Bäumen das Cambium oder der Nahrungssaft, welcher in den vegetabilischen Gefäßen auf- und absteigt, die durch die Wurzeln aus der

Erde ausgesogenen Nahrungsstoffe, die durch die Blätter vermittelte Aushauchung von Kohlensäure und Sauerstoff und die Aufnahme von Kohlenstoff und Wasserdampf aus der Atmosphäre, die Winde, welche Zweige und Laub mit größerer oder geringerer Kraft erschüttern — dem auf den Baum übertragenen magnetischen Agens positiv entgegenwirken und der im Innern des Pflanzengebildes thätige Proceß muß gegen die Proceduren des Magnetiseurs, d. h., gegen das geheimnißvolle Agens, welches er in den Baum übertragen zu haben glaubt, in stetem Kampfe begriffen sein und feindlich auf sie wirken. Solche außerhalb der Sphäre des von uns als natürlich betrachteten liegende Dinge zu glauben, dazu gehört, nach des Herausgebers Ansicht, ein hübsches Stückchen Gläubigkeit.

Uebrigens schenken die meisten vernünftigen Anhänger des Magnetismus welche von einem wirklichen Einflusse desselben auf Menschen und Thiere wirklich überzeugt nnd, der Behauptung, daß auch Bäumen, Steinen ꝛc. sich magnetische Eigenschaften mittheilen lassen, keinen Glauben. Wir führen tauseud widersprechende Thatsachen, tausend und aber tausend Beobachtungen an, welche den vorhin erwähnten sich entgegenstellen und den überzeugenden Beweis liefern, daß die unbelebten Körpern mitgetheilten magnetischen Eigenschaften nur in der Phantasie derjenigen existiren, welche solche Wirkungen wirklich empfunden haben, oder daß es eine Spiegelfechterei derer ist, welche dieselben empfunden zu haben vorgeben. Von der außerordentlichen Macht der Einbildungskraft giebt folgende, von Helwing mitgetheilte Anecdote ein schlagendes Beispiel.

Ein ebenso einfältiger, als abergläubischer Bauer war bei seinem Arzte gewesen, und erhielt von diesem ein viereckiges Stück Papier, auf welchem die Formel eines vom Apotheker zu bereitenden Laxirmittels aufgeschrieben war. Der Bauer aber glaubte, das Recept sei das Laxans selbst, zerschnitt es daher, als er nach Hause gekommen war, in zwei Stücke und würgte die eine Hälfte hinunter. Eine Stunde darauf wurde er von heftigen Kolikschmerzen ergriffen und bald nachher stellte sich eine sehr copiöse Diarrhöe ein. Als die Frau des Bauers sah, daß das Papier so kräftig wirke, zerschnitt sie den übrig gebliebe-

nen Theil des Papiers in zwei gleiche Hälften, verschluckte die eine und gab ihrer Tochter die andere. Nach Verlauf von kaum einer halben Stunde hatten sowohl Mutter als Tochter einen so reichlichen Stuhlgang, wie er durch eine starke Dosis eines drastischen Abführmittels nicht besser hätte erfolgen können. Und dies hatte die Einbildung bewirkt! — —

Zehntes Capitel.

Magnetische Experimente.

Jede Wirkung, welche von unseren Sinnen aufgefaßt wird, läßt eine Ursache voraussetzen; ist diese Ursache aufgefunden, entdeckt worden und erzeugt sie stets dieselben Wirkungen, so kann sie als das Gesetz, als die determinirende Kraft der Wirkungen, welche wir wahrgenommen haben, betrachtet werden. — In den meisten Fällen lassen sich die Ursachen nur aus ihren Wirkungen nachweisen; von der Wirkung aus gelangt man dann allmählig zur Ursache. Zuweilen gelingt es dem menschlichen Geiste, die Ursache **a priori**, ohne vorausgegangene Erfahrungen über ihre Wirkungen, zu finden; aber selbst in diesem Falle ist die Sanction der Erfahrung, des Experimentes erforderlich, um jene Ursache zum Gesetze zu machen. — Der Magnetismus macht keine Ausnahme von der Regel, den magnetischen Einfluß hat man nur an den von ihm erzeugten Wirkungen als Kraft kennen gelernt. — Nach diesen nothwendigen einleiten-

den Bemerkungen gehen wir jetzt zur sachgetreuen Schilderung mehrer experimentellen magnetischen Sitzungen über, welche auf Jeden der Anwesenden den lebhaftesten Eindruck machten. Der Leser wird sich während der Lectüre derselben in das Reich der Münchhausiaden versetzt glauben; wenn er übrigens bedenkt, wie außerordentlich weit und ausgedehnt die Macht des Nervensystems ist, so wird er zuletzt doch die Möglichkeit der Thatsachen zugeben, welche er von vorn herein geläugnet hatte.

Das Individuum, mit welchem die Versuche angestellt wurden, war ein junges Mädchen, Namens Julie, von zarter, schwächlicher Constitution, welche an hysterischen Anfällen litt. Von Natur zum Somnambulismus und zur Ekstase geneigt, entwickelte Julie während ihres magnetischen Schlafes eine wunderbare Thätigkeit des Gehirnes und zeigte die außerordentlich hohe Erregbarkeit der excessiv nervösen Constitution.

Der Experimentator war Doctor der Medicin und Philosophie, ein Mann, der, frei von jedem materiellen Interesse, im Magnetismus nur ein höchst werthvolles Mittel zur Bereicherung der Wissenschaft und zur Vermehrung der Agentien sah, welche zur Erleichterung der Leiden, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist, dienen können.

Fünfzehn Personen, nämlich drei Damen und zwölf Herren, bildeten den Zuschauerkreis; fast Alle waren Jünger der Wissenschaft und manifestirten, weit davon entfernt, an magnetische Erscheinungen zu glauben, eine bedeutende Ungläubigkeit.

Vom Arzte geleitet, trat Julie in das Versammlungszimmer und setzte sich in einen im Hintergrunde desselben stehenden Lehnsessel. Kaum hatten ihre Augen den mächtigen festen Blick ihres Magnetiseurs getroffen, als sie die Lider senkte und einschlief.

„Das Studium des Magnetismus," begann der Arzt, zu seinen Zuhörern gewendet, „welches ich mit ganzer Hingebung verfolge, ist eine höchst ergiebige Quelle, aus welcher die Gelehrten sehr viel Belehrung schöpfen können. Leider hat keine von unsern großen wissenschaftlichen Berühmtheiten es gewagt, die

Tiefen derselben zu ergründen, weil sie durch die Waffen des Spottes und Hohnes davon zurückgehalten werden. Ich setze mich über den Spott und Hohn, den meine Collegen über mich ergehen lassen könnten, weg; Tag für Tag studire ich die wunderbaren Erscheinungen, welche die Somnambulen zeigen, wobei ich meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu benutzen suche, um eine physiologische Erklärung für diese Phänomene zu finden und zu beweisen, daß das Nervensystem die einzige Quelle der außerordentlichen, beinahe unmöglich klingenden Erscheinungen ist, welche ich vor Ihnen hervorrufen werde." —

Erster Abschnitt.

Erste Versuchsreihe. Sehen ohne die äußern Sehorgane.

Zunächst legte der Magnetiseur eine mehrfach zusammengeschlagene schwarzseidene Binde um Juliens Augen und band ein großes seidenes Tuch darüber, um den Zuschauern die Gewißheit zu geben, daß ein Sehen auf normale Weise ganz unmöglich sei. Dann concentrirte er das nervöse Fluidum auf die Sehnerven (nervi optici) der Somnambule.

„Schlafen Sie, Julie?" fragte er diese. — „Der Zustand, in welchen Sie mich zu versetzen die Macht haben, ist kein gewöhnlicher Schlaf," lautete die Antwort. — „Was bemerken Sie?" — „Ich sehe Alles viel deutlicher, es kommt mir vor, als ob Personen und Sachen durchsichtig wären." — „Wieviel Personen sehen Sie hier?" — „Funfzehn." — „Von welchem Geschlechte?" — Drei Damen und zwölf Herren." — „Irren Sie Sich auch nicht?" — „Nein, ich sehe es ganz deutlich." — „Können Sie mir sagen, ob der Herr, welchen ich in diesem Augenblicke berühre, verheirathet ist, oder nicht, und ob er Kinder hat?" — „Das kann ich nicht sagen; wenn Sie mir aber seine Wohnung angeben,

so will ich dorthin eilen und sehen, ob eine Frau und Kinder dort sind." — „Der Herr wohnt in der Orangenstraße Nr. 15, 2 Treppen hoch." —

Nach kurzem Schweigen fuhr Julie fort: „Ich sehe einen fünf- oder sechsjährigen Knaben; er hat einen grauen Hut mit einer schwarzen Feder auf dem Köpfchen, ein Kittelchen von blauem Sammet und niedliche gestrickte Höschen. Eine Dame, gewiß seine Mutter, ist gerade damit beschäftigt, ihn anzuziehen." — „Erblicken Sie noch andere Kinder?" — „Ja, ich sehe noch ein kleines blondes Mädchen, welches einen Kreisel treibt und ungeduldig hin- und herspringt, denn es möchte gern hinaus in's Freie." — Bemerken Sie nichts Besonderes an dem kleinen Mädchen?" — „Ach, wie Schade! An dem rechten Schlafe hat sie einen großen rothen Fleck"!..

Der Vater der beiden Kinder bestätigte die Wahrheit dieser Worte.

„Julie," fuhr der Magnetiseur fort, „würden Sie wohl im Stande sein, uns zu sagen, ob dieser Herr hier ganz wohl ist?" — „Setzen Sie ihn mit mir in Verbindung." — Nachdem diese Communication (der „Rapport") dadurch hergestellt war, daß der bezeichnete Herr seinen Zeigefinger auf die Stirn der Magnetisirten legte, begann diese zu lächeln.

„Was lachen Sie?" fragte der Magnetiseur. — „Ach, Nichts; ich habe einen drolligen Gedanken.... Der Herr ist zu gesund; wenn er sich nicht in Acht nimmt, so wird er zu dick werden,.. er muß diät leben."

Und wirklich stellte die Beleibtheit des Herrn, namentlich in der Unterbauchgegend, eine nahe Fettleibigkeit in Aussicht.

Eine der anwesenden Damen wollte die Somnambule consultiren, der Doctor brachte sie daher mit der letztern in Verbindung und sagte: „Ist diese Dame vollkommen gesund?" — „Darauf kann ich nicht laut antworten; kommen Sie näher, ich will es Ihnen in's Ohr sagen." — Nachdem der Arzt die Worte der Magnetisirten vernommen, zog er die Dame bei Seite und sagte: „Sie leiden an einer fressenden Flechte in der Oberschambeingegend; seit drei Jahren haben Sie eine große Menge Aerzte zu Rathe gezogen und zwanzig verschiedene Curen durchgemacht, ohne die geringste Erleichterung empfunden zu haben.'

Die Dame versicherte, dies sei Alles richtig und setzte dann hinzu: — „Wenn Ihre Somnambule ein Mittel gegen dies Leiden wüßte, so würde ich ihr außerordentlich dankbar sein; ich bitte Sie dringend, fragen Sie sie deßhalb." — „Ich werde Ihren Wunsch erfüllen; denn ich habe Veranlassung, zu glauben, daß wir eine Ihren Erwartungen entsprechende Antwort erhalten werden." Dann sagte er, zu der Somnambule sich wendend; „Die Dame läßt Sie inständigst bitten, ihr ein Mittel gegen ihr Leiden anzugeben, wenn Sie dies im Stande sind." — „Die Dame hat eine Menge Bäder von Barèges-Wasser genommen; sie hat vielerlei Arzneien, Salben und Pflaster angewendet, und doch hat sich ihr Uebel immer mehr verschlimmert. Eine Heilung ist jetzt sehr schwierig, da das Leiden veraltet ist, ich kenne nur ein einziges Heilmittel dafür." — „Nennen Sie es." — „Der Theil muß zu wiederholten Malen geätzt werden, so daß die degenerirten Hauttheile zerstört werden; es bildet sich dann eine Narbe, doch diese schadet Nichts." — „Das ist Alles?" — „Außerdem ist noch eine allgemeine Cur nothwendig; doch ist die Bestimmung derselben und die Regulirung der Diät Sache des Arztes, welcher die Dame behandelt." — „Können Sie uns denn nicht auch Dieses sagen?" — „Ich sehe das Uebel, welches die Haut zerfressen hat und dessen Heftigkeit täglich zunimmt; ich sehe, daß seinen weitern Umsichgreifen durch ein kräftiges Mittel ein Ziel gesetzt werden muß; allein die Kenntniß der allgemeinen Kur kommt mir nicht zu, diese kann nur ein erfahrener Arzt verordnen." Die Patientin bewunderte die klugen, vernünftigen Antworten der Somnambule und war über das Gehörte ganz erfreut. —

Nachdem die Magnetisirte kurze Zeit geruht hatte und der Arzt glaubte, daß er ohne nachtheiligen Einfluß auf die schwache Gesundheit Julien's fortfahren könne, sagte er zu den Versammelten: „Vielleicht haben wohl mehre von Ihnen, meine Herren, die Güte, an diesen Tisch zu treten und einen Brief, einen einzelnen Satz oder einzelne Wörter, wie es Ihnen beliebt, auf ein Stück Papier zu schreiben."

Vier Personen traten vor und willfahrten dem ausgesprochenen Verlangen.

„Legen Sie nun die Billets zusammen und stecken Sie dieselben zu sich, an die Stelle, wo sie sie für am besten verborgen halten; ich bitte Sie sogar, dies nicht vor meinen Augen zu thun, damit jeder Gedanken an ein etwaiges Einverständniß beseitigt wird."

Während die vier Herren das Zimmer verließen, um ihre Billets zu verbergen, fragte ein Zuschauer, in welchem der Ausdruck „Einverständniß" Zweifel rege gemacht hatte, den Arzt, ob die Somnambule auch wohl den Inhalt eines fünften Billets anzugeben im Stande sein würde?

„Ohne Zweifel", antwortete der Doctor. „Sie können ebenfalls schreiben, was Sie Lust haben; ebenso alle Anwesenden, wenn sie sonst wollen; meine Somnambule wird alle Briefe lesen, die man ihr vorlegt."

Der fünfte Herr schrieb sein Billet und ging erst dann hinaus, als die vier Ersten wieder eintraten. Der Arzt ließ diese sich vor die Somnambule stellen, bezeichnete sie mit den Nummern eins, zwei, drei und vier, und fragte dann die Somnambule: „Julie, sagen Sie mir doch, wo das Billet von Nr. 1 steckt?" — „In der Uhrtasche." — „Können Sie lesen, was es enthält?" — „Ja, wenn der Herr das Billet aufmacht und vor mich hinlegt."

Dies geschah und das Billet wurde auf ein im Hintergrunde des Zimmers stehendes Schreibpult gelegt. Julie las: „Ich wage nicht, an die unbekannte Kraft des Magnetismus zu glauben; alle Thatsachen, welche ich gesehen habe, sind ganz außer dem Bereiche des Natürlichen."

Das Billet wurde unter den Anwesenden herumgegeben und Jedes überzeugte sich, daß es wirklich den vorgelesenen Satz enthielt.

„Wo hat Nr. 2 sein Billet?" — „Im Munde". — „Können Sie seinen Inhalt lesen?" — „Es ist weiter Nichts, als ein Papierkügelchen, und ich glaube, es ist gar Nichts darauf geschrieben."

Nummer Zwei bestätigte die Richtigkeit dieser Antwort. „Wo ist das Billet von Nr. 3?" — „In der Tasche der jungen Dame, welche eine Feronnière trägt." — Nachdem dies Billet geöffnet und audas Pult gelegt war, sagte der Magnetiseur: „Lesen Sie es jetzt." — „Das kann ich nicht, die Schrift liegt

verkehrt." Nachdem diesem Uebelstande abgeholfen war, las Julie die bekannte Phrase; „Die Liebe ist der Herr der Welt; sie herrscht im Himmel, in der Hölle, auf der Erde und in den Fluthen des Meeres; ihr Thron ist in Deinen Augen u. s f." Die junge Dame, welche den Inhalt des Billets nicht gekannt, als sie dasselbe in ihre Tasche steckte, senkte das Köpfchen und erröthete; da sie sehr hübsch war, so fanden alle Anwesenden, daß der Quatrain bei ihr eine ganz richtige Anwendung gefunden habe.

„Wo ist das vierte Billet? — „Es steckt in dem Knoten eines Batisttaschentuches, welches einer von den Herren heimlich in den unter dem Schreibtische stehenden Papierkorb geworfen hat."

Das Taschentuch fand sich wirklich an dem bezeichneten Orte; der Knoten wurde geöffnet und das Papier auf dem Pulte ausgebreitet. „Lesen Sie", sagte der Arzt zur Somnambule.

„Wenn dies Billet offen ist, + (ein Kreuz), und gelesen wird + (ein anderes Kreuz), so werde ich künftighin glauben, daß die Propheten, Wahrsager und Magier des Alterthums ihre Wunder mittelst des Magnetismus verrichtet haben + + + (drei Kreuze)".

Der Schreiber des Billets rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob er nicht etwa träume oder hallucinire.

„Das ist wahrlich wunderbar," rief er. „Die Wissenschaftsmänner sollten sich mit den magnetischen Erscheinungen gründlich beschäftigen, anstatt sie als Gaukeleien zu verschreien, damit sie ihre Causalität kennen lernten nnd sie für die menschliche Gesellschaft nützlich machten." —

„Wo ist der fünfte Zettel Julie?" fuhr der Magnetiseur fort. — „Ich habe nur vier Personen vor mir stehen sehen, und da glaubte ich, daß auch nur vier Billets da seien." — Entschuldigen Sie, es ist noch ein fünftes da; suchen Sie nur." — „Ich sehe die hier anwesenden fünfzehn Personen ganz deutlich; ich erkenne die verschiedenen Schmucksachen, die sie tragen; meine Blicke dringen in ihre Taschen, .. ich versichre Ihnen, es ist kein Billet hier im Zimmer.... Halt

einmal.... ich will mich einmal außen umsehen,... machen Sie die Stubenthür auf, es ist hinter derselben befestigt."

Wirklich sah man, nachdem die Thür geöffnet war, daß das Billet an der Füllung derselben mit einer Oblate festgeklebt war.

„Können Sie durch die Thür hindurch lesen?" fragte der Doctor, indem er zumachte.

„Ja, wenn Sie die Landkarte dort wegnehmen; denn die Linien und verschiedenen Zeichen auf derselben verwirren das Geschriebene, welches ich von hinten sehe, vollständig."

Die Landkarte wurde weggenommen und Julie las fast fließend: „Ich glaube an die Wunder des Magnetismus nicht; doch gestehe ich, daß wenn die Somnmbule diesen Zettel durch die Thür hindurch zu lesen im Stande ist meine Ungläubigkeit gänzlich aufhören wird."

„Es steht noch mehr auf dem Papiere", sagte der Schreiber, ganz außer sich über das Gehörte. — „Allerdings", lautete die Antwort", unten sehe ich noch drei große Buchstaben, durch Gedankenstriche getrennt: **A** — **B** — **C** —." — „Was bedeuten diese Buchstaben?" — Der erste, antwortete Julie, bedeutet Amalie, das ist der Vornamen von der Schwester des Herrn, der diesen Zettel geschrieben hat; der zweite ist der Anfangsbuchstabe des Vornamens seines Bruders, Barthelemy; der dritte ist der Anfangsbuchstabe seines eignen Vornamens, Caesar." — „Des Vornamens von Wem?" — „Von dem Schreiber des Billets." — Der Doctor wandte sich an diesen Herrn mit der Frage: „ist das wahr?"

„Wahrhaftig," antwortete derselbe, „das ist wirklich wunderbar. Das kann Einem den Kopf verdrehen. Können Sie, Herr Doctor, mir nicht die Erklärung eines so wunderbaren Phänomens geben?"

„Ich will es versuchen," antwortete der Arzt. „Dieses kryptoskopische Experiment ist die Klippe, an welcher die Somnambulen, welche sich zu verschiedenen Zeiten um den Burdin'schen Preis beworben, gescheitert sind. Indessen darf man daraus, daß diese Versuche bis heute die zum Preisrichter er=

nannte Commission nicht befriedigt haben, keineswegs folgern, daß das Sehen durch undurchsichtige Körper hindurch unmöglich sei. Glaubwürdige Männer, welche sich mit dem Magnetismus beschäftigten, versicherten, daß der geringfügigste Umstand, das kleinste Hinderniß hinreichend sei, daß ein somnambules Individuum, welches gestern in dem Cabinette seines Magnetiseurs zu völliger Zufriedenheit operirt hat, heut vor einer zahlreichen Versammlung ganz unfähig ist. Ueberdies hat Prosper Cäsar in einem Briefe an den Hauptredacteur der „Jahrbücher der öffentlichen Gesundheitspflege" die Incompetenz der Academien in Betreff einer Beurtheilung magnetischer Erscheinungen ganz logisch nachgewiesen. Dem, was er über diesen Punct gesagt, läßt sich Nichts weiter hinzufügen."

„Die Erklärung der Kenntniß, der Divination der Gedanken Anderer, würde zu unvollkommen und für unsern Zweck viel zu weitläufig sein; es möge die Bemerkung genügen, daß der Gedanken, oder vielmehr die den Gedanken einschließenden, ihn enthaltenden Worte in dem Gehirn Dessen, der sie denkt, **en relief** hervortreten. Nun vermag der Magnetisirte mittelst der kryptoskopischen Kraft, mit welcher er begabt ist, diese Worte ohne Schwierigkeit zu lesen. — Was das Vermögen anbetrifft, durch undurchsichtige Körper hindurchsehen zu können, so will ich Ihre Zweifel mit einem physischen Beweise zu beseitigen oder doch wenigstens zu erschüttern und zu schwächen suchen."

„Wie schon einmal gesagt wurde, hat die Welt da, wo unsre Augen stehen blieben, noch kein Ende; unsern Sinnen entgehen noch unendlich viele Thatsachen, weil unsre Sinne nicht entwickelt, nicht subtil genug sind, sie zu erfassen. Es ergiebt sich aus der Unvollkommenheit unseres Sensoriums und unserer Intelligenz, daß die Unmöglichkeit nicht da liegt, wo wir sie zu sehen glauben, sondern daß sie sich vielmehr weit über den Punct hinaus findet, an welcher wir sie verlegen."

„Hier ist eine Schildkrotenschale; ich lege sie zwischen Ihre Augen und ein offenes Buch, in welchem Sie lesen. Sie werden sofort nicht mehr lesen können, da die vom Buche ausgehenden und sich auf der Netzhaut Ihrer Augen

reflectirenden Lichtstrahlen durch ein Hinderniß unterbrochen werden. Nehmen wir nun einerseits an, daß das Licht alle Körper in verschiedenen Graden durchdringe; supponiren wir andererseits, daß diese dicke Schildkrotschale in hundert außerordentlich dünne Lamellen getheilt sei: jede einzelne Lamelle wird nothwendigerweise so durchsichtig sein, daß man durch sie hindurchsehen kann. Eben dieser Vorgang findet bei dem Somnambulen Statt, seine Sehnerven haben einen so hohen Grad von visueller Kraft erlangt, daß die dicksten, die un durchsichtigsten Körper transparent, daß sie vollkommen durchsichtig werden.- Demnach sind die objectiven Lichtstrahlen im Stande, die Körper zu durchdringen und durch die geschlossenen Lieder der Somnambule hindurch auf der Netzhaut die betreffenden Bilder zu entwerfen. Dieses manchen Somnambulen eigenthümliche Vermögen, die hinter einem undurchsichtigen Körper befindlichen Gegenstände sehen und die im menschlichen Körper enthaltenen Organe so deutlich wahrnehmen zu können, als wenn seine Hülle aus Krystall oder Glas bestände, diese kryptoskopische Gabe existirt wirklich, und nicht allein die Jahrbücher des Magnetismus liefern uns zahlreiche Beweise dafür, sondern wir finden auch analoge Fälle angeführt in Werken, welche gegen den Magnetismus kämpfen. Zu diesen gehört folgender Fall;

„Um das Bett eines an Altersschwäche sterbenden hundertjährigen Greises standen vier Professoren und sechs Studenten der Medicin. Der eine der Ersteren kam auf den Gedanken, den jüngsten der Studenten, einen Jüngling von schwächlicher, nervöser, leicht erregbarer Constitution, zu magnetisiren und es gelang ihm auch, denselben nach Verlauf von einigen Minuten in Schlaf zu versetzen. Er hatte ihn an das Fußende des Sterbebettes gestellt und hieß ihm nun, den Gang, den Verlauf des Todes, d. h., den Weg, welchen das Leben bei seinem Erlöschen nimmt, zu beobachten. Seine Beantwortungen der ihm von seinem Lehrer vorgelegten Fragen stimmten durchaus mit dem physiologischen Gesetze überein: — Das Leben verläßt zunächst die Peripherie der Organe und zieht sich allmählig bis zum Centrum zurück; dort steht es einen Augenblick still und erlischt bald gänzlich.

„Ich sehe, sagte der Student, wie das Leben die Extremitäten, dann die Sinnesorgane verläßt und sich in die Centralorgane zurückzieht. — Zuerst hört die Sensibilität auf. — Der Kreislauf wird beschleunigter; er wird intermittirend; in den kleinen Gefäßen hört er auf und sein Umfang wird immer enger. — Bald verkleinert sich die Blutsäule in den Arterien; die kleinen arteriellen Gefäße werden leer; die Venen hingegen sind noch mit Blut gefüllt. — Ich sehe, wie die Bewegung des Blutes auch in den großen Gefäßstämmen immer schwächer wird und endlich aufhört; allmählig werden auch sie unbeweglich, das Blut gerinnt und das Herz hat seinen letzten Schlag gethan."

Der beredteste Professor hätte keine bessere, genauere Schilderung von dem Vorgange geben können, als der durch die Wirkung des Magnetismus in Schlaf versetzte Student. —

Zweiter Abschnitt.

Zweite Versuchsreihe. Der Geruchssinn.

Die folgenden Versuche lieferten den Beweis, daß, indem die Wirkung des Magnetismus oder der Wille des Magnetiseurs, das Nervenfluidum, auf die Geruchsnerven hingeleitet nnd in ihnen angehäuft wird, diese Sinnesnerven einen so hohen Grad von Reizbarkeit, eine so außerordentliche Schärfe erlangen, daß der Geruchssinn etwas Wunderbares, etwas Unbegreifliches zeigt.

Bekanntlich hauchen alle Körper einen mehr oder weniger wahrnehmbaren Geruch aus; ein Theil riecht sehr stark, ein anderer schwächer; manche Körper scheinen uns gänzlich geruchlos zu sein, sind es aber in der Wirklichkeit keineswegs; ihre scheinbare Geruchlosigkeit ist nur Folge der geringen Schärfe unseres Geruchssinnes. Bei gewissen Krankheiten wird die Empfänglichkeit dieses letzteren

in solchem Grade gesteigert, daß die Patienten durch die Ausdünstungen mancher Körper, welche wir für ganz geruchlos halten, wirklich bedeutend belästigt werden. Ebenso erhält das Geruchsorgan durch Concentrirung des Nervenfluidums auf dasselbe von Seiten des Magnetiseurs eine Sensibilität, welche bei'm Menschen im normalen Zustande nicht existirt. —

Der Doctor hielt der Somnambule ein Stück Marmor unter die Nase. „Kennen Sie diesen Geruch?“ — „Es ist ein Steingeruch.“ — „Und dieser?“ (Er hielt Julien einen Thürschlüssel vor) — „Eisengeruch“. — „Und dieser?“ (Einen hörnernen Messergriff unter die Nase haltend). — „Das riecht nach Horn.“

Einer der Zuschauer veranlaßte den Magnetiseur, die Klinge des Messers vorzuhalten: sogleich rief die Letztere: „Das riecht wieder nach Eisen.“ — Eine der anwesenden Damen gab dem Arzte ein neues, auf dem Wege erst gekauftes Glasflacon, um es der Somnambule vorzuhalten; diese hatte kaum daran gerochen, als sie einen Glasgeruch erkannte.

Wenn durch die Concentration des Nervenfluidums auf ein Organ die Sensibilität desselben erhöhet wird, so muß eine Entziehung oder vielmehr eine Unterbrechung im Ausströmen dieses Fluidums nothwendiger Weise die entgegengesetzte Wirkung haben, d. h., die Sensibilität dieses Organes muß momentan suspendirt werden.

Nachdem der Arzt, um diese Thatsache zu beweisen, den Geruchssinn von dem nervösen Fluidum isolirt hatte, hielt er ein mit concentrirtem Aetzammoniak gefülltes Fläschchen der Somnambule unter die Nase und sagte ihr, sie möge recht tief einathmen, was sie auch that, und zwar ohne die geringste Empfindung davon zu haben, während der kräftigste Sackträger davon halb ohnmächtig geworden sein würde. — —

Dritter Abschnitt.

Dritte Versuchsreihe. Der Gefühlssinn und das Gehör.

Der Arzt band ein seidenes Schnürchen an das Handgelenk der Somnambule und gab das freie Ende derselben der jungen Dame in die Hand, welche bei der ersten Versuchsreihe über die in ihre Tasche gesteckte Strophe erröthet war, mit den Worten: „Berühren Sie diese Schnur mit Ihren Fingern, so oft Sie wollen, aber so leise als möglich, denn die Somnambule fühlt auch die leiseste Streichung.“

Die Dame berührte die Schnure mehre Male mit der Spitze ihres kleinen zarten Fingers; auf die Frage, wie oft dies geschehen sei, antwortete die Somnambule dem Arzte: „Siebzehn Mal.“ Dies war richtig. Dann wendete sich der Letztere an eine andere Dame: „Hauchen Sie die Schnure an; die Somnambule wird die dadurch verursachte Bewegung gleichfalls wahrnehmen.“ Die Dame hauchte fünfmal; die Magnetisirte empfand fünfmal eine Bewegung im Handgelenke.

Einer von den Zuschauern wollte sich von dem wunderbar scharfen Gefühle der Somnambule selbst überzeugen; er berührte daher die Schnure mit einer ganz kleinen Flaumfeder, welche von dem leisesten Hauche davon geflogen sein würde. Dann fragte er: „Wie oft habe ich die Schnure berührt?“ — „Neunundfunfzig Mal.“ — Die Zahl traf genau zu.

Nach einigen Minuten Ruhe setzte der Arzt die Versuche fort, und zwar mit dem Gehörsinn. „Meine Dame“, sagte er, „die Sie dort am Fenster stehen, flüstern Sie doch Ihrer Nachbarin einige Worte in's Ohr aber so leise als möglich!“ — „Julie, wiederholen Sie die Worte der Dame!“

„Diese magnetische Sitzung macht mir viel Vergnügen, setzt mich aber auch in das größte Erstaunen.“

„Sind dies Ihre Worte, Madame?“ — „Jawohl“, erwiderte die Dame, höchlichst überrascht.

„Sie mein Herr“, fuhr der Arzt fort, stehen am Weitesten von der Magnetisirten entfernt; sagen Sie gleichfalls ihrem Nachbar einige Worte in die Ohren, aber ganz leise; bewegen Sie die Lippen kaum. — „Julie, was hat der Herr gesagt?“

„Der beste Racehund hat keinen feinern Geruch als diese Somnambule und in der Schärfe des Gehörs wetteifert sie mit dem Hasen.“

„Haben Sie diese Worte gebraucht, mein Herr?“ — „Allerdings, Wort für Wort!“

Die Zuschauer sahen sich erstaunt an. —

Die Vergleichung mit dem Hunde und dem Hasen giebt uns zu einer kleinen Digression Anlaß; wir werden zu beweisen suchen, daß in der excessiven Schärfe der Sinne von Somnambulen nichts Unmögliches liegt. Der Geruchssinn mancher Thiere, namentlich des Hundes, ist ganz außerordentlich. Ein Hund folgt der Fährte seines Herrn, welchen er schon seit mehren Tagen verloren hat. Hunde, welche sich auf einer langen Reise mit ihrem Herrn verlaufen haben, kommen nach Hause zurück, nachdem sie funfzig und hundert Meilen zurückgelegt, indem sie denselben Weg verfolgten, den sie bereits durchlaufen hatten.

Gute Hunde machen tausend merkwürdige Wege, einzig durch den Geruchssinn geleitet. — Der Hirsch, der Hase, der Maulwurf und viele andere Thiere haben ein so feines Gehör, daß sie das fernste Geräusch, die schwächsten Töne vernehmen und dadurch der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen im Stande sind. Die Natur hat bei diesen Thieren den Geruch und das Gehör in hohem Grade ausgebildet, und dadurch für die Erhaltung des Individuums gesorgt. Die Schärfe dieser beiden Sinne erscheint uns bei den genannten Thieren ganz

natürlich: bei'm Menschen hingegen wird sie nur selten beobachtet. Bekannt ist es indessen, daß weniger cultivirte Volksstämme, so z. B. Indianer, Hottentotten, Neger ꝛc. Tiger, Löwen, Schlangen und andere Bestien auf große Entfernungen hin auswittern.

Nehmen wir an, daß die Thätigkeit und Auffassungsfähigkeit jener Sinne durch die Anhäufung des Nervenfluidums in den betreffenden Organen vervielfacht werde, so haben wir damit die Erklärung jener Erscheinungen, welche uns in solches Erstaunen versetzten. —

Der Arzt ging nun zu einem Versuche über, welcher bewies, bis zu welch' einem hohen Grade von Schärfe das Gehör einer Somnambule sich entwickeln kann. Er wendete sich an einen der anwesenden Herren, mit den Worten: „Hauen Sie mit dieser Ruthe durch die Luft, so viele Male, als Sie wollen, doch lassen Sie zwischen jedem Hiebe einen kurzen Zwischenraum."

„Wieviel Hiebe haben Sie gehört, Julie?" — „Elf" war die ganz richtige Antwort. Der Versuch wurde noch mehre Male mit demselben Erfolge wiederholt.

Auch dieses Phänomen ist nicht schwierig zu erklären. Bekanntlich ist die Luft ein elastisch-flüssiger Körper, welcher uns von allen Seiten umgiebt und der durch die geringste Bewegung irgend eines Gegenstandes verdrängt wird. Wenn man in einem Zimmer eine Ruthe bewegt, so wird dadurch die Luft nach zwei Seiten hin zurückgedrängt, und die dadurch verursachte Erschütterung oder Bewegung pflanzt sich bis zu den letzten, mit den Wänden des Zimmers in Contact stehenden Luftschichten fort. Es ist gerade so, wie wenn man einen Stein in ein ruhig stehendes Wasser wirft; unmittelbar nach dem Falle des Steines entstehen auf der Oberfläche des Wassers Ringe, welche zunächst eng aneinander liegen, dann aber immer breiter werden, je mehr sie sich von der Stelle, wo der Stein fiel, als von ihrem Mittelpuncte, sich entfernen, und endlich am Ufer verschwinden. Wenngleich unsre Augen die letzten Schwingungen nicht verfolgen konnten, so ist es dennoch wahr, daß sie sich nach allen Richtungen hin fortpflanzen, bis zu den Rändern des Wassers. Ebenso pflanzen sich die Undu-

lationen der Luft, durch das Bewegen der Ruthe hervorgerufen, bis zu der Luftzone, von welcher die Somnambule unmittelbar umgeben wird, fort und da die Sensibilität der Letztern zu ihrer höchsten Intensität entwickelt ist, so fühlt sie jede Undulation, sobald diese sich an ihrem Trommelfelle bricht. —

Vierter Abschnitt.

Vierte Versuchsreihe. Die Transposition der Sinne.

Die Transposition der Sinne, eine noch weit wunderbarere Erscheinung als die vorhergehenden, besteht darin, daß ein Sinn von dem normalen Sitze seiner Thätigkeit an eine andere Stelle verdrängt wird, an der ein anderer Sinn wirkt; so z. B., wenn der Gesichtssinn in die Fingerspitzen, in die Herzgrube, in den Hinterkopf versetzt wird, oder wenn eine Somnambule die Fähigkeit erhält, mit dem Knie oder den Zehen zu riechen, mit den Fingerspitzen zu schmecken u. s. f. —

Nachdem der Doctor den Lauf des Nervenfluidums im Gehörnerven zum Gehörgange unterbrochen hatte, rief er mit schallender Stimme der Somnambule in die Ohren: „Julie, hören Sie mich? Antworten Sie!“ Allein Julie blieb stumm und unbewegt. Er wiederholte die Frage in noch lauterem Tone allein das Mädchen hörte immer nicht. Er stieß einen gellenden Schrei aus, feuerte sogar dicht vor den Ohren der Magnetisirten einen Pistolenschuß ab, und doch blieb sie davon ungerührt, wie eine Marmorstatue. Darauf verstopfte ihr der Arzt beide Ohren fest mit Watte, legte vier, mehrfach zusammengeschlagene Tücher darüber, befestigte diese mittelst einer Binde und bat nun einen von den

Anwesenden, an die Somnambule heranzutreten und über die Herzgrube gebeugt mit möglichst leiser Stimme eine Frage an sie zu richten.

Ein Herr trat heran und sagte kaum hörbar: „Fräulein, würden Sie wohl das barbarische und ein wenig lange Wort wiederholen können, welches ich Ihnen vorsagen möchte?"

„Das wird mir ein Leichtes sein", antwortete augenblicklich die Magnetisirte. — Darauf beugte sich der Herr von Neuem über ihre Herzgrube uud sprach, kaum die Lippen bewegend das Wort; „P o e k p o e k p a r a v i l a b u d o k." J u - l i e wiederholte dies Wort mit lauter Stimme und ohne den geringsten Anstoß. —

„Jetzt wollen wir den Geschmackssinn in die Finger der linken Hand versetzen," bemerkte der Arzt, und hielt nach einigen Manipulationen der Magnetisirten ein Präsentirbret mit sechs Tassen, welche letztere Thee, Rahm, Kaffee, Chocolade, Rum und Wasser enthielten. Um jeden Verdacht zu entfernen, daß dieser Versuch Resultat der Reihenfolge sei, in welcher die Tassen der Somnambule zur Untersuchung dargeboten würden, bat der Arzt einen der Zuschauer, irgend eine Tasse, gleichviel welche zu nehmen, und den Versuch selbst anzustellen.

Die Somnambule tauchte den linken Zeigefinger in die ihr vorgehaltene Flüssigkeit und unterschied sie gauz richtig. Indessen kam es vor, daß sie zweimal hinter einander sagte; „Das ist Wasser;" jedoch hatte sie sich hier nicht geirrt, denn man hatte ihr die das Wasser enthaltende Tasse zweimal hintereinander hingehalten, um zu prüfen, ob sie dies wohl bemerken würde.

Nach diesem Versuche sagte der Magnetiseur: „Nun will ich den Geruchssinn in die Fingerspitzen der rechten Hand und den Gesichtssinn in den Hinterkopf transponiren." Darauf bat er eine von den Damen um das Bouquet, welches sie in Händen hatte, zog ein Veilchen aus demselben heraus, hielt es an einen Finger der rechten Hand der Somnambule und fragte: „Was bemerken Sie?" — „Einen Veilchengeruch." — „Und jetzt?" — „Das riecht wie Jasmin." — Der Arzt nahm eine Dahlie aus dem Strauße, legte sie auf J u - l i e n s Hinterkopf und fragte: „Sehen Sie Etwas?" — „Ja, eine Blume." —

„Wie heißt dieselbe?" — „Es ist eine Dahlie." — „Welche Farbe hat sie?" — „Sie ist goldgelb."

„Ich bitte alle Anwesenden," fuhr der Arzt fort, „mir zwei beliebige Gegenstände anzuvertrauen, Uhr, Ring, Nadel, Medaillon, Schlüssel, Geldstück rc., was es auch sein mag. Meine Somnambule wird mittelst des auf ihre Fingerspitzen transponirten Geruchssinnes noch merkwürdigere Experimente zeigen, als die bisherigen." Der Doctor ging mit einem Korbe im Saale umher und sammelte von jedem Zuschauer zwei Gegenstände ein. Nachdem er diese letztern gehörig durcheinander gemengt hatte, schüttete er den Inhalt des Korbes auf einem Tische aus, und trug der Somnambule auf, die Gegenstände auszulesen, nicht nach ihrem eignen, specifischen Geruche, sondern nach dem vom Contacte der Personen, denen sie gehörten, herrührenden Geruche, und sie paarweise zu ordnen, so daß jedes Paar die beiden, einer und derselben Person gehörenden Gegenstände enthalte.

Julie untersuchte die Sachen mittelst der Finger und las sie ohne Zaudern aus, legte sie dann zu zwei und zwei nebeneinander, und legte jedes Paar für sich hin, so daß man bei'm ersten Blicke sehen konnte, daß die beiden zusammenliegenden Gegenstände einer und derselben Person gehörten. Diese Aufgabe lös'te die Somnambule mit solcher Präcision und solcher Schnelligkeit, daß sich unter den Zuschauern ein Gemurmel des beifälligsten Staunens erhob. —

Fünfter Abschnitt.

Fünfte Versuchsreihe. Kryptoskopie oder die Fähigkeit, verborgene Gegenstände zu sehen.

Manche hellsehende Somnambulen besitzen das Vermögen, auf die Veranlassung ihres Magnetiseurs die versteckesten Gegenstände aufzufinden und anzugeben. Diese Fähigkeit ist zwar außergewöhnlich, keineswegs aber übernatürlich und wird von einer Ueberreizung der Sehorgane bedingt. Das Resnltat dieser Ueberreizung ist eine wunderbare Thätigkeit jenes Sinnes, eine außerordentliche Schärfe seiner Function; wir haben schon erklärt, wie das Gehör die schwächsten Wellenschwingungen der bewegten Luft percipirt, wie das Sehvermögen dunkle, undurchsichtige Körper durchdringt und der Geruch von Andern gar nicht wahrnehmbare Gerüche unterscheidet.

Der Magnetiseur schickte sich zur Fortsetzung seiner Experimente an, und indem er sich an eine der anwesenden Damen wendete, sagte er: „Madame, dürfte ich Sie, ohne unbescheiden zu sein, um die Erlaubniß bitten, daß meine Somnambule die in Ihrer Bügeltasche befindlichen Gegenstände nennen darf?" — Auf die zustimmende Antwort der Dame bemerkte er: „Julie, nennen Sie die Gegenstände, welche in der Tasche der Dame enthalten sind."

„Ein Batisttaschentuch, ein Riechkissen, eine Agraffe, eine Börse und eine kleine Schachtel." — „Was enthält die kleine Schachtel?" — „Vergoldete Stecknadeln, einen Zahnstocher und eine Nagelfeile." — „Wieviel und was für Geld ist in der Börse?" — Fünfundzwanzig neue Fünfundzwanzigcentimesstücke." — Die Tasche wurde auf dem Tische ausgeleert, und Jedermann konnte sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen.

„Julie, geben Sie mir einmal die Kleidungsstücke und die Schmucksachen an, welche der Herr, den ich in diesem Augenblicke berühre, trägt," sagte nun der

Magnetiseur, indem er seine Hand auf die Schulter des Ungläubigsten unter der Gesellschaft legte; „gehen Sie von Innen nach Außen!“

„Ein Hemde von Mousselin, vorn mit zwei goldnen Knöpfen verschlossen. — Eine weiße, blaugestreifte seidne Cravatte. — Eine schwarzseidene Weste mit zwei Taschen, in der einen der letztern steckt eine flache silberne Uhr ohne Uhrkette, in der andern ein Stück Papier, auf welchem, wie ich glaube, die Rechnung eines Diners bei einem Restaurant aufgeschrieben ist. — Nankinggelbe Beinkleider ohne Stege; in der rechten Tasche derselben steckt eine algierische Börse, welche zwei in Papier gewickelte Goldstücke und zwei Fünffrankenstücke in Silber enthält; die andere Tasche ist leer. — Einen Rock von russischgrünem Tuch, von lächerlichem, ich wollte sagen, modernem Zuschnitte; in der Seitentasche steckt ein Portefeuille mit Visitenkarten, Briefen und verschiedenen Papieren. — Ueberdies trägt der Herr eine Brille von vergoldetem Silber und zwei goldne Ringe, den einen mit einem Diamant, am linken Ringfinger.“

Eine nähere Untersuchung überzeugte die Anwesenden von der vollkommenen Richtigkeit dieser Angaben. —

Sechster Abschnitt.

Sechste Versuchsreihe. Allgemeine oder partielle Insensibilität des menschlichen Körpers, durch die Wirkung des Magnetismus herbeigeführt.

Der Magnetismus besitzt die unerklärliche Eigenschaft, die Sensibilität in höchstem Grade zu verändern oder sie vollständig zu vernichten, und zwar durch Concentrirung oder Beseitigung des Nervenfluidums. Die zahlreichen Beispiele

dieser Art, welche bereits existiren, wollen wir durch die an der Somnambulen gemachten Beobachtungen vermehren.

Der Magnetiseur ging auf die Magnetisirte zu und sagte, nachdem er die Communication des Nervenfluidums zwischen dem rechten Arme und dem Gehirne unterbrochen hatte, zu seinen Zuschauern: Sie können sie jetzt in den Arm schlagen, kneifen, stechen, ja selbst schneiden, ohne daß sie ein Zeichen von Schmerz giebt; das Glied ist jetzt wie vom Körper abgelös't. Die Aetherisirung in ihrer weitesten Ausdehnung, eine Entdeckung, welche die Ausführung der furchtbarsten Operationen ohne Schmerz für den Operirten möglich macht, giebt keine vollkommneren Resultate.

Darauf führte er mit der schmalen Kante eines dünnen Lineals mehre Hiebe auf den Arm der Magnetisirten, ohne daß diese die geringste Bewegung machte; er kniff sie so stark, daß eine Ekchymose entstand; er stieß eine lange Nadel in das Fleisch, so daß Blut hervorspritzte: die Somnambule blieb regungslos. Die meisten Zuschauer veranlaßten den Magnetiseur, diese grausamen Versuche bei Seite zu lassen.

Die anästhesirenden Wirkungen des Magnetismus lassen sich mit denen des Aethers, Chloroforms 2c. ganz passend vergleichen. Dies wird durch Tausende von Beobachtungen bestätigt. Die Doctoren Recamier, Andral, Rostan, Pelletan, Cloquet, Darrieux, Oudet, Faura, Lafon, Elliotson, Kühnholtz u. v. A. bezeugen, daß sie, oder in ihrer Gegenwart Andere, Zähne extrahirt, skarificirt, das Glüheisen angewendet, Arme und Beine amputirt, kurz die schmerzhaftesten chirurgischen Operationen gemacht haben an Individuen, welche durch den Magnetismus vollständig narkotisirt und in einen dem durch die Aetherisirung hervorgebrachten ganz analogen Zustand versetzt waren. Unter diesen Operationen heben wir nur die folgenden hervor: die Ablösung einer vom Krebs ergriffenen weiblichen Brust durch Professor Cloquet zu Paris; die Amputation eines Oberschenkels durch Dieffenbach in Berlin; die Resection eines Oberarmbeines durch Graefe in Berlin; eine Application von sechs Mora's durch Dr. Récamier; eine Ustion der Haut durch Dr. Lafon zu Toulouse;

die Exstirpastion einer Balggeschwulst am Halse durch Dr. Filassier zu Paris u. s. f. Diese Thatsachen sind zu oft besprochen und von zu bekannten Männern als Augenzeugen beobachtet worden, als daß wir hier noch nöthig hätten, ihre Authenticität zu beweisen. Uebrigens berufen wir uns auf eine Stelle im III. Bande der „Innern Pathologie“ von dem berühmten Andral: „Ich kann aus eigner Erfahrung versichern, daß ein Individuum durch die Wirkung gewisser magnetischer Manipulationen, durch welche es somnambul wird, alle Sensibilität verliert. Gleichzeitig mit der Insensibilität tritt eine vollkommene Isolirung von den Personen und den Dingen in der Umgebung ein, während das Individuum hingegen mit dem Magnetiseur in Verbindung, in Rapport steht.“

Allen diesen beweiskräftigen Beobachtungen gegenüber kann man immer noch den Einwurf machen, daß auch durch Gewohnheit eine physische Insensibilität herbeigeführt werden kann. So führt man häufig die Convulsionärs von St. Medard, die Ekstatischen, die Fakirs Indiens an, welche sich zerfleischen, die Weichtheile zerschneiden, die verschiedensten Körpertheile verbrennen, und dies Alles mit solcher Nichtachtung des Schmerzes, daß man glauben könnte, sie wären mit einer andern Natur begabt, als wir.

Indessen giebt dieser Einwurf der hier entwickelten Theorie, anstatt sie zu entkräften, im Gegentheil eine neue Stütze. Durch die fixe Idee, durch den Fanatismus ist zunächst das Gehirn im höchsten Grade überreizt worden; auf die heftige Erregung folgte nervöse Erschöpfung. In diesem Zustande wird der Eindruck nicht mehr gefühlt, die Sensation nicht mehr percipirt; das Beziehungsleben ist dann suspendirt. Allein diese Betäubung, dieser Zustand von Insensibilität leistet dem elektrischen Schlage keinen Widerstand, wie dies auf experimentellem Wege nachgewiesen worden ist. Wenn nun ein somnambules Individuum den electrischen Schlag nicht empfindet, so ist damit der überzeugendste, der handgreiflichste Beweis gegeben, daß durch den Magnetismus jeder Rest von Sensibilität gänzlich suspendirt ist; denn noch nicht ganz erstarrte Leichen zucken und bewegen sich, wenn sie vom electrischen Funken getroffen werden

und das für ewig erloschene Lebenslicht scheint noch einmal aufleuchten zu wollen. —

Der Doctor setzte eine ziemlich starke Electrisirmaschine in Thätigkeit und entladete sie auf die Somnambule, doch ließ sich bei dieser nicht die geringste Bewegung wahrnehmen. Der Conductor des Apparates wurde verschiedenen vorher magnetisirten Körpertheilen genähert, doch brachte die Entladung desselben auch nicht die geringste Wirkung hervor; die Magnetisirte war einer Marmorstatue gleich, welche durch den Blitzstrahl nicht erschüttert und belebt ward.

Die Zuschauer wurden bei diesen Experimenten von Staunen ergriffen, und selbst die Ungläubigsten mußten gestehen, daß der Magnetismus wunderbare, unerklärliche Resultate giebt. Ein unter ihnen befindlicher berühmter Naturforscher bemerkte, daß die Gelehrten den Magnetismus zum Gegenstande gründlicher Studien machen sollten, anstatt ihn mit Mißachtung zu behandeln oder wohl gar zu verfolgen; denn wenn es ruhmvoll ist, ein untergegangenes Thiergeschlecht oder einen neuen Planeten zu entdecken, so ist es nicht weniger ruhmvoll, diese geheimnißvolle Kraft in ihrem Wirken zu belauschen, sie zu erfassen und zum Nutzen der Menschheit anzuwenden. —

Hier müssen wir mit der Mittheilung der wunderbaren Thatsachen schließen, welche in den magnetischen Vorträgen, bei denen Debay Augenzeuge war, der Beobachtung sich darboten. Mehr als ein Leser wird sie für unmöglich erklären und bei seinem Nichtglauben beharren; was den Herausgeber anbetrifft, welcher einen solchen Grad von Skepsis besitzt, als dies bei einem Manne, der sich zu den geistig cultivirten Menschen zählt, nur möglich ist: so giebt er die Realität jener Erscheinungen gern zu, nicht allein, weil er derartige Phänomene selbst gesehen, ja selbst hervorgebracht hat, sondern auch weil Physik und Physiologie keineswegs dagegen sprechen. Läugnen, in Abrede stellen, ohne die Sache gründlich zu kennen, ist keineswegs ein Zeichen von philosophischer Bildung, von Weisheit: denn absolute Negation gebührt nur dem absolut Absurden. —

Siebenter Abschnitt.

Beispiele von außerordentlicher Lucidität, nach den Mittheilungen eines magnetisirenden Arztes, deren Authenticität aber vom Herausgeber nicht verbürgt werden kann.

Eine vornehme Dame, welche über den Magnetismus stets gespottet, kam nach Paris und gerieth hier zufällig in eine magnetische Vorlesung, in welcher sie so wunderbare Dinge sieht, daß sie sogleich bekehrt wird. Wir lassen sie selbst erzählen: —

Ich kam mit meiner Tochter von meinen Gütern nach Paris, um hier den Winter zu verleben. Am Abend nach meiner Ankunft bat mich eine Freundin so dringend, sie zum Baron N... zu begleiten, daß ich einwilligte. Die Salons des Barons versprachen eine höchst glänzende Soirée. Nach der Musik ,den Liedern und den Plaudereien nach der Mode wurde ein Vortrag über Magnetismus angekündigt. Ein junges Mädchen, von bleicher Gesichtsfarbe, wurde von ihrem Magnetiseur in das Zimmer geführt, in welchem wir uns befanden. Die ganze Gesellschaft sammelte sich um die Somnambule, welche binnen weniger als zwei Minuten unter dem Einflusse mehrer magnetischer Gesten einschlief. — Mehre von den Anwesenden richteten Fragen an sie; sie antwortete richtig und besonnen. Auch ich bekam die Lust, sie zu befragen; ich trat demnach an sie heran und sagte, indem ich ihr einen von Haaren geflochtenen Ring vorhielt: „Können Sie mir sagen, von Wem diese Haare herstammen?"

„Sie haben dem Grafen M., Ihrem Herrn Gemahl angehört." — „Warum sagen Sie „angehört"? „Weil der Graf schon seit fünf Jahren todt ist." — „Wissen Sie vielleicht, an welcher Krankheit er starb?" — „An einem eingeklemmten Bruche."

Ich verstummte vor Staunen über diese Antwort; diese Krankheit hatte mir wirklich den Mann meiner Liebe geraubt. Ich winkte meiner Tochter, welche ein Armband, ebenfalls von Haaren, trug. „Könnten Sie mir wohl den Namen der jungen Dame sagen, deren Haare zur Ausschmückung dieses Bracelets gedient haben?" — „Diese Haare sind nicht von einer Dame, sie sind von einem Herrn." — Sein Name? „Erlauben Sie mir, darüber zu schweigen; denn dieser Namen ist Ihnen so theuer, daß Ihre Thränen fließen, sobald derselbe in Ihrer Gegenwart genannt wird" — „Nennen Sie ihn, ich bitte Sie darum." — „Sie wollen es also. Diese Haare haben Ihrem geliebten Sohne angehört." — „Wo ist er jetzt?" — „Im Himmel, ohne Zweifel." — „Das verstehe ich nicht, sprechen Sie deutlicher." — „Ihr armer Sohn!... seit einem Jahre und drei Tagen ist er todt!" — „Woran ist er gestorben?" — „Er fiel in einem Duelle mit einem elenden, seines Stoßes sichern Raufbolde, gegen den die Gesetze mit der eisernsten Strenge hätten verfahren müssen."

Die Gräfin trocknete ihre Thränen und sagte, zu den Umstehenden gewendet: „Das, was ich hier gehört habe, ist ganz außerordentlich und kommt mir fast unmöglich vor. Alle Antworten der Somnambule sind merkwürdig richtig, erstaunend genau; nicht ein Iota ist zugesetzt oder weggelassen. Ich bin aufs Tiefste davon ergriffen, obwohl ich nie an die Wunder des Magnetismus geglaubt habe; ich muß gestehen, daß dieser Schlaf etwas Uebernatürliches hat. „Der größte Theil der Anwesenden war von demselben Staunen erfüllt, wie ich. —

Was sollen wir von diesen Thatsachen halten? Kannte die Magnetisirte die Familie und das Unglück der Gräfin schon vorher? Oder war die Freundin der Letztern vielleicht im Einverständniß mit dem Magnetiseur? Darüber können wir allerdings nicht urtheilen. Indessen geben mehre Personen, welche bei dieser magnetischen Sitzung zugegen gewesen waren, die Versicherung, daß die Gräfin von ihrer Freundin nicht einen Augenblick verlassen worden sei, daß die Letz-

tere also nicht mit dem Magnetiseur in Communication getreten sein könne.

Noch merkwürdiger sind die folgenden Mittheilungen über eine andere magnetische Sitzung, welche ein Augenzeuge mittheilte, bei welcher sich aber der Herausgeber auf die passive Rolle eines Erzählers beschränkt.

Fräulein Clara, ein zartes und im höchsten Grade nervöses junges Mädchen, war von ihrem Bruder, einem Studenten der Medicin, öfters in magnetischen Schlaf versetzt wordeu. In Folge dessen wurde ihre Disposition zum Somnambulismus so groß, daß der Blick und der Willen ihres Bruders hinreichte, um sie selbst in einer ziemlich bedeutenden Entfernung tief einzuschläfern. Dies wurde bald bekannt, und von allen Seiten strömten Anhänger des Magnetismus herzu, um ein so interessantes Subject zu sehen. Clara, von Neugierigen und Enthusiasten umgeben, mußte sich nun vielen Versuchen dieser Art unterwerfen. Wenn sich kaum die Wirkung des unsichtbaren Fluidums eingestellt hatte, so zogen sich, wie bei einer Pythonierin, ihre Züge zusammen; ihr Gesicht drückte bald Schmerz und Schreck, bald eine ruhige Freude, ein unbeschreibliches Glück aus. Ihre Hellsichtigkeit, ihre richtigen Antworten setzten Jedermann in Erstaunen. Viele von ihren Aerzten bereits aufgegebene Patienten verdankten ihr Heilung; viele verwickelte Pceoesse, viele unentwirrbare Angelegenheiten wurden durch sie in's Reine gebracht. Im magnetischen Zustande mit einem wunderbaren Scharfsinn, mit einer fast übermenschlichen Intelligenz begabt, fand sie den Knoten aller Schwierigkeiten, errieth Räthsel, löste die schwierigsten Probleme: kurz, sie that wahre Wunder. Als vollkommene Sibylle würde sie bei den Alten als Orakel gegolten, im alten Indien würde sie die Weisheit der Propheten und Brahmanen zum Schweigen gebracht haben und in einer spätern Zeit würde sie von toleranten, guten Gottesdienern für vom bösen Geiste, vom Satan besessen erklärt und zum Scheiterhaufen verdammt worden sein. In unsrer aufgeklärten Zeit hingegen begnügte man sich von der einen Seite, ihr Talent zu bewundern, von der andern, es zu verlachen; die Wenigsten nahmen die Sache mit wissenschaftlichem Ernste auf.

Wir wollen hier nur über die letzte Sitzung dieser Somnambule berichten, und zwar nach den Mittheilungeu eines Augenzeugen. Diese Sitzung dauerte lange und war sehr zahlreich besucht. Da gab es unerschütterliche Gläubige welche an den Magnetismus glaubten, wie an ein Evangelium; da gab es Ungläubige; da gab es Leute ohne alle positive Meinung, welche nur die Neugierde herbeigeführt hatte: Alle harrten voller Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten. Fräulein Clara befand sich mit ihrrm Magnetiseur in einem benachbarten Zimmer; denn Einsamkeit und Schweigen waren zur Erzeugung des magnetischen Schlafes bei ihr durchaus nöthig. Als endlich dieser Zustand seine magische Wirkung ausgeübt hatte, wurde der Zutritt eröffnet.

Clara saß in einem Lehnstuhle, mit geschlossenen Augen, ruhigen Zügen und der Haltung eines Menschen, der in sanftem Schlummer sich befindet. — Der Magnetiseur legte ihr folgende Fragen vor, welche sie sogleich beantwortete:

„Schlafen Sie?" — „Ja." — „Seit wie lange?" — „Erst seit wenigen Minuten." — Erlauben Sie, daß man Ihnen Fragen vorlegen darf?" — „Wenn Sie es für passend halten." — „Wollen Sie auch antworten?" — „Ja." — „Welche Zeit haben wir wohl?" — „Ich weiß nicht." — „Wenn ich Ihnen eine Uhr vorhielte, würden Sie es dann sagen können?" — „Ich denke wohl."

Darauf nahm der Magnetiseur die Uhr eines der Zuhörer, stellte den Zeiger zurück und hielt sie ihr mit den Worten vor: „Hier ist eine Uhr." — „Die geht aber nicht!" — „Woher wissen Sie das?" (Keine Antwort. Er zeigt darauf eine andere Uhr vor). „Welche Stunde giebt aber diese Uhr an?" — „Fünf Minnten nach zwei." (Dies war ganz richtig). — „Geht sie richtig? — „Ich glaube, sie geht drei Minuten zu spät." — „Woher wissen Sie das?" — (Keine Antwort. Nach mehren, an demselben Tage normal gestellten Uhren ergab sich, daß die vorgezeigte wirklich um drei Minuten zu spät ging.)

„Können Sie in diesem Buche lesen?" — „Jawohl, wenn Sie es wünschen." (Der Magnetiseur legt ihr das Buch auf die Herzgrube, den Einband nach Unten gekehrt). — „Lesen Sie." — „Ich sehe ja nur den Einband." —

„Aber jetzt können Sie lesen?“ — „Auch nicht, Sie halten das Buch verkehrt.“ — „Ganz recht, ich hatte nicht darauf Acht gegeben. Aber jetzt halte ich es richtig.“

Darauf fing die Somnambule an, auf der ihr bezeichneten Seite zu lesen, ohne eine Silbe auszulassen. Man schlug mehre Blätter um; sie las die Zeilen, die ihr bestimmt wurden, mochten dieselben nun am Anfange, in der Mitte oder am Ende eines Paragraphen stehen, ohne sich im Mindesten zu irren.

Dann wendete sich der Magnetiseur an die Anwesenden mit den Worten: „Sie könnten am Ende glauben, meine Herren, daß die junge Dame hierbei ihre Augen gebraucht; ich will Sie aber vom Gegentheil überzeugen, und Ihnen beweisen, daß die Augen ganz unthätig sind, daß das Sehen mit der Herzgrube geschieht. Zu diesem Zwecke werde ich der Somnambule eine Binde um die Augen legen und so befestigen, daß kein Lichtstrahl eindringen kann.“

Nachdem er die Binde angelegt hatte, fragte er die Schlafende: „Bin ich allein bei Ihnen? — „Nein, ich sehe noch mehr Leute.“ — „Können Sie dieselben zählen?“ — „Ja. Eins, zwei, fünf, acht, zehn, dreizehn, zwanzig.... ach, ich bitte Sie, wecken Sie mich auf! Vor soviel Leuten muß ich mich ja schämen!“ — „Beruhigen Sie sich; alle diese Anwesenden sind freundlich gegen Sie gesinnt; mehre von ihnen sind gekommen, um sich Ihren Rath zu erbitten; wollen Sie ihnen denselben geben?“ — „Recht gern, wenn ich es kann.“ — „Der Herr, welchen ich Ihnen hier vorstelle, ist schon sehr lange krank; die ärztliche Kunst vermochte bisher Nichts gegen seine Leiden; wissen Sie vielleicht ein Mittel für ihn?“ — „Setzen Sie ihn mit mir in Communication!“ — (Der Herr tritt vor und legt seine rechte Hand auf die Stirn der Magnetisirten.) „Reden Sie; ich höre zu.“ — „Der Herr leidet seit zehn Jahren an rheumatischen Schmerzen, gegen welche alle bisher angewendeten Mittel fruchtlos blieben. Weder Aerzte, noch selbst heiße Bäder haben das Uebel gehoben; die Wissenschaft der erstern, die Heilkraft der letztern lindern wohl, heilen aber nicht gründlicher. Was ist da zu machen?“ „Es bleibt nur noch ein Mittel

übrig." — „Und dies ist?" — Anwendung des Magnetismus, und wenn das nicht hilft, der Electricität" —

„Hier ist noch Jemand, der Sie consultiren möchte. Wollen Sie antworten?" — „Was verlangt er? — „Er kommt wegen eines Processes, in welchem ein Urtheil gefällt worden, welches für ihn die traurigsten Folgen zu haben drohet; habgierige Verwandte wollen sich des größten Theiles seiner Besitzthümer bemächtigen." — „Zeigen Sie mir die auf den Proceß bezüglichen Papiere." (Diese werden Ihr auf den Magen gelegt; sie lies't sie.) „In diesem Processe sind Formfehler begangen worden; im Urtheile ist in der siebenten Zeile der zweiten Seite ein sehr bedeutender Punct ausgelassen worden; es kann cassirt werden. Ueberdies ist das Datum falsch und die Beschreibung der Immobilien ebenfalls. Die Gegenpartei wird den Proceß verlieren, wenn der Anwalt des Herrn die von mir soeben bezeichneten Fehler benutzt."

In der ganzen Versammlung entstand ein Gemurmel des höchsten Staunens. Der processirende Herr bestätigte die völlige Richtigkeit aller dieser Bemerkungen und verließ freudenerfüllt und Wunder schreiend den Saal. —

„Es wünscht Sie noch Jemand zu sprechen!" — „Ich bin aber sehr müde." — „Nun, so ruhen Sie ein Wenig aus; wir wollen warten." (Nach einigen Minuten): „Haben Sie Sich ausgeruhet?" — „Ich fühle weniger Mattigkeit." — „Darf ich jetzt wieder fragen?" — „Wenn Sie Lust dazu haben." — „Der Herr, den ich Ihnen jetzt vorführe, kommt, Sie wegen eines nahen Verwandten um Rath zu fragen. Der Letztere leidet an einer psychischen Krankheit, welche hundertmal schlimmer ist, als physischer Schmerz: er ist vom Gifte der Eifersucht angesteckt, er ißt und trinkt nicht mehr und vernachlässigt alle seine Geschäfte. Der Verdacht, welcher sich in sein Herz gestohlen hat, unterwühlt und zerfrißt es; er ist Andern und sich selbst unerträglich geworden: — Können Sie nicht ein Mittel gegen diesen erbärmlichen Zustand angeben?" — „Das Mittel ist ganz einfach: er soll die Frau, welche ihm solche Qualen verursacht, verlassen." — „Er liebt sie aber immer noch sehr; er möchte nur wissen, ob sie seiner Liebe würdig ist." — Das ist ein Geheimniß, welches ich nicht verrathen kann.

ich bin selbst ein Frauenzimmer; ich kann die Aufführung von Personen meines Geschlechts wohl tadeln, aber als Anklägerin gegen sie auftreten: — nie, niemals!"

„Was würden Sie aber wohl rathen?" — „Eine Trennung." — „Weßhalb aber ein soextremes Mittel?" — „Weil, wenn eine Frau schuldig ist, sie ihren Mann entweder nicht mehr liebt, oder ihn wenigstens den, dem sie sich ergiebt, vorzieht; weil sie dagegen, wenn sie unschuldig ist, ihren Mann wegen seiner Eifersucht hassen und verachten muß; denn der Verdacht der Immoralität ist die verletzendste Injurie, welche man einer keuschen, treuen und tugendhaften Frau zufügen kann. Und so wird denn in dem einen, wie in dem andern Falle eine Trennung notbwendig."

„Das ist Alles, was Sie zu sagen haben? — „Brechen Sie davon ab; derartige Sachen sind entweder thöricht, oder schlecht.... Erwecken Sie mich, ich befinde mich unwohl." — „Sie haben also Nichts mehr zu bemerken?" — „Der Mann ist von Natur despotisch und roh; das Weib schwach und flatterhaft.... Erwecken Sie mich, ich bitte Sie nochmals darum; mein Kopf brennt; es ist mir, als müsse ich mein Leben lassen!"

Und wirklich strömte ihr der Schweiß von der Stirn; ihre Züge zogen sich zusammen und dehnten sich wieder aus und verriethen eine schmerzhafte Ermattung. Der Magnetiseur schickte sich eben an, die Magnetisirte zu erwecken, als sich eine junge Dame mit den Worten vordrängte: „Ich beschwöre Sie, mein Herr, haben Sie die Güte, an die Schläferin noch eine letzte Frage zu richten; vielleicht reißt mich ihre Antwort aus der fürchterlichen Ungewißheit, in drr ich seit mehren Monaten fast vergehe. Ich habe einen Bruder, welcher in Afrika bei'm Heere dient; früher erhielt ich regelmäßige Nachrichten; mit einem Male aber hörte er auf, mir zu schreiben. Die Zeitungen haben von einem furchtbaren Blutbade gesprochen.... ich zittere für meinen Bruder.... ich beschwöre Sie, befragen Sie die Dame!"

Der Magnetiseur erwiderte, daß seine Patientin bereits zu erschöpft sei, daß er deßhalb nicht wagen dürfe, ihr noch weitere Fragen zu stellen; allein das

junge Mädchen drängte so sehr, sie flehete mit solcher Energie, daß er ihren Bitten nachgab. Er wendete sich also an die Somnambule mit der Frage: „Können Sie mir noch eine Frage, die letzte, beantworten?" — „Ich kann es wirklich nicht." — „Sie sehen nun selbst," bemerkte der Magnetiseur gegen die Fragende, „es würde gefährlich sein, eine Patientin noch länger in diesem peinlichen Schlafe zu lassen; morgen werde ich die Sitzung wiederholen."

„O mein Fräulein," rief die junge Dame, die Hand der Magnetisirten ergreifend, „im Namen des Himmels beschwöre ich Sie! Sagen Sie mir, ob ich mich freuen darf, oder ob ich beweinen muß; ein Wort, ein einziges Wort über meinen Bruder!" — „Wessen Stimme ist das? Wer redet zu mir?" fragte die Magnetisirte, indem sie sich auf der Lehne des Armsessels umwendete — „Es ist eine Schwester, welche von ihrem, in diesem Augenblicke im fernen Afrika befindlichen Bruder Nachricht haben möchte, antwortete der Magnetiseur. — „Ja, von meinem Bruder, von meinem theuren Bruder!" wiederholte die Dame mit angsterstickter Stimme.

Clara schwitzte große Tropfen, ihre Physiognomie wurde finster, ihre Lippen murmelten einige unverständliche Worte. Sie war im höchsten Grade erschöpft.

„Nun, Ihre Antwort?" fragte der Magnetiseur. — „Wenn nun aber meine Antwort der armen Schwester Schmerz bereiten würde, soll ich dann auch sprechen?" — „Immerhin, reden Sie nur, sie will es!" — „Ich habe auch einen Bruder in Afrika, ich selbst... Sagen Sie der Dame, es sei besser, mit einem Funken Hoffnung im Dunkel der Ungewißheit zu leben, als sich durch ein schmerzliches Licht den Lebenspfad zu erhellen!" —

„Ich bin auf Alles vorbereitet", rief die junge Dame aus, „reden Sie, ich bitte Sie innigst darum!" — „Wo ist Ihr Bruder?" — „In Afrika." — „Was ist er?" — „Soldat." — „Was thut er in diesem Augenblicke?" — „Er kämpft gegen die Araber." — „Arme Schwester! Ich sehe, wie Ihr Bruder von jenen Barbaren weggeschleppt wird; ihr Stahl ist auf ihn gezückt... sie wollen ihn tödten!" Bei dem letzten Worte stieß die junge Dame einen lauten Schrei aus

und wurde ohnmächtig Die Magnetisirte sprang plötzlich von ihrem Stuhle auf, wie wenn der Schrei sie mit einem electrischen Schlage getroffen hätte. „Ihr Bruder!“ sprach sie röchelnd, „nein warten Sie.... O Gott! was sehe ich?.... Nein, es ist nicht ihr Bruder, den sie fortschleppen, es ist mein Bruder! O Gnade, Gnade für ihn!....“

Damit erhob sie sich von ihrem Stuhle, mit krampfhaft verzerrten Zügen, die Hände ringend, lief, die letzte Kraft mühsam zusammenraffend, noch einige Schritte vorwärts und brach zusammen, indem Sie die Worte herausstöhnte:

„Die Unmenschen! Jetzt haben sie ihn ermordet!“

Die erschreckten Zuschauer sammelten sich um sie; vergebens suchte man ihr Hülfe zu bringen: das Leben hatte die schöne, zarte, aber zu gebrechliche Hülle verlassen; man hob eine Leiche auf.

Drei Wochen später erhielt die Mutter der unglücklichen Clara einen Brief aus Algerien, im welchen ihr mitgetheilt wurde, daß ihr Sohn mit seinen Begleitern in einen Hinterhalt gefallen wäre und daß die Araber ihre Leichen mit abgeschnittenem Kopfe zurückgelassen hätten. — —

Wir überlassen hier die Leser ihrem eignen Nachdenken; sie werden selbst zu beurtheilen im Stande sein, wie weit sie diesen Wundern des Magnetismus Glauben schenken dürfen. Ungeachtet alles Charlatanismus und aller magnetischen Gaukeleien werden sie doch zugestehen müssen, daß, wenn die somnambule Clara auch wirklich bisher mit einem Helfershelfer im Einverständniß gewesen wäre, jedenfalls doch ihre letzte Intuition und ihr tragisches Ende etwas ganz Außerordentliches hatte.

Dieser Fall, welchen wir ganz ungeschmückt wiedererzählt haben, scheint den Beweis zu liefern, daß der Magnetisirte die an ihn gerichteten Fragen richtig und oft mit überraschender Genauigkeit beantwortet; daß sein Gedankengang ein durchaus klarer und daß seine Gehirnthätigkeit von der Art ist, daß sie bei ihm nicht, wie manche Fanatiker des Magnetismus behauptet haben, das Vermögen einer Fernsicht in die Zukunft entwickele, wohl aber die Gabe, durch Ereignisse, welche in demselben Augenblicke an weit entfernten Orten Statt fin-

den, plötzlich impressionirt zu werden. Das Gefühl oder die Empfindung einer in weiter Entfernung vorgehenden Begebenheit, welche bei manchen Personen sich zeigt, ist keineswegs eine unerklärliche Thatsache; die Theorie des attractiven Nervenfluidums, von welcher später noch näher die Rede ist, giebt uns vielleicht den gewünschten Aufschluß. —

Elftes Capitel.

Der Magnetismus der Augen oder des Blickes.

Die Macht des Blickes war schon im entferntesten Alterthume bekannt und gewürdigt. Mehre Professoren wußten dieselbe zu benutzen, um Schüler um sich zu versammeln und ihre Lehren zu verbreiten; mehre große Heerführer bedienten sich ihrer um Menschen zu beberrschen und sich Gehorsam zu verschaffen. — Es wird erzählt, daß Pythagoras die Aufmerksamkeit seiner Schüler während einer langen Demonstration hauptsächlich durch die Gewalt seines Auges rege erhielt. — Alexander von Macedonien verdankte den Sieg bei Arbela dem Feuer seiner Blicke, mit welchem er seine Phalanx entflammte. — Augustus warf bei seinem Zuge über die Alpen einen Mörder, der ihm in einen Abgrund zu stürzen beabsichtigte, durch einen Blick auf die Knie vor sich nieder. — Durch das aus Marius Auge entstrahlende Feuer bezaubert, ließ der zu seiner Ermordung in den Gefängnissen von Minturnae abgesandte Cimber den Dolch fallen und verbarg sein Gesicht in den Falten seines Mantels. — Nur

durch die Macht seines Blickes warf der ehrwürdige Coligny die ersten Soldaten, die zu seiner Ermordung abgesendet waren, zu seinen Füßen nieder.

„Das Auge,“ heißt es in einem interessanten Aufsatze in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Heerde“, — „ist der Spiegel der Seele; es ist ihr Dolmetscher. Wie wir uns von dem Tone der menschlichen Lippen hier angezogen, dort abgestoßen fühlen, so übt dies Auge eine geheime Anziehungskraft auf uns, während jenes uns abschreckt.“

„Ein junger Arzt mit treuen, ehrlichen Augen, welcher überseeische Länder besucht hatte, erzählte uns einst, daß ihm im Umgange mit Malaien der schiefe Blick dieser Menschen aufgefallen sei. Während sie im Gespräche mit ihresgleichen sich offen und gerade anschauten, wichen sie beständig seinem Blicke aus. Als er den Grund davon zu erforschen suchte, erklärte ihm ein junger Malaie: der Blick der Europäer habe etwas ihnen Unerträgliches.“

„Das Geheimniß der berühmten Bändiger reißender Thiere liegt theilweise in ihrem Blicke. Gewisse Schlangen bringen bekanntlich durch scharfes, stechendes Anschauen auf Vögel einen betäubenden Eindruck hervor. Es giebt Augen, die uns lähmen, die uns verlegen machen, zersetzend in unsre Gedanken einschneiden, deren Blicke wie vergiftete Pfeile in unsre Seele fallen, während andere uns warm und angenehm berühren, redselig, mittheilsam machen, unser Vertrauen, unsre Zuneigung erwecken. Welch' ein Himmel spricht aus manchem Auge, welche dämonische Magie aus dem andern! Es giebt keinen Zustand der Seele, welcher nicht durch die Sprache der Augen seinen Ausdruck fände. So gewiß blickt der hoffende, in die Zukunft denkende Mensch gen Himmel, wie der betrübte, in der Erinnerung lebende, den Blick zur Erde senkt!“

„Bei allen edlen Menschen giebt sich die Sprache des Auges durch ein eignes Maß zu erkennen. Es lassen sich keine Regeln dafür aufstellen. Das Auge senkt und hebt den Blick nach innern Gesetzen der Seele; es redet, wenn der Mund schweigt; es ist stumm, wenn das Wort über die Lippe gleitet; es begleitet den Ton, je nach den zartesten Bewegungen des innersten Gemüths. Die Sprache des Mundes läßt sich lehren; selbst das liebliche Steigen und Fallen

der Töne ist der künstlichen Aneignung fähig. Die Sprache der Augen ist dem Menschen angeboren. Den Accent der Blicke lernt man nicht in der Schule, ihren Schmelz erkauft Niemand durch künstliche Mittel. Er geht manchmal verloren da, wo er vorhanden war. Die Sprache der Augen kann zerstört werden durch die Lüge gegen sich selbst. Und dennoch wird selbst in solchen Fällen noch ein einziger Blick zum Verräther an dem ganzen Menschen.“ — —

„Warum drücken wir dem Gestorbenen die Augen zu? Weil der starre, seelenlose Blick unschön. Man sollte auch auf die Augen mancher Lebenden manchmal die Finger legen, um sie minder häßlich zu machen!“

„Die Sprache der Augen, die angelernt ist durch Erziehung, Koketterie, seinsollende Genialität, ist bald in ihrer Lüge erkannt, ebenso wie Diejenigen, die zu verrathen wünschen, daß sie schöne, sprechende Augen haben und mit ihnen ewig blinzeln und ihre Wirkung erproben wollen, sich den Zauber, den sie damit ausüben könnten, nur zerstören.“ —

Die berüchtigte Lais erprobte die magnetische Wirkung ihrer Augen auf die Schaaren von Anbetern, welche der Ruf ihrer Schönheit nach Corinth lockte, oftmals; ein einziger Blick genügte, um die Kältesten ihr zu Füßen zu führen, und ein Philosoph, welcher sich bis dahin für gepanzert gegen die Reize der Schönheit gehalten hatte, gestand, daß er durch die ihren Augen entflohenen Pfeile besiegt sei. — Die nicht weniger berüchtigte Phryne, von dem schändlichen Hierophant, dem sie sich nicht hatte ergeben wollen, der Gottlosigkeit beschuldigt, wurde vor den Areopag geführt, und als sie eben zum Tode verurtheilt werden sollte, rettete sie ihr Leben nur durch die bewundernswürdige Vollkommenheit ihres Körpers und den süßen Magnetismus ihrer Blicke; die ernsten Areopagiten, zum größten Theile Greise, konnten diesem magischen Zauber nicht widerstehen.

Noch merkwürdiger ist folgende Begebenheit. Irene, eine junge Griechin von entzückender Schönheit, hatte das Herz Mahomet Bojuk's entzündet und dieser wilde Krieger vergaß über seiner heißen Liebe seines Ruhmes und seines Reiches. Das Heer murrte; das aufgereizte Volk verlangte den Kopf des jungen

Mädchens, deren Reize den Muth des Eroberers in Weichlichkeit verkehrte. Der Sturm wollte losbrechen, als der Sultan das Volk in den Hippodrom versammelte und ihm versprach, sein Verlangen zu erfüllen.

Eine ungeheure Menge war zusammengeströmt; der Sultan erschien auf einem prachtvollen Wagen, Irene zu seiner Seite, den Kopf mit einem dichten Schleier verhüllt. „Volk und Krieger," rief Bojuk, „hier ist das Schlachtopfer, nach dem Ihr verlangt; seid nun zufrieden!" Und damit riß er ihr den Schleier vom Kopfe und befiehlt dem Henker, ihr den Kopf abzuschlagen.... Aber welch' schönes Gesicht! Die Morgenröthe war nicht so frisch, als ihre Wangen; der Morgenstern nicht so glänzend, als ihre Augen; nie hatte ein Gläubiger etwas Schöneres, Lieblicheres gesehen! Durch den reizvollen Blick des köstlichen Wesens magnetisirt, rief das eben noch so blutgierige Volk mit tausend Stimmen um Gnade; aber ach! zu spät; das Opfer war bereits gefallen. —

Durch die Macht ihres Blickes gelingt es manchen Menschen, die wildesten Thiere zu zähmen und die stärksten Bestien zum Zittern zu bringen. Auf dem Lande, namentlich in Belgien und Frankreich, trifft man zuweilen Schäfer, welche die wildesten Hunde bezaubern zu können behaupten und ihr mörderisches Gebiß nicht fürchten. Und wirklich jagen sie, zum großen Staunen der Bauern, die bösesten Hunde in die Flucht, indem sie sie nur ansehen. Ein Reisender sagt darüber: „Ich sah einen Schäfer, welcher einen ungeheuer großen, sehr wilden Wolfshund behexen zu wollen vorgab. Anfangs machte der Mann einige heftige Bewegungen, reckte sich und zuckte mit dem ganzen Körper, um die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich allein zu ziehen; der Hund hörte auf zu bellen und blitzte den Schäfer an: dieser tauchte, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, seine Augen in die des Hundes und seine Blicke verließen den letztern nicht mehr. Offenbar beängstigt durch diesen unbeweglichen, funkelnden Blick, wurde das Thier unschlüssig, furchtsam, entfernte sich rücklings, als der Schäfer auf ihn zuging, lief endlich laut winselnd davon, indem er sich öfters umsah, und verkroch sich zuletzt in einem Heuhaufen."

Die Bewohner des modernen Rom hatten vor mehren Jahren Gelegenheit, sich von der Augenkraft oder projectiven Kraft des berühmten Toreador Cincinella zu überzeugen. Als eines Tages in der Giostra die andern Stierkämpfer, vor dem wüthenden Büffel fliehend, über die Schranken hinwegsprangen, blieb Cincinella allein in der Arena und hemmte mit einem Blicke den tollen Lauf des wilden Thieres. Schäumend von Schweiß, senkte das Ungeheuer den Kopf, entfernte sich langsam und ließ seine Wuth an den Steinen der Umfassungsmauer aus.

Bekannt sind jene drei außerordentlichen merkwürdigen Männer, die muthvollen Bändiger wilder Bestien und Ungeheuer: Martin, Carter und van Amburgh. Diese Männer zeigten auf ihren Reisen durch Europa gezähmte Hyänen, Tiger, Panther, Leoparden, Löwen u. s. w., mit denen sie spielten, wie der Herr mit seinem Hunde. Besonders war es Carter auf eine überraschende Weise gelungen, seine Bestien zu einem Grade von Zahmheit zu bringen, wie man früher noch nicht gesehen hatte. In den zahlreichen Vorstellungen, welche er auf verschiedenen Theatern gab, ritt er auf einem gewaltigen majestätischen Löwen, dessen Mähne bis auf den Boden hinabhing; auf seinen Befehl legte sich das Thier zu seinen Füßen und stand wieder auf. Dann steckte der Thierbändiger seinen Arm und darauf seinen Kopf in den weiten Rachen des prächtigen Thieres und ließ sich dann von ihm lecken, so sanft, wie ein dankbarer Hund die Freundeshand leckt, die ihn liebkos't. Die Vorstellung mit dem Tiger war noch schrecklicher: das furchtbare Raubthier erscheint auf einem Felsen, stößt ein dumpfes, röchelndes Gebrüll aus, mit klaffenden Nüstern, mit flammenden Augen, mit weit geöffnetem Rachen, aus welchem eine Doppelreihe furchtbarer, weiß blinkender Zähne hervorschaut; er bemerkt seinen Herrn (Carter) auf dem Theater liegend; mit einem einzigen Satze springt er auf ihn zu und wirft sich über ihn her, wie wenn er ihn zerreißen wollte. Diesem furchtbaren Angriffe setzt Carter nur ruhige, freundliche Blicke entgegen; er lächelt ihn an, streckt die Arme nach ihm aus, und der Tiger beruhigt sich, wird ruhig und sanft wie ein furchtsames Lamm, legt sich zur Seite seines Herrn und giebt, indem er seine

scharfspitzigen, gewaltigen Krallen zurückzieht, seinem Bändiger Sammetpfötchen. Nach mehreu andern Exercitien dieser Art streckte sich Carter, um die Gelehrigkeit seines Tigers zu zeigen, auf dessen Körper lang aus, spielte mit seinem Rachen, mit seinem Schweife; ließ ihn sich, wie eine Katze zusammenlegen, und setzte sich auf ihn wie auf ein Kissen. Die Zuschauer, ob des Gesehenen noch schaudernd, fragten sich bei'm Heimwege selbst, ob dies ein Zaubergebild oder Wirklichkeit gewesen sei.

Heiterer, aber nicht weniger merkwürdig ist die folgende Anekdote, welche einen schlagenden Beweis von dem gewaltigen Einflusse des menschlichen Auges auf die Thiere giebt.

Ein Engländer aus Cornwall, Bill Padsor mit Namen, hatte mehrfnch Gelegenheit gehabt, unter verschiedenen Verhältnissen die Wirkung seines Blickes auf die Angehörigen der zahlreichen Hunde zu erproben. Von der Gewalt seiner Augen auf die nobeln Vierfüßler überzeugt, ging er nach London und machte hier bekannt, er wolle zwei gegen eins wetten, daß die bösartigsten, bissigsten Hunde bei seinem Anblicke davonlaufen oder ihn höchstens von Weitem anbellen würden, ohne zu wagen, nach ihm zu schnappen oder ihn zu beißen. — Anfänglich lachte man über diesen neuen Industriezweig; dann wagten sich doch einige Fleischerburschen, durch den Köder eines möglichen Gewinnes angelockt, an die Wette. Diese wurde öffentlich ausgemacht; die Metzger verloren. Padsor erlangle durch mehre andere Wetten dieser Art, welche er gleichfalls gewann, ein hübsches Vermögen und einen gewissen Ruf. Sein Namen drang bis in die höheren Kreise der Gesellschaft, in denen der Unglaube gewöhnlich Herr ist. Ein reicher Lord, großer Hundeliebhaber, welcher mehre Hunderte dieser Thiere in seinen Zwingern hielt, hatte den Einfall, die eigenthümliche Gabe des berühmten Hundeverscheuchers zu erproben; er ließ diesen demnach in seine Wohnung kommen und bot ihm eine Wette von fünftausend Pfund Sterling an, unter der Bedingung, daß er ein Dutzend Bulldoggen auf sich hetzen lasse; im Falle er, Padsor, verliere, solle er dem Lord Nichts bezahlen.

„Meinetwegen hetzen Sie mir Ihre ganze Meute auf den Hals, Mylord, wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagt das Walliser Kind.

Die Wette wurde angenommen und auf acht Tage später verabredet.

Während dieser Zwischenheit ließ der Lord etwa zwölf seiner besten Hunde darauf abrichten, die Waden einer mannesgroßen Puppe zu packen und zu zerreißen. Der für Humanität erglühende edle Lord wollte keineswegs den Tod des frechen Gauklers, er wünschte nur, ihm mit der Verstümmelung seiner beneidenswerth kräftigen Waden eine tüchtige Lection zu geben und ihm damit für die Zukunft die Lust zu vertreiben, die Leichtgläubigkeit des Publicums zu mißbrauchen.

Ein Local wurde gemiethet und passend eingerichtet; die Journale und Zeitungen kündigten ein außerordentliches, noch nie gesehenes Schauspiel an. Mylord lud eine große Zahl seiner Freunde und eine Menge junger Damen ein, welche Letztere in London ebenso neugierig sind, als in Paris, Berlin und Wien. Man mußte sich ja auf Kosten eines armen Teufels amüsiren! — Mylord sagte zu den Damen: „Wir Engländer sind zu große Menschenfreunde, zu große Thierliebhaber, wir sind zu human, als daß wir uns an Stiergefechten ergötzen könnten, wie dies in Spanien geschieht. Diese Spiele, bei denen stets Blut fließt, zeugen von einem blutgierigen Character des Volkes. Indessen können Sie, meine Damen, ohne Ihrer Blutscheu, einer werthvollen Eigenschaft der civilisirten Nationen, zu nahe zu treten, an dieser unschuldigen Zerstreuung dreist Theil nehmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß nur für die Weichtheile der Beine des Kämpfers Gefahr vorhanden ist, und Sie wissen ja, „schloß er lächelnd, „wie viele Menschen sich ohne Waden behelfen müssen!„

Außer diesen Einladungen ließ Se. Lordschaft noch an allen Ecken Zettel mit der Ankündigung anschlagen, daß diese Vorstellung öffentlich und kostenfrei für diejenigen Plebejer gegeben werde, welche sich durch Zeugnisse als Hundeliebhaber legitimiren würden.

Als der bestimmte Tag erschienen war, drängte sich eine zahlreiche Menge in dem Locale, welches nach altrömischen Vorbildern in eine Arena für Thier-

kämpfe eingerichtet worden war, bis auf den Unterschied, daß das Amphitheater aus Bretern bestand und daß die Zuschauer keine Römer waren. Ein dumpfes Gemurmel verkündete den Eintritt des Kampfhelden. Allgemein erwartete man, einen Körper von gigantischen Verhältnissen, einen cyklopischen Bau, oder doch wenigstens die athletischen Formen des farnesischen Herkules zu erblicken; statt dessen präsentirte sich den neugierigen Augen ein kleiner, untersetzter, nicht sehr kräftig gebauter Mann. Von allen Seiten erhob sich ein Spottgelächter; eine Fluth von guten, mehr aber noch von schlechten Witzen ergoß sich über das Haupt des armen Billy Padfor; doch pflanzte sich dieser, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, unbekümmert um die Zuschauer und höchst kaltblütig, fest wie ein Pfahl mitten in die Ringbahn, zog einen Kreis um sich herum, und wartete mit festem Auge, die Fäuste wie zum Boxerkampfe ausgestreckt, ruhig der kommenden Dinge.

Auf that sich der Zwinger: Vier gewaltige Fanghunde von der Mastiffrace (Bullenbeißer) stürzten auf ihn los, blieben aber ganz plötzlich, etwa zwei Schritt vor ihm stehen, so daß sie sich überschlugen, und wagten nicht, näher heranzutreten.

Gleich darauf wurden sechs mächtige Bulldoggen auf ihn losgelassen, und warfen sich, durch lauten Zuruf angehetzt, auf seine Waden, ihren Zielpunct. Aber sie wagten es ebenfalls nicht den magischen Kreis zu überschreiten, in welchem Padfor sich isolirt hatte.

Einen Augenblick später saus'ten sechs andere Bulldoggen herein; aber auch diese Meute begnügte sich, um den Mann herumzuspringen und ihn in einiger Entfernung mit unterdrückter Wuth anzuknurren. Die ganze Zuschauerversammlung war von athemlosem Staunen ergriffen; Niemand lachte mehr; Aller Augen waren auf den Hexenmeister gerichtet: Da wurde die Thür nochmals weit geöffnet, und eine zahllose Menge Hunde überschwemmte den Kampfplatz: man sah da die verschiedensten Racen repräsentirt, Hatzhunde, Windhunde, Bracken, Beller, Saufänger, Wolfshunde, Schweißhunde u. s. w., alle von großem Wuchs und drohendem Rachen.

Ein unwillkürlicher Schauder bemächtigte sich der Zuschauer. Sicherlich mußte der Verwegene zerrissen werden! Aus den Bänken, wo die Damen saßen, rangen sich Schreckensschreie in die Luft, doch ohne Grund, denn kein einziges von den Thieren wagte es, den Kreis zu überschreiten. Die Bestien konnten Nichts als heulen, bellen, hin- und herspringen, und Padsor, von diesem Gürtel von lebenden, sich gegenseitig anreizenden Hunden umgeben, blieb so ruhig, wie ein Sultan unter den schmachtenden Odalisken seines Serails. Plötzlich belebten sich seine Augen; eine grüne Flamme schien aus ihnen hervorzuleuchten: man hörte einen leisen Pfiff, das Bellen hörte auf, die Hunde spitzten die Ohren und ließen die Schwänze hängen. Ein zweiter Pfiff wurde gehört: da stürzten die Hunde, wie wenn ein panischer Schreck unter sie gefahren wäre, auf einander zu, bissen sich, heulten und winselten und liefen davon, als wenn sie geprügelt worden wären. Die Windhunde setzten über die Barrièren weg: die behendesten der andern folgten ihrem Beispiele; nach allen Richtungen hin laufend suchten sie sich einen Weg durch die Zuschauer zu bahnen, theilten rechts und links Bisse aus, warfen hier einen Mann um, setzten dort über einen andern weg; die Frauenzimmer schrieen, wurden ohnmächtig; die Männer fluchten und schimpften aus vollem Halse; das Geheul hallte von allen Seiten wieder und der Lord suchte, ganz wüthend und außer Fassung gebracht, mit Hülfe seiner Leute durch lautes Rufen die Flüchtigen zum Stehen zu bringen; allein vergebens.

In diesem Höllenlärme, in diesem betäubenden Getöse gab es allerdings zerbissene Waden, doch wären dies nicht die von Bill Padsor; allerdings floß Blut, aber nicht das seine. Er verließ die Arena als Sieger, mit unverletztem Untergestell, und Mylord hatte fünftausend Pfund weniger in der Tasche. Man sagt, daß von diesem Tage blutigen Andenkens ab derartige Spiele in ganz Großbrittannien verboten worden seien. —

Vor einigen Jahren war in einer wissenschaftlichen Zeitschrift von einem Gymnasial-Inspector die Rede, dessen Blick so schrecklich war, daß ihm keiner seiner zahlreichen Schüler jemals in's Gesicht sehen konnte. Ein achtzehnjähri-

ger Aspirant der Philosophie wettete mit einigen Mitschülern, daß er diesen Blick aushalten würde; er benutzte, um dies zu beweisen, einen Tag, an welchem der Inspector ihm einen Verweis ertheilte. Kaum trafen aber ihre Augen aufeinander, als der Gymnasiast die seinigen niederschlagen mußte; doch heftete er sie wieder auf die des Andern mit dem festen Willen, nicht wieder zu weichen: da fand eine Art Zusammenstoß zwischen den beiden Blicken Statt und die Augenprojection des Studieninspectors drang in die Augenhöhlen des Schülers so tief ein, daß dieser lebhaften Schmerz empfand, schwindlig wurde und besinnungslos zu Boden fiel.

In einer Gesellschaft von Studirenden der Medicin war der Herausgeber vor mehren Jahren Zeuge einer Projection durch den Blick, deren Gewalt dem, auf den sie gerichtet war, laute Schmerzenstöne entriß. Nachdem ich mit den jungen Leuten über Magnetismus geplaudert hatte, sagte der Eine von ihnen zu mir:

„Sie müssen Zeuge der Wirkung eines Blickes sein, welche so merkwürdig, als unerklärlich ist: Ferdinand, der dort in der Ecke am Kamine seine Cigarre raucht, kann die Blicke seines Commilitonen Alfred nicht ertragen."

Sogleich suchten Mehre aus der Gesellschaft Ferdinand zu bewegen, den Versuch anzustellen. Er schlug es rundweg, doch in launiger Weise, ab. Seine Commilitonen bestanden darauf. „Ihr wißt, welche Leiden mir die Geschichte verursacht, „antwortete er," laßt mich also in Ruhe!"

Den Grund dieser Weigerung nicht beachtend, ergriffen ihn mehre seiner Kameraden bei Armen und Beinen, setzten ihn auf einen Stuhl und hielten ihn, seines Sträubens ungeachtet, auf demselben in sitzender Stellung fest. Dann stellte sich Alfred vor ihn, mit auf der Brust gekreuzten Armen, und heftete seine grünlichen Augäpfel unbeweglich auf die Augen Ferdinand's. Dieser senkte, um der schmerzhaften Projection zu entgehen, den Kopf, schloß die Augenlider, öffnete sie wieder, schloß sie nochmals, tiefe Seufzer ausstoßend; dann kam ein Augenblick, in welchem seine Augen sich auf die seines Quälgeistes hefteten und in dieser Stellung blieben, ohne Kraft, die Augen zu schließen, oder den Kopf

zu senken, durch diesen Blick beherrscht, dessen grünlicher Blitz in den Grund seiner Augenhöhle drang. Es währte nicht lange, so drückten seine Züge Schmerz nnd Schrecken aus; er ließ einen kläglichen Schrei hören, bewegte sich zuckend und fiel in Ohnmacht. Seine Commilitonen suchten ihm nun ein Glas Punsch einzuflößen, doch vergeblich; seine Kinnbacken waren convulsivisch geschlossen. Der arme Bursche war in einem Zustande von extremer Erregung: sein bleifarbenes Gesicht triefte von Schweiß und doch zitterte er wie ein Erfrorener.

Nach einer halben Stunde verschwanden diese Symptome, und der übrigens zart und schwächlich constituirte Körper des jungen Arztes wurde bald wieder ruhig. —

Zärtliche, wollüstig verlangende Blicke rufen einen Magnetismus der Liebe hervor, welcher seine Wirkung nur selten verfehlt. Wir können fast täglich sehen, wie nichts weniger als schöne junge Männer mit ihren Blicken junge Mädchen bezaubern und sie liebestoll machen. Mögen auch ihre Freundinnen sagen: — „Dein Geliebter ist häßlich; Du hast bei Deiner Wahl eben keinen guten Geschmack bewiesen!“ — so antwortet das Mädchen: — „Du hast wohl recht; allein seine Augen erglänzen von einer so zärtlichen Flamme; sein feuchtes Auge drückt so viel Liebe und Güte aus....“

Besonders im Auge des Weibes liegt die Macht des Magnetismus der Liebe, und wenn es wahr ist, daß das Weib die Bewegungen seines Innern durch seine Blicke besser auszudrücken weiß, als der Mann; wenn es dem Letztern in der Mimik seiner Augen wirklich überlegen ist, — wer wollte da diesen weichen, tiefen, schmachtenden, zugleich keuschen und wollüstigen Blicken widerstehen? Wir sprachen bereits von den Wundern, welche Lais und Phryne durch ihre Augen verrichtet; es giebt noch unendlich viele Beispiele von Frauen, welche, obgleich mit einer gerade nicht sehr liebenswürdigen Physiognomie bedacht, heftige Leidenschaften in Mannesherzen entzündet haben. Selbst Frau von Maintenon wußte, wenn man einer aus jenem Zeitalter herrührenden

Chronik glauben darf, bis in ihr hohes Alter hinein mit dem Feuer ihrer Blicke die ersterbende Neigung ihres königlichen Liebhabers wieder anzufachen.

Diese bald unerträgliche, schreckliche, bald süße und wohlthuende Macht des Blickes wird im Allgemeinen vom Schnitte der Augen, von der Farbe der Regenbogenhaut, von der Menge und der Kraft des ausströmenden Nervenfluidums bedingt. Ohne hier auf eine genauere Beschreibung des Sehorgans eingehen zu können, wollen wir doch den Mechanismus der Augenprojection kurz zu erklären suchen.

Die Lichtstrahlen, welche von einem gesehenen Gegenstande zu dem auf ihn gehefteten Auge gehen, gelangen nicht alle zu dem Hintergrunde dieses Organs, zu der Netzhaut; diese letztere nimmt blos diejenigen auf, welche zur Entwerfung eines Bildes von diesem Gegenstande nöthig sind; die übrigen Strahlen werden durch den Theil des Auges zurück geworfen, welchen wir die Sklerotica oder weiße Hornhaut nennen, und zwar unter einem Winkel, welcher dem Einfallwinkel gleich ist. Diese Reflexion übt in Verbindung mit der Projection des Nervenfluidums, je nach ihrer Intensität, auf das fremde Auge eine mehr oder weniger vollständige zauberähnliche Wirkung aus.

Die Form der Augen ist für die Projection keineswegs gleichgültig; die runden Augen mit grünlichem Reflex sind die mächtigsten wo es gilt, Furcht und Schrecken einzujagen und den Blick, der es wagt, sich auf sie zu heften, zum Weichen zu bringen. Mehrfachen Beobachtungen zufolge empfindet von zwei Personen, welche grüne Augen haben, und sich eine gewisse Zeitlang gegenseitig scharf ansehen, ohne die Augen niederzuschlagen, die schwächere einen lebhaften Schmerz in der Augenhöhle und muß die Augen senken.

Die Thierbändiger und Schlangenfänger ꝛc. haben gewöhnlich runde, grünlich schimmernde Augen. Die Geschichte des Alterthums erzählt eine Menge Beispiele von der Kraft der Augen, die zum größten Theil so wunderbar sind, daß wir sie für übertrieben halten müssen. Die Cureten, die Korybanten magnetisirten Tiger und Löwen durch ihr Gebehrden und ihre Blicke und spannten sie dann bei ihren betäubenden Festen an die Wagen. Die Psyl-

len und die Marsen bezauberten die gefährlichsten Reptile und spielten mit ihnen wie Kinder mit ihren Puppen. Ihr Bezauberungskraft war so bekannt, daß sich Seneca auf einer Reise in Afrika von einem Psyllen begleiten ließ um dadurch gegen den Biß der dort so häufigen Schlangen gesichert zu sein. — Plinius versichert in dem Tone der Ueberzeugung, daß zu seiner Zeit Menschen existirten, deren Blick allein Krankheit und Tod bringend war. — Auch Virgil glaubte an diese mörderischen Wirkungen des „bösen Blicks" auf die Heerden; Lucrez, Ovid und Tibull geben sogar Mittel an, mittelst deren man solche Blicke vermeiden, und falls dies nicht möglich war, ihre schlimmen Wirkungen verhüten könne. — Die Philosophen Didymus und Philarch wollen Menschen gesehen haben, deren Blicke wilde Thiere, welche auf sie losgelassen waren, bannte und zu fliehen veranlaßte. Alle diese Thatsachen lassen sich durch den Magnetismus des Blickes in mehr oder weniger genügender Weise erklären. — Der Reisende Dumont erzählt, daß es in Asien Menschen giebt, deren Blicke wie vergiftend wirken, indem sie fast stets Krankheit und Tod verursachen; die Landbewohner fürchten diese Menschen so, daß sie an den Hausthüren kleine Statuen von Wachs aufstellen, eine Art Reliquie, welche gegen solche giftige Blicke schützen sollen. Derselbe Reisende erzählt folgende Thatsache, welche übrigens unstreitig in das Reich der Fabeln verwiesen werden muß.

„Einer von jenen Zauberern hatte ein so mörderisches Auge, daß er aus der Ferne Menschen und Thiere, auf welche er seinen Blick heftete, umstürzte und sogar tödtete. Der König des Landes, welcher davon benachrichtigt worden war, ließ den Mann holen, stellte ihn sechs zum Tode verurtheilten Mördern gegenüber und befahl ihm, an denselben die Kraft seines Blickes zu erproben. Der Zauberer gehorchte, und die Unglücklichen verfielen in Krämpfe und sanken leblos um."

Im Mittelalter und noch später, wo man überall Mirakel und Hexenkünste sah, finden wir mehre Beispiele von Individuen, welche wegen der Wirkung ihrer Blicke als Zauberer und Hexen verurtheilt wurden. So wurde u. A. im Jahre 1660 zu Neapel ein Unglücklicher lebendig verbrannt, weil er dadurch, daß er

starr in die Augen zweier junger Mädchen gesehen, dieselben getödtet hatte. Zu **la Bresse** in Frankreich büßte ein alter Schäfer, welcher überführt war, die Heerden seines früheren Herrn mit seinen Blicken verhext zu haben, dieses imaginäre Verbrechen durch den Tod auf dem Rade.

Selbst noch in unsern Tagen sieht man auf dem Lande häufig alte Weiber und alte Bettler, welche in dem Rufe stehen, durch ihre Blicke Krankheit und Unglück hervorrufen zu können. Die furchtsamen Landbewohner suchen sie durch halberzwungene Almosen los zu werden. Schon oft wurden furchtsame Frauen und Leichtgläubige von den düstern Blicken, welche solche Unglückliche, unzufrieden mit der erhaltenen Gabe, beim Weggehen auf sie warfen, so erschreckt, daß sie in eine schwere Krankheit verfielen. Diese Erscheinung erklärt sich durch den Schrecken auf der einen und die Augenprojection auf der andern Seite. — Bekannt ist es, daß man namentlich in Italien und Portugal den Einfluß des „bösen Blickes," des „**mal occhio**" selbst in höheren Ständen fürchtet.

Dieser Magnetismus, diese wunderbare Wirkung des Blickes ist nicht ausschließlich auf den Menschen beschränkt; er findet sich auch bei den Thieren und manche derselben besitzen ihn in einem Grade, daß sie die Sinne des Menschen verwirren, seinen Gang aufhalten und ihn in starren Schreck jagen.

Ein neuerer Reisender erzählt folgende Begebenheit aus Indien: „Eines Tages nahm ich an einer Tigerjagd Theil. Ich verbarg mich hinter einem Felsen, um das Thier besser belauern und ihm eine Kugel aus meiner Büchse zusenden zu können. Doch blieb die Bestie aus; des Wartens überdrüssig, wollte ich eben den Felsen hinaufklettern, als ich plötzlich mir gerade gegenüber den Kopf des Tigers erblickte, dessen Augen in grünlichem Feuer brannten. Bei diesem Anblicke lief mich ein kalter Schauer über den ganzen Leib; ich blieb bewegungslos, wie an den Boden genagelt, meiner selbst kaum mehr mächtig. Glücklicherweise krachte es plötzlich ganz in der Nähe, und das Ungeheuer eilte davon; sonst würde ich, ohne den geringsten Widerstand leisten zu können, zerrissen worden sein, einen solchen gewaltigen Eindruck hatten die Augen des Thieres auf mich gemacht."

Manche nervöse, zart constituirte Personen können keine Kröte, kein unschuldiges Reptil, keine Spinnen sehen, ohne davon auf's Unangenehmste afficirt zu werden; manche Leute werden darüber sogar ohnmächtig. — Der durch mehre naturwissenschaftliche Schriften bekannte Abbé Rousseau erzählt, daß als er eines Morgens mit einer unter einer Glasglocke befindlichen Kröte Versuche anstellen wollte, das Thier, wie wenn es seine Absicht errathen hätte, sich auf die Hinterbeine erhob, seinen Körper aufblähete, und ihn mit seinen großen weit hervorstehenden Augen so funkelnd anglotzte, daß der arme Abbé plötzlich von einer allgemeinen Schwäche ergriffen wurde; kalter Schweiß trat auf seine Stirn und er sank ohnmächtig um.

Die Wirkung, welche Schlangen durch ihr Anstarren auf kleinere Thiere ausüben, läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen. Viele neuere Beobachter haben sich davon überzeugt, daß eine Schlange den Vogel in seinem eignen Neste durch ihren Blick festbannte und verschlang; oder daß sie, um einen Zweig gewickelt, unter lautem Zischen ihre durchbohrenden Augen auf das schwache Thierchen heftete, welches von Zweig zu Zweig, immer tiefer herabflattert, ohne fliehen zu können, und zuletzt von Schwindel ergriffen, ohne Kraft in den Rachen des Reptils fiel, eine willkommne Beute.

Ein höchst interessantes Beispiel von dem in neuester Zeit öfters bezweifelten zauberähnlichen Eindrucke der Klapperschlange theilt ein glaubwürdiger englischer Reisender mit, dessen vor Kurzem erschienenem naturwissenschaftlichen Reisewerke über den fernen Westen von Amerika wir dasselbe entnehmen. — — „Plötzlich wurde unsre Aufmerksamkeit durch ein lautes Kreischen erregt, welches wir Alle sofort als die Stimme der blauen Elster erkannten. Es liegt nichts Ungewöhnliches darin, diesen Vogel einen halben Tag über kreischen zu hören, denn er läßt sich eher aufregen, als irgend ein anderes gefiedertes Geschöpf. Aber er stößt einen ganz eigenthümlichen Schrei aus, wenn etwas Ungewöhnliches in der Nähe ist, und sein Ton ist äußerst unangenehm und durchdringend, wenn ihn ein übermächtiger Feind in Furcht setzt. So war es jetzt und aus diesem Grunde erregte er meine Aufmerksamkeit und die meiner Gefährten."

„Wir blickten nach der Stelle und konnten die Aeste eines niedrigen Baumes in Bewegung und die schönen, himmelblauen Schwingen des Vogels, der unter ihnen hin- und herflatterte, sich ausbreiten und wieder schließen sehen. Sonst bemerkten wir Nichts an dem Baume, das heißt, keinen Feind des Vogels; ebensowenig wie auf einem von den übrigen in der Nähe befindlichen Bäumen. Als wir jedoch nach dem Boden blickten, bemerkten wir sofort, was die Elster so zum Schnattern gebracht hatte; ein häßliches Reptil, eine Schlange glitt langsam auf der Erde hin durch das Gras und das dürre Laub, ohne auch nur ein Rascheln zu verursachen. Von Zeit zu Zeit hielt sie an, erhob ihren Hals, senkte ihren platten, sargförmigen Kopf gleich einem Schwane, zitterte leise in horizontaler Richtung mit demselben, berührte die krausen Blätter mit ihrer rohen Zunge, als ob sie nach einer Spur fühle — und bewegte sich darauf weiter."

„Während der häufigen Pausen, wo sie auf dem Boden ausgestreckt war, schien sie cylindrisch, von der Länge des längsten Mannes und so dick, wie ein menschlicher Vorderarm zu sein. Ihr Schwanz endigte mit einem hornigen Anhängsel von etwa der Länge eines Fußes, welcher einer Reihe von großen, gelblichen, schlechtgeformten Glasperlen, oder einem von Fleisch entblößten Theile ihrer eignen Rückenwirbel glich."

„Diese Eigenthümlichkeit verkündigte uns die Species; wir sahen vor uns die furchtbare Klapperschlange."

„Meine Gefährten verlangten begierig danach, vorwärts zu stürzen und das Ungeheuer ohne Weiteres anzugreifen. Ich hielt sie sowohl, als die Hunde zurück. Ich hatte von der Zaubermacht, welche diese Thiere besitzen, gehört; ich wußte nicht, ob ich ihr Glauben schenken dürfe, oder nicht. Hier war eine Gelegenheit, um die Wahrheit zu prüfen. Wir mußten es bald sehen."

„Wir Alle blieben bewegungslos und stumm. Die Schlange kroch weiter. Der Vogel folgte ihr zu unsern Häupten, indem er sich von einem Aste zum andern schnellte und mit offenem Halse schrie. Weder er, noch die Schlange bemerkte uns, da wir da, wo wir saßen, verborgen waren."

„Als die Klapperschlange den Fuß einer hohen Magnolia erreicht hatte, wand sie sich, nachdem sie einmal um den Baum gegangen war, und dem Anscheine nach die Rinde bespürt hatte, langsam und sorgfältig zu einem spiralförmigen Knoten dicht am Stamme. Ihr Körper zeigte jetzt das Aussehen eines gefleckten, glänzenden Schiffstaues. Der Schwanz mit seinem hornigen Anhängsel ragte unter demselben hervor und der platte Kopf ruhete auf den obersten Ringen des Körpers."

„Sie schien zu schlafen."

„Dies hielt ich für seltsam, da ich gehört hatte, daß die Zauberkraft dieser Thiere in den Augen läge. Es zeigte sich jedoch bald, daß der Vogel nicht ihr Gegenstand war, denn der letztere hörte, als er sah, daß die Schlange immer noch still lag, auf zu schnattern und flog in den Wald zurück."

„In dem Glauben, daß das Interesse der Scene jetzt vorüber sei, war ich eben im Begriffe, meine Büchse zu heben und nach der Schlange zu zielen, als eine Bewegung von ihrer Seite mich überzeugte, daß sie nicht schlief, sondern wachte."

„Sie hielt Wacht — aber auf was? vielleicht auf ein Eichhorn, denn dies ist ihre Lieblingsbeute. Ich blickte an dem Baum hinauf. Er besaß ganz das Ansehen eines Eichhörnchenbaumes, d. h., eines Baumes, auf welchem diese gelenken kleinen Thiere ihre Höhlen und Nester haben. Ja, es war ganz so, wie ich erwartet hatte. Hoch in dem Stamme befand sich ein Loch, und um die Oeffnung desselben hatte die Rinde durch die Pfoten der hinein- und herausschlüpfenden Eichhörnchen eine andere Farbe angenommen. Ueberdies bemerkte ich, als ich wieder auf den Boden blickte, daß ein kleiner, betretener Pfad, wie eine Art von Spur, durch das Gras führte."

„Gerade auf diesen Pfad lief ein Wurzelvorsprung des Baumes hinauf und offenbar stiegen die Eichhörnchen auf dieser Wurzel den Fuß des Baumes hinauf und hinab."

„Die Klapperschlange war daneben zusammengerollt — so dicht dabei, daß kein Thier vorbei kommen konnte, ohne in ihren Bereich zu gelangen. Ich hielt

mich daher überzeugt, daß sie auf das Herabkommen eines Eichhörnchens wartete, und da ich zu sehen wünschte, was geschehen würde, murmelte ich meinen Gefährten einige Worte der Warnung zu, so daß sie sich fortwährend vollkommen ruhig verhielten."

„Wir beobachteten das Loch und erwarteten jeden Augenblick, ein Eichhörnchen herauskommen zu sehen. — Endlich lugte ein kleiner, rattenförmiger Kopf vorsichtig heraus, doch blieb das Thierchen in dieser Stellung und schien offenbar nicht geneigt zu sein, sich aus der Mündung seiner Höhle hervorzubewegen."

„Jedenfalls beobachtete es uns, was es, von seinem Standpuncte aus, recht gut konnte, und hatte keine Neigung, herabzukommen. Wir wollten schon alle Hoffnung, von einem Schauspiele Zeuge zu werden, aufgeben, als unsre Aufmerksamkeit einem Rascheln im Grase zugewendet wurde. Wir blickten nach jener Seite hin. Ein Eichhorn lief in voller Eile dem Baume zu. Es wandte sich bald zwischen den gefallenen Stämmen, bald durch das dürre Laub und Gras hin und schien verfolgt zu werden."

„So war es denn auch, denn fast in demselben Augenblicke wurde sein Verfolger sichtbar — ein Thier mit einem langen, schlanken Körper, von der doppelten Länge des Eichhorns selbst und heller, gelblicher Farbe. Es war das Fichtenwiesel."

„Es lagen keine zwanzig Fuß zwischen ihnen, während sie so liefen und Beide strengten sich auf's Aeußerste an. Ich warf einen Blick auf die Klapperschlange. Sie wußte, was kommen würde. Ihr Rachen klaffte weit offen — ihr Unterkiefer war zurückgezogen, bis er ihren Hals berührte — die vergifteten Fangzähne waren entblößt und sichtbar — ihre Zunge war vorgestreckt — ihre Augen blitzten wie Diamanten und ihr ganzer Körper hob und senkte sich, wie von einem schnellen Athemholen. Sie schien sich zu dem Doppelten ihres natürlichen Umfanges ausgedehnt zu haben."

„Das nur hinter sich schauende Eichhorn lief auf den Baum zu und wie der Blitz über den Wurzelvorsprung hinan. Wir sahen die Klapperschlange den

Kopf vorstrecken, als das Thierchen an ihr vorüber lief, aber die Bewegung war so schnell gewesen, daß sie es nicht einmal berührt zu haben schien. — Gut, dachten wir, als wir das Eichhörnchen den Baum hinauf laufen sahen, und glaubten, daß es in Sicherheit wäre. Ehe es jedoch den ersten Ast erreichte bemerkten wir, daß es langsamer kletterte — dann stockte, dann gänzlich anhielt Seine Hinterfüße glitten von der Rinde ab, sein Körper oscillirte einen Augenblick, hing noch an den Vorderklauen fest und stürzte dann der Schlange in den Rachen."

„Das Wiesel war, als es die Schlange sah, plötzlich einige Fuß davon stehen geblieben, lief jetzt umher, wand seinen langen, wurmartigen Körper hin und wieder und stand zuweilen ganz aufrecht, wobei es die ganze Zeit fauchte und knurrte, wie eine erbos'te Katze. Es war offenbar wüthend darüber, daß die Klapperschlange ihm seine Beute geraubt hatte, und wir glaubten eine Zeit lang, daß es ihr eine Schlacht liefern wolle. Die Letztere blickte und erwartete seinen Angriff mit offnem Rachen. Der Körper des jetzt völlig todten Eichhorns lag bei ihr, so daß das Wiesel ihn nicht erfassen konnte, ohne in den Bereich der gefährlichen Zähne zu gelangen."

„Als das Wiesel dies sah, gerieth es offenbar in Furcht, einen Kampf mit einem so entsetzlichen Gegner zu bestehen und stellte nach einiger Zeit seine feindlichen Demonstrationen ein, bog zur Seite und sprang in den Wald zurück."

„Die Schlange streckte jetzt gemächlich die obere Hälfte ihres Körpers aus und schickte sich an, das Eichhorn zu verzehren. Sie zog das letztere seiner vollen Länge nach über den Boden, so daß sein Kopf ihr zugewendet lag. Diesen beabsichtigte sie zuerst zu verschlingen, um das Thier dem Striche nach zu nehmen, und jetzt begann sie ihn mit dem von ihren gespaltenen Zähnen herabträufelnden Speichel schlüpfrig zu machen."

„Während wir diese merkwürdige Operation beobachteten, lenkte sich unsre Aufmerksamkeit auf eine Bewegung oberhalb der Stelle, wo die Schlange lag.

„Gerade über ihr, in einer Höhe von zwanzig Fuß oder noch mehr, streckte sich eine ungeheure Liane, von der Trompeternblumenart, querüber von einem Baume zum andern. Sie war so dick, wie ein Mannsarm, und mit grünen Blättern und großen purpurnen, keilförmigen Blüthen bedeckt. — Mit diesen vermischten sich aber noch andere Dinge. Um sie hatten sich noch kleinere Schmarotzerpflanzen gewunden und wir konnten bald die schönen sternartigen Blumen der Cypressenranken erkennen. Zwischen diesen befand sich ein Gegenstand in Bewegung — ein lebender Gegenstand — ein Körper — der Körper einer großen Schlange, von fast der gleichen Dicke, wie die Liane selbst.„

„Noch eine Klapperschlange! — Nein! die Klapperschlange klettert nicht auf Bäume. — Eine solche konnte es nicht sein. Ueberdies war die Farbe der sich über die Schlingpflanze hinwindenden Schlange eine ganz andere. Sie war über und über von gleichmäßigem Schwarz und glatt und glänzend. Es war die schwarze Schlange — die Constrictor des Nordens."

„Als wir sie bemerkten, war sie in spiraligen Ringen um die Liane gewunden, wie eine riesige Schraube. Wir sahen, daß sie langsam abwärts glitt, denn die Ringe gingen diagonal von einem Bogen zum andern und ihr unterstes Ende berührte den Stamm der Magnolia etwa zwanzig Fuß vom Boden."

„Als sie diesen Punct erreichte, zog sie allmählig ihre Ringe enger zusammen, bis sie einander zu berühren schienen. Hierauf begann sie sich aufzuwickeln, und zwar mit dem Kopfe, welcher langsam zurückgedrehet wurde. Nach einer hinlänglichen Anzahl von Evolutionen waren die Ringe, bis auf ein Paar in der Nähe des Schwanzes, vollkommen verschwunden, und das Thier lag der Länge nach an der Liane."

„Es hatte dieses Manöver still und mit großer Vorsicht ausgeführt und schien jetzt inne zu halten und zu überschauen, was unter ihr vorging. Die Klapperschlange war die ganze Zeit über mit dem Eichhorn eifrig beschäftigt gewesen und hatte an nichts Anderes gedacht. Nachdem sie das Thierchen genügend beleckt hatte, streckte sie ihre purpurnen Kiefer aus und zog den Kopf ihres

Opfers herein, dehnte seinen langen Körper, soweit sie konnte, und begann ihn zu verschlingen. Nach einigen Secunden waren Kopf und Schulter des Eichhorns verschwunden."

„Plötzlich aber wurde sie in ihrer Arbeit unterbrochen, denn wir bemerkten, daß sich in diesem Augenblicke die schwarze Schlange allmählig von der Liane herabließ, bis am Baume nichts mehr, als eine einzige Schlinge ihres biegsamen Schwanzes blieb, und ihr langer, abwärts gestreckter Körper gerade über der Andern hing."

„Sie wird doch nicht die Klapperschlange, die furchtbarste Giftschlange, angreifen wollen? dachten wir."

„Aber die Constrictor verstand das besser, als wir, denn im nächsten Augenblicke sahen wir, wie sie sich zu Boden fallen ließ und mit Gedankenschnelle erschien sie in schwarzen Ringen um den gefleckten Körper der Klapperschlange gewickelt."

„Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese beiden Geschöpfe sich zuckend über das Gras ringeln zu sehen, und es dauerte einige Zeit, ehe wir erkannten, auf welche Weise sie mit einander kämpften. In Bezug auf die Größe herrschte kein bedeutender Unterschied zwischen ihnen. Die schwarze Schlange war um einige Fuß länger, aber im Körper viel schlanker, als ihre Gegnerin; dabei besaß sie aber einen Vortheil, welcher sich bald geltend machte — ihre Behendigkeit, welche zehnmal so groß war, als die der Klapperschlange."

„Wir sahen, daß sie sich leicht losmachen und nach Belieben wieder um den Körper der letztern wickeln konnte, welche sie dann jedesmal mit furchtbarer Muskelkraft zusammendrängte. Bei jeder neuen Umarmung schien der Körper der Klapperschlange zu zucken und sich unter dem erstickenden Einflusse ihrer schwarzen Gegnerin zusammenzuziehen."

„Die Klapperschlange besaß nur eine Waffe, die sie mit Wirkung hätte anwenden können — ihre Fangzähne. Diese waren bereits in den Körper des Eichhorns verbissen und sie konnte dieselben nicht gegen ihre Feindin anwenden. Wir sahen, daß sich das Eichhorn immer noch im Rachen befand; denn wäh-

rend die beiden Schlangen sich im Grase wanden, wurde sein buschiger Schweif hin und hergeschwenkt."

„Endlich näherte sich der Kampf seinem Ende; die Bewegungen der beiden Feindinnen wurden langsamer und immer langsamer. Wir konnten jetzt sehen wie sie kämpften. Wir sahen, wie seltsam es uns auch erschien, daß sich, anstatt Kopf an Kopf, Gesicht gegen Gesicht zu kämpfen, die Fangzähne der Constrictor in der Klapper der andern Schlange vergraben hatten, und noch seltsamer war es, daß sich der Schwanz der erstern mit mächtiger Muskelkraft hob und senkte und die letztere zu Tode peitschte."

„Der Kampf war bald aus; die Klapperschlange lag ihrer ganzen Länge nach ausgestreckt, offenbar todt, da, während die schwarze Constrictor immer noch den gestreckten Körper umfaßt hielt. Dies dauerte ein paar Augenblicke; dann wand sich die Siegerin langsam los, wendete sich um, kroch in's Gras und ging davon. —"

In einem neueren Jahrgange der „Philosophical Transactions" lesen wir folgende Mittheilung:

„Eines Tags beobachtete Obrist Beverley in Begleitung eines Freundes auf einem Spaziergange den merkwürdigen Einfluß, welchen eine Klapperschlange auf einen Hasen ausübte; eine Erscheinung, welche fast eine Viertelstunde lang dauerte. Der Hase saß mitten auf einem Fußwege auf den Hinterpfoten, ganz bewegungslos. Der Obrist trat heran und gab ihm einen Hieb mit der Jagdpeitsche; der Hase, aus seiner Unbeweglichkeit erwachend, sprang zehn Schritte vorwärts und gerieth dann wieder in seinen vorherigen Zustand. Bei näherem Umschauen bemerkte der Officier endlich die Ursache der sonderbaren Erscheinung: im Gebüsche saß eine Klapperschlange, welche ihre Augen starr auf ihre Beute gerichtet hatte. Als der Feind näher herankam, versuchte der Hase zu fliehen; doch vergeblich, er fiel auf die Seite, stand wieder auf und fiel nochmals um, wie von Krämpfen ergriffen. Die Schlange kroch noch näher heran und blieb dann einige Schritte von dem armen Schlachtopfer entfernt liegen, und ihre, mit einem schrecklich starren Ausdrucke auf das letztere gehefteten Augen schleu-

derten gelblich schimmernde Blitze von sich. Endlich fiel der arme Hase noch einmal auf die Seite, von krampfhaftem Zittern ergriffen. Dann stürzte die Schlange auf ihre Beute los, umschlang dieselbe, ihre Knochen zerbrechend, und schickte sich an, sie in ihrem weit geöffneten Rachen verschwinden zu lassen." —

Wer kennt wohl nicht das amüsante Schauspiel von Hund und Katze, keiner von beiden will den ersten Angriff wagen, mit gesträubtem Haare, mit gekrümmtem Rücken, mit gesenktem Kopfe und gefletschten Zähnen einander gegenüberstehen, und sich Blicke des tödtlichsten Hasses voll, einander zuschicken?

Der Jäger ist oft Zeuge des betäubenden Einflusses der Augen des Vorstehhundes auf das Wild; das Rebhuhn, die Wachtel, durch den Hund im Lager überrascht, schaut ihn unbeweglich, wie an den Boden genagelt an; erst im Augenblicke, wo der Hund die Augen abwendet oder einspringen will, ist das Thier davon zu fliegen im Stande.

Wohl Jedermann hat in seinem Leben Beweise von dem Magnetismus des Blickes erhalten; wohl einem Jeden unsrer Leser ist es vorgekommen, daß seine Augen vor dem Blicke eines Andern sich niedergeschlagen, und umgekehrt. Wie wir bereits erwähnten, üben runde, grünlich schimmernde Augen eine peinliche schmerzhafte Projection aus; lang gespaltne, mandelförmige, schön braune oder blaue Augen hingegen, welche von langen, seidnen Wimpern umschleiert werden — sie werfen auch bezaubernde, bethörende, aber süße, verlockende Blitze, welche Glück versprechen und in selige Trunkenheit versetzen. Antworte mir, Du liebender Jüngling, hast Du jenen stummen Bitten wohl widerstanden, die Du in einem feuchten schmachtenden Auge lasest? Und selbst Du, unter Hymen's Joch älter, reifer und kälter gewordener Mann, giebst Du nie nach, wenn Dein geliebtes zweites Ich, um eine Laune zu befriedigen, die Zärtlichkeit der Stimme und den Zauber ihres Lächelns vereint mit der magnetischen Kraft des Blickes? —

Zwölftes Capitel.

Erster Abschnitt.

Magnetismus der Stimme und der Töne.

Gleich dem Magnetismus des Blickes findet der Magnetismus der Stimme seine Bestätigung durch zahlreiche Thatsachen, welche die alte und neue Geschichte uns mittheilen. Die gesprochene Stimme, die Erzählung, die Rede, die Poesie, der Gesang — sie alle sprechen für die magnetischen Wirkungen. Geschichtliche Mittheilungen, Chroniken, Sagen, Märchen und Gedichte sind voll von wunderbaren Mittheilungen, welche auf diesen Punct Bezug haben; die Tradition verewigt die Thatsachen, welche der geschichtlichen Auffassung entgingen.

Die Beredtsamkeis des mündlichen Vortrages, vom Geberdenspiel und der Intonation der Stimmlaute unterstützt, verübt bei der Menge Wunder, welche heutzutage Niemand mehr in Zweifel zieht; zur Bezeichnung des bewirkten Effectes bedient man sich der metaphorischen Redensart: „Die Zuhörer wurden electrisirt.“ Würde es nicht richtiger sein, zu sagen: „Das Publicum ward magnetisirt?“

Die Rede, die Sprache involvirt zwei verschiedene Elemente: den Gedanken und den Ausdruck, den Ton der Stimme. Soll der Gedanken seine

Einwirkung auf den Geist ausüben, soll er die Seele des Zuhörers bewegen, so muß nothwendiger Weise erst der Ton der Stimme sein Ohr treffen. Eine lebende und eine kräftige, sonore Stimme magnetisiren den Gehörssinn; die eine durch Kraft, die andere durch Milde; der auf das Gehirn fortgepflanzte Eindruck muß durchaus der dem Gehörorgane mitgetheilten Impression entsprechen: dies erproben wir täglich, wenn unser Ohr schwach oder kräftig afficirt wird; die wahre Ursache dieser Wirkung liegt in dem magnetischen Agens.

Bei der Stimme unterscheiden wir den Klang, daß Metall, und die Betonung, die Accentuirung. Der erstere wird durch die Bildung des Kehlkopf- und Schlundapparates bedingt; die zweite hingegen wird durch Uebung und Nachahmung erlangt und ausgebildet.

Ein harter, scharfer, gellender Klang ermüdet das Ohr und berührt es unangenehm; ein markiger, sonorer Klang hingegen erzeugt die entgegengesetzte Wirkuug. Eine schlecht ausgebildete, falsch intonirte, unvollständige, hastige, abgebrochne, schleppende oder näselnde Accentuirung ist höchst unangenehm, besonders im weiblichen Munde. Die Accentuirung mancher Städte im südlichen Frankreich, wie im mittleren und südlichen Deutschland hat solche Fehler, die so leicht zu verbessern sein würden; mit etwas Aufmerksamkeit und täglicher Uebung würden sie bald beseitigt werden können. Die Eltern sollten in diesem Puncte auf ihre Kinder aufmerksamer sein; er ist wichtiger, als man gewöhnlich glaubt; denn diese Unvollkommenheit der Sprache bietet oratorischen Effecten immermehr Schwierigkeiten dar; nicht selten verursachen sie ein Erkalten der Liebe und verhindern eheliche Verbindungen.

Eine reine, runde, frischweg eingreifende Articulation, welche die Diphthonpen ausdrucksvoll wiedergiebt, und die Vocale leicht accentuirt hervorhebt, ist die angenehmste, eindringlichste, ausdruckvollste. Ist eine solche Articulation mit einem sonoren Klange verbunden, so ist das Wort voller Melodie nnd seine Weichheit schmeichelt dem Ohre. Die Aussprache des Parisers, des Braunschweigers, des Hannoveraners, des Römers, des Madriders vereinigt diese Eigen-

schaften; es ist ja bekannt, wie die Stimme mancher Pariser Damen die magnetische Kraft besitzt, Geist und Sinn hinzureißen und zu bestricken!

Der Herausgeber kannte eine Dame, deren Stimme ein so reines Metall, eine so angenehme Accentuirung hatte, daß er sie gern immer gehört hätte; ihre Worte glichen einer bezaubernden Melodie, deren sympathetische Noten die Nerven entzückten und zum Herzen drangen. Leider hatten die Blattern häßliche Verwüstungen in ihren Zügen angerichtet; hätte sich bei ihr Schönheit des Gesichts mit den Reizen ihrer Stimme vereint, so hätte sie den unwiderstehlichen Zauber Armiden's erneuert. — So ist es mit einer hübschen Frau, deren Accentuirung fehlerhaft: ist sie stumm, so gefällt sie; öffnet sie hingegen den Mund, so schwindet die Illusion, die Enttäuschung kommt; es heißt dann von ihr: „Wie schade, daß ein so reizendes Geschöpf einen solch' abscheulichen Accent hat."

Ziehen wir die Geschichte zu Rathe, so sehen wir, wie die Stimmen, mit dem Geberdenspiel im Bunde, überraschende, wunderbare Wirkungen hervorbringt. — Die Reden des Demosthenes vermochten Athen's Volk anzustacheln, wie es zu beruhigen. — Die berühmte Anrede Cicero's: „**Quousque tandem abutere**" u. s. w. richtete Catilina zu Grunde. — Die ersten Apostel des Christenthums bekehrten Tausende und aber Tausende von Heiden mit einem Gleichnisse. — In einem dem unsrigen näher liegenden Zeitalter brachte der berühmte Massillon ein Auditorium hochgestellter Persönlichkeiten zum Erbleichen und Zittern, indem er gegen die sittliche Verderbtheit der Zeit donnerte und vor ihren Augen ein schreckliches Gemälde des den Schlechten und Gottlosen bestimmten Strafgerichtes enthüllte. — Und erst der feurige Mirabeau! Wie er mit seiner, dem Brausen des Sturmwindes gleichen Stimme die Woge des Volkes erregt, welche sich mit wilder Wuth erhob und einen Jahrhunderte alten Thron wegriß! — Sicherlich waren diese großen Redner nicht mit einer electrischen Kraft begabt; allein, mit ihrer durch Ueberzeugung gekräftigten Stimme, mit ihrer Mimik, ihren Blicken und ihrer ganzen Persönlichkeit strahlten sie einen Magnetismus aus, welcher Wunder wirkte.

Eine einfache, rührende Erzählung, die Schilderung eines harten Mißgeschickes vermag die härtesten Herzen bis zu Thränen zu rühren. Auf der Bühne entlockt ein natürliches Spiel der Mitwirkenden einem ganzen Publicum bald Thränen, bald lautes Lachen und anhaltendes, betäubendes Beifallsgeschrei. — Dies Alles ist, wenigstens zum großen Theile, Wirkung des Magnetismus.

Zu einem solchen Resultate ist oft ein einziges oder nur wenige Worte hinreichend. „Schlag zu, aber höre!" — Diese Worte der Themistokles, dem dünkelhaften Eurybiades zugerufen, verschaffte den Griechen den Sieg bei Salamis. — Wie viele Bataillone wurden vernichtet, wie manche Redoute ward erstürmt durch jenen magnetisch wirkenden Ruf: „Vorwärts! Brave Soldaten!" — „Rette sich, wer kann!" Dieser Schrei weniger Verräther hemmt den Siegesflug des Soldaten und verbreitet in einer ganzen Armee einen panischen Schreck. — „Ich liebe Dich!" Erklang je eine Melodie köstlicher, brachte jemals ein electrischer Funken ein rascheres Pulsiren des jugendlichen Herzens hervor, als dieses einfache Wort aus dem Munde der Angebeteten? — „Ich hasse Dich!" Welche Eiseskälte gleicht dem Schauer, welchen dieses Wort erzeugt! — „Halt' den Dieb!" — „Mordio!" „Feuer!" — Erzeugen nicht alle diese Rufe Furcht und Schreck, und dann den Wunsch, den Opfern zu Hülfe zu eilen?

Bei einer Feuersbrunst, welche im 16. Jahrhundert einen großen Theil des großen Hospitales zu Lyon vernichtete, ergriffen die Flammen einen Saal, in welchem acht ganz gelähmte Patienten lagen. Ein Diener des Hospitales rief, indem er durch die Flucht sich zu bergen suchte: „Rettet Euch, Ihr Unglücklichen, oder Ihr verbrennt bei lebendigem Leibe!" Durch diese Worte auf's furchtbarste erschreckt, standen die Lahmen auf und vermochten wirklich zu fliehen.

Der Historiker, welcher, mit der Aufnahme des Protokolles über diesen Brand beauftragt, diesen merkwürdigen Fall mittheilt, bemerkt noch, daß diese Lahmen seit sechs bis acht Jahren fortwährend an ihr Lager gefesselt waren. Können wir die plötzliche Wiederherstellung der Bewegungsfähigkeit ihrer Beine einer andern Ursache zuschreiben, als der durch jene erschreckenden Worte hervorgerufenen Commotion oder Nervenerschütterung?

Auch in der Geschichte des Lydierkönigs Crösus kommen zwei merkwürdige Beispiele von der Wirkung vor, welche heftiger Schreck und lebhaftes, plötzliches Erstaunen hervorbringen. Während einer Schlacht, inmitten des dichtesten Handgemenges, erblickte der seit seiner Geburt stumme Sohn jenes Fürsten seinen Vater, von einem Soldaten mit dem Tode bedrohet. Voll des furchtbarsten Schreckes stürzte er auf den letzten zu und rief mit lauter Stimme: „Halt Krieger! Schone den König Crösus!“ Diese Worte, mit der ganzen Kraft herausgestoßen, welche die Furcht verleihet, ließen den Händen des Kriegers das Schwert entsinken.

Diese Beispiele lassen an vielen wunderbaren, von Thaumaturgen verrichteten Wundern nicht ferner zweifeln. Nervenkranke erwarten das Vorübergehen des privilegirten Wesens, in dessen Heilkraft sie einen fanatischen Glauben setzen. Schon diese grenzenlose Hoffnung auf eine sichre, wirkliche Heilung bewirkt eine heilsame Bewegung im ganzen Organismus dieser Kranken. Der Wunderthäter berührt den dem Tode Nahen mit seinen Händen, magnetisirt ihn mit seiner Stimme, mit seinem Blicke, mit seinem machtvollen Willen; das magnetische Agens durchdringt den Organismns des Patienten, wirkt auf das Nervenfluidum desselben modificirend und giebt ihm den Gebrauch seiner Glieder wieder zurück. Dasselbe findet bei der plötzlichen Heilung von Hysterie, Epilepsie, Lethargie, kurz, bei allen Krankheiten Statt, welche von einer Läsion des Nervensystems bedingt werden.

In der Geschichte des Alterthums treffen wir auf eine Menge von Heilungen dieser Art; die neueren Zeiten haben, obschon sie eine größere Aufgeklärtheit beanspruchen, gleichfalls ihre Thaumaturgen gehabt, und während früher der berühmte Apollonius von Thyana die ganze Welt mit dem Rufe von seinen Wundern erfüllte, so machten vor nicht sehr langer Zeit Männer, wie Greatrakes, Gassner, Hohenlohe u. A. ihre Wunderkuren. —

Ein merkwürdiges Beispiel von der magnetischen Wirkung der Stimme ist das Folgende: Der Anführer eines spanischen Parteigängercorps suchte, von einer Abtheilung von Feinden verfolgt, in dem Landhause seiner Schwester einen

Zufluchtsort. Die Soldaten besetzten bald darauf die Wohnung und durchsuchten sie von oben bis unten hin. Nach langem, fruchtlosem Forschen fand einer von ihnen in einer Gallerie eine hohlklingende Stelle in der Mauer, riß die Marmorbekleidung weg und fand hinter derselben ein Versteck, in welchem der Flüchtling war. — „Schlag ihn todt! Schlag ihn todt!“ riefen die untenstehenden Soldaten. In demselben Augenblicke ertönte ein gellender Schrei: „O mein Gott, er ist todt!“ — Diese beiden so unmittelbar hintereinander erschallten Rufe brachten eine solche Erschütterung im Gehirn des Freischaarenführers hervor, daß er buchstäblich davon niedergeschmettert wurde und der Soldat, welcher einen Gefangenen machen wollte, zog aus dem Verstecke nur einen Leichnam hervor, welchen man vergebens in's Leben zurückzurufen suchte. —

Zweiter Abschnitt.

Poesie. — Declamation. — Mimik.

Von jeher übte die Poesie einen magischen Einfluß auf die Menschen aus; gehen wir von dem heroischen Zeitalter bis zu unserer Epoche herab, so sehen wir, wie die heilige, die epische, die lyrische und elegische Poesie unablässig Enthusiasmus entwickelt, Leidenschaften erweckt. Jene allegorischen Gestalten der Mythe: Orpheus, zur Unterwelt hinabsteigend; Amphion, von einem Delphin getragen, als Erbauer der Mauer von Theben; Linus, die wildesten Thiere bändigend durch seine Gesänge: — sie sind Nichts als Verkörperungen der magnetischen Gewalt, welche die vereinigte Harmonie der Töne und der Worte auf alle Wesen ausüben. — Tyrtaeus kriegerische Gesänge führten die

Spartaner zum Kampfe und sicherten ihnen den Sieg. Welche Wunder bewirkten in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts die begeisternden Klänge der Marseillaise! — Die Genüsse bei den Festgelagen der Alten wurden um Vieles erhöhet, wenn die Strophen Anakreon's vorgetragen würden. — Die Barden verdoppelten den Muth der Helden durch Schilderung ihrer kriegerischen Großthaten. — Die Minstrels und Troubadours, die Minne- und Meistersänger verherrlichten den Ruhm und die Liebe in ihren Gesängen, und manches Burgfräulein, in ihrem düstern Schlosse abgeschieden, verließ ihre kunstvolle Stickerei, um von dem hohen Söller herab dem zarten Lai oder der trüben Ballade zu lauschen; mancher junge Minstrel verdankte dem Magnetismus seines Sanges die Huld einer stolzen, kalten Schönen.

Die Poesie ist die edelste, die kräftigste Sprache; sie ist der Ode, dem Hymnus, dem Heldengedichte so nothwendig, wie der Liebe, jener allmächtigen Leidenschaft, der sich Alles beugt, was athmet. Wohl nur wenig wissenschaftlich gebildete Männer giebt es, die in den schönen Tagen ihrer Jugend nicht die Musen angerufen hätten zur Feier der Schönheit, deren Fesseln sie trugen. Und die Liebenden, welche sich von den entzündenden Poesien Tibull's, Petrarca's, der neueren Lyriker, jener beredten Interpretatoren der Liebe genährt, haben die berauschendsten Küsse, die zärtlichsten Liebkosungen zu empfangen.

Der folgende Vorfall bestätigt, welchen Einfluß die Poesie auch auf die gleichgültigste, die kälteste Natur auszuüben vermag.

Der Graf Flaminian de Boursac fiel auf einer Reise mit seiner Tochter Helene unter die Dolche von vier Meuchelmördern, und würde unterlegen sein, als ein junger Künstler herbeistürzte, mit dem Muthe eines Verzweifelten um sich schlug, den gefährlichsten der Meuchler tödtete und die drei Uebrigen verjagte. Der unerschrockne Jüngling wollte sie verfolgen; allein er wankte, gefährlich verwundet und fiel auf den von seinem Blute benetzten Boden. Seine Heilung ging nur langsam vorwärts; sie war schmerzhaft und öfters fürchtete man für sein Leben. Als seine Wiederherstellung herannahete, wollte ihm der Graf seine Dankbarkeit durch ein reiches Geschenk und die Stütze seiner Protec-

tion beweisen; doch stellte der Künstler jedesmal, sobald die Rede auf diesen Punct kam, mit größter Zartheit unüberwindliche Hindernisse entgegen. Erschien Helene an seinem Schmerzenslager, so senkte Adolph — dies war der Name des Künstlers — schüchtern die Augen; sein Herz pochte mächtig; er stammelte unzusammenhängende Worte, und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen durch verrätherische Seufzer. Der Graf merkte, was in diesem so tief ergriffenen Herzen vorging; als ein seiner Stellung, seines Vermögens und seiner vorurtheilsfreien Erziehung würdiger Mann faßte er den schönen Entschluß, dem Jüngling einen Lohn zu bieten, welchen seine Aufopferung verdiente. Obgleich einer der ersten, der alten französischen Aristokratie angehörenden Familien entsprossen, hatte sein Character Nichts von jener Denkart, welche so oft den Glanz eines wahren Edelmuthes verdunkelt: er maß die Menschen nach ihrem sittlichen Werthe, nach ihrer Intelligenz, nicht nach Titeln, nach Rang und Reichthum.

Eines Morgens trat er an das Lager des Genesenden und redete ihn mit fast väterlichem Tone an. „Sie haben mir das Leben gerettet, Adolph; es ist nun meine Pflicht, Ihnen das Ihrige zu retten, welches jetzt in Gefahr ist. Die von den Mörderdolchen gemachten Wunden sind nun vernarbt; die Wunde aber, welche Sie im Herzen tragen, würde schwieriger zu heilen sein, wenn ich nicht das dafür anzuwendende Mittel kennte."

Dann fuhr er, zu seiner Tochter gewendet, fort: „Helene, Du weißt, daß Stolz und Undankbarkeit zu den größten menschlichen Lastern gehören; Großmuth hingegen und Dankbarkeit sind der Schmuck und der Ruhm des Characters. Dem Muthe des jungen Mannes verdankst Du Deine, verdankst Du die Rettung Deines Vaters; wenn Du mich liebst, Helene, so sei Deine Hand sein Lohn; Du sollst ihn heirathen."

Das junge Mädchen blieb stumm; der Kranke stürzte zu des Grafen Füßen. Acht Tage später ward Hymen's Fackel für die beiden Glücklichen angezündet.

Für die beiden Glücklichen? Nein. Helene, weit davon entfernt, die Grundsätze ihres edlen Vaters zutheilen, war stolz auf ihre hohe Geburt, hochfahrend und kalt, befehlshaberisch und geringschätzend gegen Alle, welche einer Plebejerfamilie angehörten; sie ließ dies dem armen Adolph nur zu oft fühlen und überhäufte ihn mit Zeichen ihrer Mißachtung. Ihr Gatte ertrug diese demüthigende Tyrannei mit Engelsgeduld. In seiner Lage würden die Meisten sich widersetzt und diese hoffärtige Persönlichkeit verlassen haben; er hingegen setzte ihrer Heftigkeit Sanftmuth; ihrer Kälte Zärtlichkeit entgegen; denn er liebte sie wirklich, seine Frau; er betete sie an, was bei Ehemännern so selten der Fall ist! — Nachdem er endlich deu Kelch der Bitterkeit bis zum Boden geleert, nachdem er alle denkbaren Mittel, das Herz dieser Tigerin zu erweichen, erfolglos angewendet, nahm er endlich zum Magnetismus seine Zuflucht. Eine Somnambule gab ihm folgenden Rath: —

„Der Stolz ihrer Gemahlin macht sie gegen Ihre Liebe gänzlich blind; ihr Herz ist von Eisen; eine Marmorstatue würde Ihrer Zärtlichkeit gegenüber nicht stummer, nicht eisiger kalt sein. Es bleibt Ihnen indeß noch ein Mittel, ihre Gleichgültigkeit zu besiegen und ihr zartere Gefühle einzuflößen; dies Mittel ist der Einfluß des Magnetismus. Sie müssen dasselbe bei ihrer Gemahlin anwenden; Sie müssen sie durch Ihren Willen beherrschen, müssen sie mit Ihren Blicken, mit Ihren Worten imprägniren; Sie müssen gewissermaßen einen Theil Ihrer eignen Liebe auf sie transponiren. Die Ihren Organen entströmende magnetische Emission muß diesen marmornen Körper durchdringen und ihm die fehlende Wärme mittheilen; denn Männer von solcher Energie der Neigung, wie Sie, haben die Kraft, auf Ihresgleichen einen Strahl des Enthusiasmus zu übertragen, von welchem sie selbst belebt sind. Sie, mein Herr, der Sie mit einer so tönenden, reinen Stimme mit einem so bezaubernden Blicke begabt, der Sie die Kunst der Declamation so mächtig sind, wiederholen Sie Ihrer Gattin die Verse, welche ich Ihnen dictiren werde, mit Seele und Leidenschaft, und Sie werden siegen!“

Adolph fand noch an demselben Abend Gelegenheit, diese Vorschrift zur Anwendung zu bringen, obgleich er in ihre Wirksamkeit nur wenig Vertrauen setzte. Wie staunte er, als seine Frau den allerdings reizenden Versen, welche er declamirte, ein aufmerksames Ohr lieh, nach dem Vortrage sich ihm näherte, ihre grollende Miene änderte, ihm zulächelte, ihn umarmte! O Wunder des Magnetismus! . . . . . Aber die Katze, welche nur deshalb Sammetpfötchen macht, weil ihr die Krallen beschnitten sind, fängt sogleich wieder an zu kratzen, sobald die Klauen wachsen; so trat auch Helenen's Character, nachdem er durch die Poesie einen Augenblick gebändigt war, von Neuem mit seinem ganzen beleidigenden Hochmuthe hervor. Wiederum griff Adolph zu dem wunderbar wirkenden Mittel; wiederum kam seine Frau, liebkos'te ihn, umschlang seinen Hals mit ihren Armen, durch den Magnetismus zu Thränen erweicht, bat ihn wegen ihres Umgestüms um Verzeihung, und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Namen. Adolph ward Dichter; die reizenden Poesien, welche er schuf, besiegten endlich den hoffärtigen Character Helenen's und entzündeten in ihrem Herzen eine wahre, aufrichtige Liebe. Welches hohe Glück für den Mann, in seiner Frau eine Liebende gefunden zu haben! Die Erscheinung ist so selten! . . . . Nur ein „ungläubiger Thomas" kann dieses Wunders spotten. —

Vor nicht langer Zeit wurde in den Klatschgesellschaften von Paris folgende auf den Magnetismus der Sprache und der Mimik bezügliche Geschichte erzählt:

Ein würdevoller Mathematiker, beständig mit der Lösung strenger Probleme beschäftigt, wurde von einem Freunde zur funfzigsten Darstellung eines Lustspieles eingeladen, durch welches das Publicum allabendlich in das Theater des Palais Royal gezogen wurde.

„Den Vorschlag machst Du mir doch wohl nur, um eine abschlägige Antwort zu erhalten? antwortete der Gelehrte. „Ich kann wirklich nicht begreifen, wie Du mir damit kommen kannst, daß ich ein Possenspiel sehen soll, ich, der ich nicht einmal Lust gehabt habe, das Meisterstück der classischen Tragödie zu sehen! Das ist ein ganz schlechter Witz von Dir!"

„O durchaus nicht; ich will nur einen schönen und interessanten Versuch machen. Nimm keinen Anstoß daran; das darf unter Gelehrten, wie wir sind, nicht vorkommen. Die Forschung ist stets erlaubt. Laß' Deine Gleichungen und Logarithmen einmal im Stiche, und wende Deine ganze Aufmerksamkeit der Frage zu, welche mich hergeführt hat."

„Wollen sehen, höre nur auf," erwiederte der Mathematiker eilig. — „Laß mich noch einmal anfangen: obgleich Collegen und Nebenmänner in der Academie der Wissenschaften; und durch die Bande des Herzens vereint, haben wir doch einen diagonal entgegengesetzten Character." — „Diametral würde ein richtigerer Ausdruck sein," entschlüpfte dem Mathematiker. — „Unterbrich mich nicht. Ich habe Dich, der Du kälter, als der Verstand, ernster, genauer bist, als Deine Algebra, bisher noch niemals lachen sehen. Der feinste Calembourg, die schönsten, witzigsten Wortspiele, die zarteste Posse, sie fallen vor Dir nieder, wie ein stumpfer Pfeil; attisches Salz hat keinen Geschmack für Dich; die wohlklingendste Phrase besitzt für Dein Ohr einen sterilen Klang; Du bist wirklich der verkörperte Typus mathematischer Strenge."

Was zum Teufel willst Du denn eigentlich mit dieser Einleitung, die mir das Trommelfell taub macht, sagen?" — „Geduld Geduld! Laß mich nur ausreden. — Aus Gewohnheit oder von Character bin ich immer zufrieden; ich lache, wenn ich Gelegenheit dazu habe und ich gebe mir stets Mühe, ein Paar Blumen auf die dürren Gefilde der Wissenschaft streuen. Ich mißachte den Ernst, mißachte die Traurigkeit keineswegs; auf diese hat ihre Poesie und ihre poetische Berechtigung; allein die von ihr bedingte Aufregung, die ich niemals empfunden, vermochte niemals mir Thränen zu entlocken. Mit einem Worte: bisher habe ich noch nicht gewußt, was weinen heißt, und Du, der Du im umgekehrten Falle bist, weißt nun wieder nicht, was lachen heißt. Die Neuzeit besitzt in unsern beiden Individualitäten ihren Heraklit und ihren Demokrit. . . . . ."

„Was soll dieses Gesalbbader, dieser nichtsnutzige Galimathias? Ich wußte wohl, daß Du etwas wortreicher Complexion bist, aber diese Kraft, diese Fülle

von Unsinn . . . . Aha, ich merke schon, zufällig ist Dein Gehirnregulator in Stillstand gerathen!"

„Ich habe Dir ja von vorn herein gesagt, daß meine Sprache Dir seltsam vorkommen würde; höre mich nur bis zu Ende an."

„Spare Deine Folgerungen auf ein anderes Mal; ich bin auf dem Wege eine große Schwierigkeit zu lösen, und wenn Du mich noch länger abhältst, so entwischt mir das wieder, welches ich seit drei Tagen auf der Spur habe.

„Was ich Dir vorschlagen will, ist ebenfalls eine unbekannte Größe; ein Problem gegen das andere; das, welches ich Dir vorlege, ist ebenso gut einer Lösung werth, und wird für die Wissenschaft die werthvollsten Resultate liefern. Es handelt sich um den animalen Magnetismus!"

„Um den animalen Magnetismus! . . . . Wahrlich, mich um solcher Albernheiten willen in meiner Arbeit zu stören! Erlaube mir, Dir zu bemerken, daß dies wahrhaftig die Freundschaft nothzüchtigen heißt!"

„Wenn Du mich immer unterbrichst, so werde ich nie zu Ende kommen können."

„Du großer Gott! Ich werde am Ende wirklich meine verlieren?" murmelte der Algebraiker voller Ungeduld.

„Nur noch kurze Zeit Geduld, diese Einleitung war nothwendig, um Dich vorzubereiten. . . ."

„In's drei Teufels Namen! Komm' zur Sache!"

„Ich bin schon dabei. Der Magnetismus hat mich zum Weinen gebracht, ich, der ich niemals bisher eine Thräne vergoß, Du, dessen Lippen seit der Wiege bei dem Aufschwunge der Freude stumm geblieben, Dich, der Du niemals gelächelt, Dich möchte ich gern durch dasselbe Mittel zum Lachen bringen."

Der Mathematiker glaubte nun im Ernste, sein Freund sei verrückt geworden und betrachtete ihn mit erschrockenen Augen.

„Du siehst mich so groß an; Du staunst . . . . ." — Allerdings, mein Theurer; Dein Benehmen bringt mich auf den Gedanken, daß Du . . . ."

„Gestern noch zweifelte ich an den Wundern des animalen Magnetismus, heut hingegen bin ich beinahe bekehrt, und morgen werde ich durchaus gläubig sein, wenn ich Dich lachen sehe."

„Mein Gott, Du armer Freund, Du jagst mir Furcht ein. . . . Geh' in den Salon . . . oder setz' Dich lieber auf das Sopha und nimm die Journale zur Hand. . . ."

„O nein, das ist Alles unnütz. Und sollte ich Dir so unausstehlich, so unerträglich werden, wie ein Alp, so werde ich Dich doch nicht verlassen; Du mußt mit mir in's Theater gehn; gestern wurde ich durch eine Schauspielerin zu einem Traurigen magnetisirt, heut Abend mußt Du zu einem Lustigen, zu einem Lacher magnetisirt werden."

„Wenn ich überhaupt lachen könnte, so würde ich augenblicklich herausplatzen, denn wirklich giebt es nichts Amüsanteres, nichts Komischeres und nichts Drolligeres, als Deine Redensarten."

„Und doch bleibe ich dabei, daß Du lachen mußt und lachen wirst."

„Ach, er ist wirklich verrückt!" stöhnte der Gelehrte schmerzlich.

„Desto eher will ich darauf wetten."

„Jetzt halt' den Mund. Glaubst Du, daß ein ernster Mann sich mit Wetten die Zeit vertreibt?"

„Der Einsatz soll weder eine Geldsumme, noch ein üppiges Frühstück sein, wie dies gewöhnlich der Fall ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Wissenschaftsmänner weder für das Geld, noch für den Bauch leben. Mein Einsatz wird Dir schon gefallen. Du weißt, daß ich von meiner wissenschaftlichen Reise nach Beyrut einen Sack Caffee mitbrachte, den ich von einem Pascha zum Geschenk erhielt, denke daran, reinen Mokka von der vorjährigen Ernte; Mokkacaffee, an Ort und Stelle geerntet, Mokka, dessen ausgesuchtes, vollkommen rundes Korn uud dessen blonde Farbe das Auge entzückt; bedenke nur, Mokka? — — Haha, jetzt habe ich Dich bei Deiner schwachen Seite gepackt; das Wasser läuft Dir im Munde zusammen; ich wette zehn Pfund Mokka, daß Du heute Abend lachst!"

„Das heißt aber wirklich den Scherz zu weit treiben, ich sage Dir, das ist unmöglich."

„Schwierig, ja, unmöglich, nein! Nun bedenke, zehn Pfund köstlichen Mokka, dessen zarte Parfüms den trägen Magen stimuliren, zum Gehirn steigen, dort die Gedanken klären, den Geist erheitern . . . Bei dem Genusse dieses Göttertrankes wirst Du Dein so lange gesuchtes finden, vielleicht gar eine neue Theorie der Molecularkräfte. . . ."

Endlich, nach längerem Sträuben von der einen und fortgesetztem geistigen Zerren von der andern Seite ergab sich der Mathematiker widerstrebend und doch nach dem Mokka schmachtend und begleitete seinen Freund in das Theater des Palais Royal. Hier wurden in der That Possen zum Zerplatzen gespielt; der Freund lachte nach Herzenslust; viele sonst sehr ernste Männer lachten gleichfalls; unser Mathematiker indessen bewahrte einen unerschütterlichen Gleichmuth, einen Ernst, welcher zu dem Glauben hätte führen können, daß er taub oder blind sei. Indessen begann Alcide Tousez, der den Einfaltspinsel äußerst natürlich gab, so große Dummheiten so dumm, aufzutischen, daß der Ernst des Philosophen sein mächtiges Gleichgewicht verlor und seine Lippen sich das erste Mal in seinem Leben zum Lachen öffneten, sich aber auch sogleich wieder schlossen.

Der Freund, von dem Resultate befriedigt, rief: „Das ist gefunden! Künftighin glaube ich, daß der Magnetismus in das Bereich des Möglichen gehört!"

„Wir wollen fort," murmelte der Mathematiker, vor Verwirrung, vielleicht auch vor Aerger roth geworden; „ich wußte wohl, daß man vor der Dummheit die Achseln zuckt, aber lachen, wie ein Maulaffe, wie ich es gethan, das ist unverzeihlich. Wenn das ein Bekannter von mir gesehen hat, so muß ich mich zu Tode schämen. Laß' uns fort, ich bitte Dich, ich stehe hier wie auf glühenden Kohlen."

„Lieber Freund, erzürne Dich nicht; das ist die magnetische Wirkung des Spieles!"

„Der Teufel möge Deinen Magnetismus holen!“ Damit nahm er Stock und Hut und rief die Logenschließerin herbei. Der Freund, da er ihn nicht zurückhalteu konnte, ging mit und sagte in ganz leisem Tone:

„Quäle Dich nicht so ab, lieber Freund und College; das Problem ist gelös't! Morgen schicke ich Dir die zehn Pfund Mokka, aber unter der Bedingung, daß wir unsere Experimente noch fortsetzen; denn es hat mir eine außerordentliche Freude gemacht, daß ich Dich so von ganzem Herzen lachen sah!“

Dritter Abschnitt.

Musik.

Auch die Instrumental- und Vocalmusik besitzt eine wohl constatirte magnetische Kraft; sie übt einen mächtigen Eindruck auf unsre Sinne, auf unsre Phantasie, auf unsre intellectuellen Fähigkeiten, somit auf unsern gesammten Organismus, sowohl im gesunden, als im kranken Zustande, aus. Die Wirkungen stehen in geradem Verhältnisse zu der Zartheit und Empfindlichkeit des Gehörs, der geistigen Stimmung, der Kunst des Musikers, dem Modus, Tacte oder Rhythmus 2c. der Musik, u. s. w. Eine kriegerische Musik feuert den Soldaten an und erhält seinen Muth wach, sie beschleunigen seinen Gang und lassen ihn seine Ermüdung vergessen; — eine langsame Weise dagegen, ein Largo, macht den Schritt langsamer. Der berühmte Componist Grétry bediente sich dieses Mittels, um den Schritt eines Freundes, mit welchem er gern längere Spaziergänge machte, zu mäßigen; ging ihm dieser zn rasch, so trällerte der Musiker ein Larghetto und alsbald richtete sich der Schritt des

Freundes nach diesem Tacte. Die Matrosen singen, wenn sie schwere Lasten emporhissen oder am Gangspill die Anker lichten, nach einem eigenthümlichen Tacte, um ihre Kräfte richtig zu vertheilen und gehörig im Gange bleiben, u. s. f. Kirchenmusik erzeugt eine gesammelte, ernste Stimmung, erhebt das Gemüth zum Schöpfer und stimmt zum Gebete und zur Verehrung. Das Allegro erheitert das Andante versetzt in eine der Traurigkeit verwandte Stimmung; das Amoroso ruft unbestimmtes Verlangen, zärtliche Ungewißheit hervor und wiegt uns in jene kostbaren Liebesträume, welche in der Jugend Körper und Geist mit ihrem Dufte erfüllen und uns berauschen.

Hohe Töne, ein abgebrochener Tact, scharfe, gellende Klänge reizen die Nerven und disponiren zu Aufgeregtheit, zu Zorn. Timotheus, der berühmte Lautenspieler, versetzte Alexander von Macedonien durch Spielen der phrygischen Weise in Wuth, und beruhigte den Zorn des jungen Eroberers wieder dadurch, daß er die lydische Weise spielte.

Musikstücke, welche mit hell und schneidend klingenden Instrumenten ausgeführt werden, reizen die Leidenschaften, erregen Blutdurst, Grausamkeit und stacheln zu Handlungen der Barbarei auf. Nach dem Historiker Polybins übertrafen die Einwohner der Stadt Cynet, welche von Musik gar Nichts kannten alle übrigen Menschen an Grausamkeit und keine andere Stadt hatte so viele Verbrechen zu bestrafen. Derselbe Geschichtschreiber behauptete, daß die Böotier und Arkadier der Musik bedurften, um die sprüchwörtlich gewordene Rohheit ihrer Sitten zu mildern. Pythagoras und Platon betrachteten das Studium der Musik als Theil einer guten Erziehung.

Zärtliche, schmachtende Molltöne besänftigen den Schmerz und erweichen oft die wildesten Charactere. Orpheus Lyra schläferte den schrecklichen Cerberus ein; die Leier Chiron's besänftigte den brennenden Zorn des Peliden Achilles; David's Harfe beruhigte Saul's Wuth; der Flötenspieler Lydias, Sieger bei den olympischen Spielen, besänftigte den Haß beider Parteien, welche im Begriff waren, sich zu morden; Therpander beruhigte mit den Tönen seiner Lyra einen Aufstand, welcher sich zu Sparta erhoben hatte.

Erik, König von Dänemark, und sein ganzer Hof, wurde durch einen Skalden abwechselnd in die tiefste Traurigkeit und die höchste Freude versetzt. — Der Kanzler Morus besänftigte den Zorn seines zänkischen, widerspenstigen Weibes durch sein Lautenspiel. — Der grausame Sultan Amurath IV., vom Blute seiner Brüder bedeckt, wurde, im Begriff, neue Mordthaten zu begehen, durch einen Psalterspieler so tief bewegt, daß er in Thränen ausbrach und denen, welche er zum Tode verurtheilt hatte, das Leben schenkte.

In neuerer Zeit hielten wilde mit einander in Krieg begriffene Indianerstämme in den düstern Wäldern Amerika's mitten im blutigen Kampfe ein und schaarten sich um einen Europäer, welcher seinen Gesang mit den Tönen der Guittarre begleitete. Durch die harmonischen Klänge erweicht und besiegt, vergaßen die Wilden ihren Rachedurst und reichten sich versöhnt die Hand.

Die folgende Anecdote, unserem Jahrhunderte angehörig, wird durch einen glaubwürdigen Gewährsmann verbürgt. Die Inquisitoren einer kleinen spanischen Stadt klagten eine Bande von Musikanten, Tänzern und Tänzerinnen, welche das Publicum durch den Bolero unterhalten hatten, der Gottlosigkeit an. Sie wurden gefesselt und vor das Tribunal des heiligen Offiziums geführt. Sie vertheidigten sich, so gut sie konnten, doch würden sie ohne Gnade zum Scheiterhaufen verurtheilt worden sein, wenn sie nicht die treffliche Idee gehabt hätten, das Tribunal um die Erlaubniß zu bitten, vor ihm tanzen zu dürfen. Die Bitte schien gerecht zu sein und ward bewilligt. Sogleich ließen die Chitarren und Mandolinen ihre süßen Klänge ertönen und Tänzer und Tänzerinnen stampften den Boden in lustigem Tacte. Ihre Geberden, ihre Stellungen, die Musiker, welche ihre Stimmen den Accorden der Instrumente beimengten, versetzten die Richter in die größte Aufregung; die Harmonie der Töne und die reizenden Stellungen des Bolero übten ihren magnetischen Einfluß aus; es währte nicht lange, so standen sie alle von ihren Plätzen auf und fingen an, mit den Angeklagten zu singen und zu tanzen, welche Letztere, Dank diesem allgemeinen Bolero, begnadigt und beschenkt wurden.

Bekannt ist die mächtige Wirkung, welche der „Kuhreigen“ auf die Bergbewohner der Schweiz ausübt; ähnlich wirken die Töne des Dudelsacks auf die Bauern der Auvergne und des Bourbonnais, sowie auf die schottischen Hochländer und die Bewohner des grünen Erin, die Klänge des Hackebrets und der Zither auf deutsche Gebirgler u. s. w. Jedes Volk, jedes Land hat seinen Lieblingssang, sein Nationallied, welches stets eine magnetische Wirkung ausübt.

Bei vielen Nervenkrankheiten wirkt die Musik außerordentlich günstig, namentlich bei Geisteskrankheiten. Die Schriften der Philosophen des Alterthums, der Aerzte aller Länder, aller Zeiten sprechen für den bedeutenden Einfluß der Musik auf das Nervensystem und die Phantasie; man muß nur die Melodie oder die Harmonie, das Instrument oder die Stimme finden, welche mit dem psychischen Organismus dieses oder jenes Individuums übereinstimmt, um Enthusiasmus, Ekstase zu erregen, um Krankheiten, die durch einen nervösen Zustand unterhalten werden, zu beseitigen oder wenigstens zu mildern.

Ein Oberarzt der napoleonischen Kaisergarde, Dr. Therrin, heilte einen vom Wundstarrkrampf ergriffenen Officier, der bereits dem Tode ganz nahe war, durch Musik vollständig.

Die Sammlung der Doctordissertationen der Pariser medicinischen Facultät enthält mehre höchst merkwürdige Fälle von Gehirnwuth, welche durch Instrumental- und Vocalmusik, geheilt wurden.

Dr. Bourdois hat den Magnetismus der Musik mit dem günstigsten Erfolge bei meiner comatösen Affection benutzt, wo jeden Augenblick der Tod drohete. „Ich hatte,“ erzählt dieser bedeutende Arzt, „eine junge Dame zu behandeln, welche an einem höchst gefährlichen comatösen Fieber litt; die Hülfe der Kunst vermochte nicht, die Anfälle zu beruhigen und am achtzehnten Tage nahete die letzte Stunde der Patientin Der Puls war fadenförmig, kaum hörbar; das Gesicht zeigte einen hipokratischen Ausdruck; die Füße waren eiskalt, das Erlöschen der Stimme und die eintretende Bewegungslosigkeit verkündeten das nahe Ende. Indem ich das Zimmer der Sterbenden auf einen Augenblick

verließ, sah ich im Salon eine Harfe stehen, und dieser Anblick erweckte den Gedanken in mir, die Wirkung der Musik auf die Kranke, deren Zustand keine Hoffnung mehr zuließ, zu erproben. Demnach wurde eine in der Nachbarschaft wohnende ausgezeichnete Harfenistin geholt, und um den Vortrag einiger Stücke gebeten, welche sie mit dem herrlichsten Ausdrucke vortrug. Schon war dieser Versuch eine halbe Stunde lang fortgesetzt worden, ohne daß die gehoffte Wirkung der Musik eingetreten wäre, doch wurde ich nicht müde. Nach vierzig Minuten bemerkte ich, daß die Respiration wieder Statt fand; bald wurden die Bewegungen des Brustkastens sehr bestimmt und zwar schien mir der Herzschlag mit dem Tacte der Musik isochronisch zu sein. Die Harfenistin verdoppelte die Kraft ihres Spieles; eine belebende Wärme verbreitete sich durch alle Glieder der Patientin; der Puls hob sich und wurde regelmäßiger; tiefe Seufzer entfuhren der Brust; plötzlich drang aus der Nase ein Blutstrahl und nach einer Blutung von acht bis zehn Unzen öffnete die Kranke die Augen und gewann die Sprache wieder. Mehre Tage darauf war sie genesen und seit dieser Zeit erfreuete sie sich stets einer trefflichen Gesundheit."

Die alte Anecdote von Philipp V. von Spanien dürfte, als offener Beweis der magnetischen Kraft eines melodischen Gesanges auf den menschlichen Organismus wohl einer besondern Erwähnung werth sein. Dieser König litt an Irrsinn; die Königin, welche wohl wußte, wie sehr ihr Gemahl für die Eindrücke einer melodischen Stimme empfänglich war, ließ den berühmten Sänger Farinelli kommen, um zu versuchen, ob die bezaubernde Stimme dieses Virtuosen den beklagenswerthen Zustand des wahnsinnigen Königs in irgend einer Weise verbessern könne. Demnach wurde in einem Gemache neben dem Schlafzimmer des Königs ein Concert arrangirt: Farinelli übertraf sich selbst. Bei dem ersten Stücke fühlte Philipp eine Ueberraschung, welche sich bald zu heftiger Bewegung steigerte; die zweite Arie entzückte ihn. Dann verlangte er den neuen Orpheus zu sehen; als dieser ihm vorgestellt wurde, überhäufte er ihn mit Lobsprüchen und versprach ihm, jede erbetene Gnade zu erfüllen. Farinelli, welcher schon vorher unterrichtet worden, bat den König, sich rasiren und

ankleiden zu lassen, damit Se. Majestät seinem Conseil, welches schon seit mehren Jahren danach verlange, präsidiren könne. Die Bitte wurde bewilligt. Von diesem Tage an besserte sich der Gesundheitszustand des Königs sichtlich und allmählig kehrte seine Vernunft wieder, indem er täglich die Concerte des italienischen Virtuosen hörte.

Eine von Lethargie ergriffene Frau, welche eben beerdigt werden sollte, wurde aus ihrem Scheintod durch eine Cavatine erweckt, welche in einem Nachbarhause auf dem Piano gespielt ward.

Die durch den Stich der Tarantel erzeugte Ohnmacht soll durch die Töne eines gewissen Musikstückes, welches davon den Namen Tarantella erhalten hat, gehoben werden.

Die durch einen acuten Rheumatismus erzeugten heftigen Schmerzen, an denen Debay dereinst während seines Aufenthaltes auf Morea litt, wurden, nachdem alle Mittel der Kunst ohne Erfolg angewendet worden waren, durch die Gesänge einer jungen Griechin fast vollständig gehoben. Der Klang ihrer Stimme war so bezaubernd, die Melodie so rührend, die Poesie so zärtlich, daß man eine Ode aus Sappho's Munde zu hören glaubte und der Patient ruhig einschlief.

Manche Mißklänge, besonders bei von Blechmusik executirten Piecen, machen einen schmerzhaften, von einfachem Unbehagen bis zu Schauder sich steigernden Eindruck, während reine Accorde die schönsten Empfindungen rege machen. Die sonoren Schwingungen der Töne scheinen mit den den Nerven imprimirten Vibrationen in Einklang zu stehen; liegt ein hoher Genuß darin, sie zu hören.

Durch Töne, Tacte und Tonart, durch den Grad der Sensibilität des Individuums und die Empfindlichkeit seines Gehörs erschüttern manche Musikstücke, wie wir schon sagten, den ganzen Organismus und entlocken dem Zuhörer Thränen, während andere dagegen eine fröhliche Stimmung und Freude hervorrufen.

Der Tact des Rhythmus erzeugt eine noch stärkere magnetische Wirkung, als der Ton, weil im Universum Alles Rhythmus ist und Harmonie und weil

zwischen dem Rhythmus und den animalen Circulationen unseres Organimus ein inniger Zusammenhang besteht. Ein flotter, rascher Tact bethätigt die im Nervensysteme Statt findenden Bewegungen und lockt zu rauschenden Vergnügungen, zum Tanz. Ein ernster, langsamer Tact hingegen verlangsamt die vitale Bewegung; es scheint, als ob die Nervencirculation im locomotorischen System aufhöre und sich gänzlich im Gehirne concentrire.

Solche magnetische Wirkungen werden aber keineswegs durch eine gelehrte, schwierig verständliche, verzierte Musik hervorgebracht; im Gegentheile, nur einfache Motive, gefällige und zart ausgeführte Modulationen bringen diesen Eindruck hervor.

Gewisse aus Metallblechen und Glasplatten oder Glasglöckcheu bestehende musikalische Instrumente erzeugen so durchdringende Vibrationen, daß sie ungeachtet ihres sanften Klanges die Nerven vieler Individuen davon unangenehm aufregen. Dahin gehört die Harmonica, das Accordion, namentlich aber die sogen. Spieldosen.

In einer Soirée, in welcher sich ein Dutzend eleganter, an „Vapeurs" leidender Schönen befand, ließ der Hausherr einen Blinden auftreten, welcher die Harmonica sehr fertig und mit vielem Ausdrucke zu spielen wußte. Anfangs lauschte die ganze Gesellschaft den zarten Tönen des Instrumentes; dann zeigten sich unter den Damen einige nervöse Symptome. Plötzlich wurden sechs oder acht derselben von hysterischen Anfällen, mit Weinkrampf, ergriffen, so daß man sich beeilen mußte, den armen Blinden, welcher von der krampferregenden Wirkung seines Instrumentes nicht die geringste Ahnung hatte, zu verabschieden. —

Der Mensch ist nicht das einzige Wesen in der Natur, welches für den Eindruck der Musik empfänglich; alle lebenden Wesen sind es, wenn auch in verschiedenem Grade. — Der Elephant hört, selbst wenn er erst kurze Zeit in die Gewalt der Menschen gefallen ist, mit sichtlichem Vergnügen die melodischen Töne der Instrumente und läßt sich gelehrig in die Sklaverei führen. — Der muntere Delphin folgt dem Schiffe, auf welchem Musik ertönt, und bezeugt durch sein Pfeifen und seine Sprünge das Vergnügen, welches er empfindet. — Das

Pferd wird bei dem Klange der Fanfaren lebendiger, muthiger; es wiehert, der Gefahren, welche ihm drohen, vergessend. — Der Hirsch wird durch die Töne des Hornes erschreckt und fällt der wilden Meute, die ihn verfolgt, zum Opfer. — Bekannt ist die Geschichte von der Eidechse, welche jedesmal, sobald sie die Flöte eines Gefangenen hörte, aus einer Höhlung der Kerkermauer hervorkam. In den ersten Tagen entfernte sie sich nur wenig von ihrem Loche; später kam sie weiter hervor; dann ging sie bis zu dem Fensterchen des Gefängnisses und wurde endlich, wie Pelisson's Spinne, Gefährte und Freund des Gefangenen.

Wer kennt nicht das amüsante Schauspiel, wenn Hunde bei'm Hören von Musik, den Kopf emporstreckend, so jämmerliche Töne von sich geben, daß es „Stein' erweichend, Menschen rasend machen kann?" —

Obgleich wir von der Einwirkung des Menschen auf die Thiere bereits gesprochen haben, so dürfte es hier doch wohl am Platze sein, noch einige Worte über jenes merkwürdige Vermögen mancher Individuen zu sagen, durch Pfeifen allein, oder durch Pfeifen in Verbindung mit dem Blicke, die giftigsten Schlangen zu bezaubern. — Schon im fernsten Alterthume existirten in Indien, Egypten und Griechenland Menschen, die sogen. Psyllen, welche im Stande waren, Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken, mit ihnen spielten, sie zum Fliehen zwangen und sie tödteten. Theils belustigten diese Psyllen die Zuschauer mit ihren Künsten, theils durchstreiften sie die Städte, mit lauter Stimme verkündigend, daß sie Schlangen und giftiges Gewürm vertrieben, wie heutzutage die „Kammerjäger." Gegen eine geringe Vergütigung kamen sie auf Bestellung in die Häuser; sie durchsuchten die verschiedenen Stockwerke und das Dach nach Schlangen, ergriffen sie kaltblütig, steckten sie in die Tasche oder in einen Sack und befreiten so die Bewohner von dieser lästigen Plage.

Die Psyllen des Alterthums haben in unsern Zeiten im Oriente sehr gewandte Nachfolger. Viele glaubwürdige Reisende erzählen wahre Wunderdinge von solchen Schlangenbeschwörern, schweigen indessen über die Mittel, welche dieselben anwenden. Der französische Reisende Prisse d'Avennes, welcher funfzehn Jahre in Egypten und Nubien zubrachte, theilt Folgendes mit: Er ließ

einen dieser modernen Psyllen in seine Wohnung kommen und versprach ihm eine Belohnung, wenn er die in demselben verborgenen Schlangen vernichten wolle. Der Egypter ging auf den Vorschlag ein. Er stellte sich mitten auf den Hof und fing an, auf eine ganz eigenthümliche, sonderbare Weise zu pfeifen, indem er unruhige Blicke nach allen Seiten hin warf. Nach einigen Minuten kamen die Schlangen aus ihren Löchern hervor, aus dem Keller, wie vom Dache und aus den beiden Stockwerken und krochen an ihn heran; er ergriff sie, würgte sie mit überraschender Gewandtheit ab und steckte sie in einen Sack.

Ein anderes Mal ließ Prisse d'Avennes einen zweiten Psyllen kommen, um die Scorpionen, deren es in seinem Hause viele gab, zu tödten. Hier zeigte sich aber die Eigenthümlichkeit, daß nur die weiblichen Thiere auf den Ruf des Zauberers hervorkrochen, während die männlichen sich weit ungelehriger zeigten; erst nach viertelstündigem, verstärktem Pfeifen steckten sie den Kopf aus ihren Löchern heraus, bis das fortgesetzte Pfeifen auch sie zwang, hervorzukriechen und zu den Füßen des Beschwörers heranzukommen, der sie dann zertrat. Prisse untersuchte, ob dieser Mann etwa gewisse Riechstoffe anwendete; da er sich indessen vom Gegentheile überzeugte, so kam er zu der Ueberzeugung, daß die egyptischen Psyllen nur durch Pfeifen und vielleicht durch den Magnetismus des Blickes ihre Wunder vollbringen. —

Zum Beschlusse dieses Capitels noch eine, etwas burlesk orginelle Anecdote, welche von der bereits vorhin berührten Wirkung der Töne auf Hunde ein schlagendes Beispiel giebt.

In Garnisonstädten wird bekanntlich Abends der „Zapfenstreich" getrommelt oder geblasen, um die Mannschaften in ihre Quartiere zurückzurufen. So geschah dies denn auch in einer kleinen ...schen Festung, wo allabendlich Tambours und Hornisten auf dem Paradeplatze antraten, um die Retraite zu schlagen. Auch die Glieder der in jenem Städtchen ziemlich zahlreich vertretenen Hundefamilie pflegten sich dort zu versammeln. Das Geräusch der Trommeln ließ sie sehr indifferent; sobald aber die Signalhörner ertönten, queulten und

heulteu sie alle unisono mit solcher gräulichen Kraft, daß ihre Noten noch tausendmal herz- und ohrzerreißender waren, als die der Hornisten.

Eines Tages setzte sich der Tambourmajor, ein großer Mann — wenigstens von Wuchs — in den Kopf, diesem Unfuge ein Ende zu machen. Er drohete deßhalb zunächst den Unruhestiftern mit seinem goldbeknopften Stocke. Als er sah, daß diese majestätische Gebehrde ohne Erfolg blieb, glaubte er zu strengeren Maßregeln greifen zu müssen, und lief auf sie zu, um sie mit seinem Stocke zu züchtigen. Bei seinem Herankommen liefen indessen die Hunde davon, kamen aber sogleich wieder zurück und heulten um so lauter. Unser Tambourmajor sprang rechts und links, vor und zurück; die dicken Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und doch gelang es ihm nicht, die Meuterer die Güte seines colossalen Stockes fühlen zu lassen; ohngeachtet seiner umsichtigen Tactik traf doch keiner seiner Schläge. Die Zuschauer lachten aus vollem Halse; der in seinem Selbstgefühle tief gekränkte Major warf voller Wuth sein Rohr nach den Hunden, traf aber mit demselben unglücklicher Weise einen vierzehnjährigen Straßenjungen, welcher, sich die Beine reibend, noch lauter zu heulen anfing, als die Hunde. Inzwischen hatte die Ehehälfte des Tambourmajors, die von Wuchs ebenso klein, als er groß war, ihren Mann bemerkt, wie er vor Wuth schäumte, athemlos, kirschroth im Gesichte, mit weit vorgetretenen Augen in einem am Schlagflusse grenzenden Zustande; voll Eifer, ihm zu Hülfe zu eilen, warf sie sich ihm entgegen und umfaßte seine Beine; der Major strauchelt, wankt, fällt auf einen Stein und steht mit blutender Nase und geschwollenem Auge wieder auf. Doch faßte er sich und marschirte mit emporgerichtetem Haupte vor seinen Tambours her, ohne ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben. Auch die Frau hatte ihren Theil an den Contusionen erhalten; der Ernst des Zapfenstreichs wurde am heutigen Abend wiederholt durch die indiscrete Heiterkeit der Signalisten und Trommler unterbrochen; viele Bürger lachten aus vollem Halse. Von diesem Tage an wurde den Hundebesitzern bei Strafe und selbst Androhung von Confiscation ausdrücklich verboten, ihre Hunde zur Zeit des Zapfenstreichs auf dem Paradeplatze erscheinen zu lassen. —

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle uns zu Gebote stehenden Beispiele von dem Einflusse der Töne auf die Thiere anführen wollten; es mögen die angegebenen genügen. —

Dreizehntes Capitel.

Magnetismus des Beispieles.

Erster Abschnitt.

Ansteckende Wirkung des Beispieles.

Die Mimik oder der Hang zur Nachahmung hat, gleichwie alle übrigen Instincte und Fähigkeiten, seinen besondern Platz in unserm Gehirne; er gehört, namentlich in der Jugend zu den am stärksten hervortretenden Trieben und entwickelt und modificirt sich der physischen und psychischen Constitution des Individuums, nach der Erziehung und den Umständen entsprechend.

Der Nachahmungstrieb wird entweder durch den Willen, oder durch das Beispiel in Bewegung gesetzt. Im erstern Falle ist die Handlung frei, regelmäßig, im zweiten gezwungen, der Regel zuwiderlaufend. So z. B. veranlaßt uns der Willen, das Nützliche, das Gute nachzuahmen, doch sind wir bei dieser Nachahmung frei. Das von einem gähnenden Individuum gegebene Bei-

spiel öffnet auch den in der Umgebung befindlichen Personen den Mund und zwingt sie wohl oder übel zum Gähnen. Der Auswurf eines Lungensüchtigen veranlaßt uns, vor Ekel gleichfalls auszuspeien; auch dies geschieht unwillkürlich, unfreiwillig.

Wir nennen diese letztere Wirkung des Beispiels eine magnetische; denn wenn die Stimme und der Blick eine magnetische Wirkung haben, weßhalb sollen auch die nicht zur Nachahmung zwingenden Gesten und Bewegungen einen analogen Einfluß haben?

Das Beispiel wirkt um so kräftiger, je erregbarer und für Eindrücke jeder Art empfänglicher ein Individuum ist. Eine hysterische, an „Vapeurs" leidende, nervenschwache Mutter, welche ihre Tochter selbst erzieht, wird diese ebenso nervenschwach und hysterisch machen, wenn irgend eine Prädisposition zu diesen Zuständen existirt.

Das Beispiel wirkt auch je nach den physischen und psychischen Verhältnissen mit größerer oder geringerer Intensität. Es giebt im Leben Tage der Hoffnung und der Liebe, wie Tage der Indifferenz; es giebt Tage; an denen der gute Mensch das Bedürfniß, Gutes zu thun, in stärkerem Maße und lebhafter empfindet, als sonst; Tage, an denen der Böse eine stärkere Energie zum Bösesthun in sich fühlt. In solchen Fällen von erhöhter Reizbarkeit der Nerven genügt das Beispiel, um die That hervorzurufen. Eine Vergleichung der Verbrecherstatistik beweis't, daß wenn zuweilen die Zahl der Verbrechen, dem Gesetze des Fortschrittes zuwider, wächst, anstatt abzunehmen, diese Vermehrung Folge des traurigen, verderblichen Beispieles ist, welches die aus den Gefängnissen und Zuchthäusern Entlassenen andern, der Ansteckung leicht zugänglichen Individuen geben. Während nun aber einerseits der Einfluß des Verbrechens prädisponirte Charactere verdirbt, so zeigt sich auch eine trostreiche Compensation im entgegengesetzten Sinne; d. h., der Einfluß tugendhafter Handlungen bringt schwache und leidenschaftliche Naturen wieder auf den rechten Weg, von welchem sie momentan abgewichen waren. Der Trieb zur — freien oder gezwungenen — Nachahmung spielt in unserm Wandel eine große Rolle; gleichwie das Echo den

Ton, welchen es trifft, wiederholt, so wiederholt der Mensch maschinenmäßig oder selbstbewußt das, was er thun sah.

Zu manchen Zeiten vermehren sich die Selbstmorde in einem so erschreckenden Verhältnisse, daß mehre Aerzte und Psychologen die Ursache dieser Erscheinung besondern meteorologischen Verhältnissen zuschrieben; ihrer Beobachtung nach nimmt der Selbstmord namentlich bei der durch glühende Südwinde verursachten excessiven Hitze überhand. Dies ist keineswegs unwahrscheinlich; indessen sind auch von epidemisch verbreiteten Selbstmorden mitten in den kältesten Wintern und bei dem Regenwetter des Frühjahres und Herbstes beobachtet worden, wo man die Ursache nicht einer übermäßigen Hitze zuschreiben kann. Wir möchten den Grund lieber der Einwirkung des Beispieles zuschreiben, da dieses eine weniger zweideutige Causalität darbietet. — Wenn einem Menschen, der sich mit trüben Gedanken nährt, die letzte Hoffnung schwand, wenn er, in seinen innigsten Zuneigungen getäuscht, in seinen heiligsten Interessen hintergangen, betrogen und bis in's Herz verwundet, zu jenem traurigen Zustande gekommen ist, welchen man **taedium vitae** — Lebensüberdruß, — nennt, ein Zustand, welchem gegenüber die Bemühungen der körperlichen und psychischen Heilkunde meistens ganz fruchtlos bleiben; — dann wird die ansteckende Kraft des Beispiels zur Gelegenheitsursache des Selbstmordes. — Von den zahlreichen Fällen dieser Art, welche uns das Alterthum darbietet, erwähnen wir nur die Mädchen von Milet, welche sich ohne irgend ein Motiv, durchaus nur vom Hange zur Nachahmung getrieben, erhängten. Ein weiser Gesetzgeber setzte der weiteren Verbreitung dieser Contagion dadurch Schranken, daß er den Körpern der Erhängten die Bestattung versagte und sie ganz entblößt an den öffentlichen Wegen den Augen der Zuschauer Preis gab. Diese Verordnung hatte die beabsichtigte Wirkung; die Scham siegte und die Selbstmorde hörten auf.

Ein französischer Gelehrter theilt aus seinen Jugenderinnerungen folgenden traurigen Beweis von der Macht des Beispieles mit:

Sechs Studenten gingen mit ihren Grisetten des Quartier latin am Arme zu einer Lustpartie zu der damals in großem Rufe stehenden „Chaumière“ des

Mont Parnasse. Nach den Freuden des Tanzes kamen die Erfrischungen, der Punsch, die Freude. Es wurde gelacht, gesungen, getanzt; dann folgten Neckereien und verliebtes Gezänk, dann die Versöhnung; die Paare gaben sich die Hände, die Trotzköpfe umarmten ihre Mädchen; nur ein Einzlger weigerte sich hartnäckig, Frieden mit seiner Grisette zu machen, weil sie ohne seine Erlaubniß mit einem andern Studenten getanzt hatte. Dies Mädchen, Namens Julie, bis zum Exceß sensibel, wollte einige Ziererejen, einige Vorwürfe anwenden, allein vergebens; sie wurde nochmals zurückgewiesen. Die Röthe der verletzten Eitelkeit stieg ihr ins Gesicht; dann erbleichte sie, ein Schauder überlief sie; der Schimpf hatte einen Fieberanfall veranläßt. Die übrige Gesellschaft war inzwischen wieder ganz heiter geworden; man fing nochmals an zu trinken, zu lachen, als eine Bekannte der Grisetten vorüberging und von diesen eingeladen wurde, eine Erfrischung anzunehmen.

„Ihr wißt wohl nicht, was man sich erzählt?" antwortete sie mit einer von Traurigkeit gedämpften Stimme. „Ach, es ist schrecklich!"

„Was denn? So rede doch!" riefen Mehre von der Gesellschaft. Sie nahm bei den Neugierigen Platz und erzählte: — „Die gute, liebe Noemi, welche wir Alle wegen ihres trefflichen Herzens so liebten, hat sich in der vorigen Nacht erstickt, aus Verzweiflung über ihren Taugenichts von Studenten, der sie verlassen hat."

„Das arme Mädchen!" seufzten die Grisetten, „sie war so gut: so hübsch!" Und einige wischten eine Thräne weg.

„Halt! Es ist wahr!" rief Julie, plötzlich aufspringend, wie aus einem Traume erwacht; daran hatte ich nicht gedacht" . . . . das geht . . . auf diese Weise ist es bald geschehen. . ."

Aller Blicke richteten sich auf sie; sie senkte den Kopf und schwieg. Niemand hatte den Sinn dieser seltsamen Worte verstanden.

Die Gesellschaft kehrte nach Paris zurück, fröhliche Rundreime singend; auch die Mädchen sangen; nur Julie blieb still und nachdenklich.

Als am folgenden Tage die Portiersfrau, welche ihre junge Miethterin nicht zur gewöhnlichen Stunde die Treppe hatte herabkommen sehen, ihr Mansardenstübchen betrat, fand sie ein Kohlenbecken mit halb verbrannten Kohlen; auf dem Bette lag eine Leiche.

Die Nachricht von Juliens Tode verbreitete sich rasch in dem Viertel, und in den nächstfolgenden Tagen gaben sich noch fünf andere Grisetten auf dieselbe Weise den Tod. —

Ein Pariser Blatt erzählte ohnlängst folgenden Fall. Ein im besten Rufe stehender Materialwaarenhändler pflegte den Sonntag mit Fischfang zu verbringen und kehrte glücklich zu Hause zurück, wenn er seine Familie mit einem Gericht Weißfische regaliren konnte. Eines Sonntags, — es war für ihn der letzte auf Erden — hörte er, als er am Ufer stand, eine Stimme, welche ihm zurief: „Anselm, hänge Dich! Anselm, hänge Dich auf!“ Erschreckt sah er sich nach allen Seiten um; griff aber, als er Niemand bemerkte, wieder zur Angelruthe. — Gleich darauf wiederholt die Stimme: „Anselm, hänge Dich auf!“ Der Krämer reibt sich die Augen, blickt nochmals um sich und geht einige Schritte nach rechts und links, ohne indessen das Geschöpf, von welchem diese düstere Mahnung ausgeht, zu erblicken. Auf seinen Platz zurückgekehrt, beginnt die Stimme wiederum noch lauter: „Anselm, Du mußt Dich erhängen! Du sollst Dich aufhängen!“ Da bemächtigte sich des armen Teufels ein furchtbarer Schreck: er hält die Stimme für einen Ruf aus der Hölle, und obwohl er in dem Rufe des rechtschaffensten Menschen steht, ergreift ihn Reue und das Gewissen fängt an, ihn zu quälen; er klagt sich an, daß er die Wage zu häufig zu seinem Vortheil habe schlagen lassen; daß er, ein unbarmherziger Geizhals, von Wittwen und Waisen unerlaubten Gewinn genommen, kurz, daß er Alles gethan habe, was die Kaufleute thun, um reich zu werden. Traurig machte er sich auf den Weg zur Stadt, von seinen Gewissensbissen ganz überwältigt; plötzlich erblickte er gerade vor sich einen menschlichen Körper an einem Baume hängen, welcher ihm eine fürchterliche Grimasse schneidet. Ein kalter Schauer überlief ihn vom Kopf bis zu den Füßen; er eilte nach seiner Wohnung und erzählte seiner Frau, am

ganzen Leibe zitternd, das Erlebte. Diese glaubte, ihr Mann habe einen Fieberanfall bekommen und lief zum Arzte; als sie aber zurückkehrte, fand sie den leblosen Körper ihres Mannes an dem eisernen Leuchterhaken an der Stubendecke hängen. —

Das Contagium des religiösen Fanatismus hat von jeher große Verwüstungen angerichtet. Zu der Zeit, als das Cölibat und das Eremitenleben als der höchste Grad menschlicher Vollkommenheit gepriesen wurde, verbannten sich Tausende von Individuen in Einöden und ertrugen, ohne den geringsten Nutzen für die Menschheit, unglaubliche Kasteiungen und Entbehrungen. Es gab einen Zeitpunct, zu welchem der Zudrang zu den Mönchs- uud Nonnenklöstern die ganze katholische Christenheit zu vernichten drohete. Nachdem Origenes, berüchtigten Andenkens, an seinem Körper eine häßliche Verstümmlung vorgenommen, wuchs die Zahl der Fanatiker, welche seinem Beispiele folgte, so ungeheuer, daß auf besondern Concilien zu Nicäa, Arles und Genf ernstliche Maßregeln gegen diese ekelhafte Epidemie getroffen werden mußten.

Die Zauberer und Hexen des Mittelalters und der späteren Zeiten überließen ihre Glieder mit unglaublicher Kaltblütigkeit den glühenden Zangen des Henkers und den Flammen des Scheiterhaufens. Die ersten Märtyrer der christlichen Lehre gingen triumphirend zum Tode und ertrugen unerhörte Qualen, ohne einen Klaglaut von sich zu geben.

Dieser übermenschliche Muth, diese Verachtung jedes Schmerzes wurde durch eine physische Insensibilität, durch eine Anästhesie unterstützt, deren Ursache in dem schon berührten überreizten Zustande des Gehirnes lag. So oft ein einziges Individunm den neuen Glauben abschwor, um sein Leben zu retten, so wurden sogleich viele andere durch dies Beispiel angesteckt und sie kehrten zu den Göttern des Heidenthums zurück. —

Ein dem heiligen Veit geweiheter Wallfahrtsort in Schwaben war im Mittelalter lange Zeit hindurch der Schauplatz eigenthümlicher Auftritte. Die alljährlich dorthin pilgernden Wallfahrer machten, durch das Beispiel angesteckt, besondere Bewegungen und Gebehrden; Viele von ihnen kehrten mit einem ner-

vösen Leiden nach Hause zurück, welches sich bald mit einer solchen Schnelligkeit und in so gewaltiger Ausdehnung verbreitete, daß die Geschichte kein anderes Beispiel darbietet. Daher rührt der Name St. Veitstanz (**Chorea Sti. Viti**), mit welchem die Aerzte eine Neurose der Bewegungsnerven (Motilitäts-Neurose) bezeichnen.

Unter allen Contagionen des Beispiels verbreitet sich die religiöse Exaltation am rascheſten, wie dies namentlich die Geschichte der Convulsionärs, der Zitterer, der Methodisten, der Jerkers und Jumpers der Jansenisten u. s. w. beweis't, mit der wir aber unsere Leser nicht ermüden wollen, indem die Erscheinungen bei allen diesen religiösen Secten viel Aehnlichkeit mit einander haben. Wer sich näher über diesen Gegenstand belehren will, findet die nöthigen Aufschlüsse in der deutschen Bearbeitung des Werkes von Colquhoun: „Historische Enthüllungen über die Geheimen Wissenschaften aller Zeiten und aller Völker", (Weimar, 1853, Voigt), wo der aufmerksame Leser zugleich noch weitere Beweise von der magnetischen Wirkung des Beispieles findet.

Ein pariser Physiolog ging, als er mit Untersuchungen über den menschlichen Nachahmungstrieb beschäftigt war, eines Tages bei'm Morgengrauen auf einem Victualienmarkte spazieren und fing mitten unter der Menschenmenge an zu gähnen; sogleich stimmte die ganze Umgebung ein; der Trieb zum Gähnen verbreitete sich allmählig immer weiter, und zuletzt sah man auf dem ganzen Markte Nichts, als weit klaffende Mundöffnungen und hörte Nichts, als ein ohrzerreißendes Geräusch gähnender Kinnladen. —

Auch Epilepsie, Hysterie und eine ganze Reihe anderer Nervenaffectionen können durch Nachahmung andere Individuen anstecken, wie dies in Krankenanstalten öfters beobachtet wird; zuweilen verbreitet sich die Ansteckung über einen ganzen Saal. Deßhalb ist es auch räthlich, nervenschwache Personen bei Anfällen jener Leiden zu entfernen. Eine an Hysterie leidende Frau wurde in eine klinische Anstalt der Universität zu Montpellier aufgenommen und theilte ihre Krankheit binnen wenigen Tagen allen in einem und demselben Saale mit

ihr liegenden Frauenzimmern mit. Sie wurde in Folge dessen in ein besonderes, entfernt gelegenes Zimmer gebracht; doch war diese Maßregel nicht genügend; sobald der hysterische Anfall, der bedauernswerthen Patientin Töne des Schmerzes entriß, fingen die übrigen Frauenzimmer im Saale gleichfalls an, zu schreien und zu gesticuliren. Da die Krankheit sich auf alle in der für Leute aus den untersten Schichten des Volkes bestimmten Anstalt befindlichen Frauenzimmer auszubreiten drohete, so verordnete der Oberarzt eine körperliche Bestrafung, welche sehr bald ihren Zweck erfüllte, so daß die Anfälle nicht wiederkehrten. Aehnliche Fälle sind nicht selten; wir können es uns nicht versagen, hier einen solchen anzuführen, der wirklich ganz eigenthümlich ist, und die Macht der Einbildung und der Nachahmung beweis't.

Ein Bauer ging zu einem Arzte in einer norddeutschen Landstadt und bat wegen hartnäckiger Verstopfung um ein Abführmittel. Dieser verschrieb ihm ein solches auf dem üblichen, obligaten Papierstreifen und schärfte ihm ein, *es auf drei Male zu nehmen*. Zu Hause angelangt, nimmt der Bauer, in dem guten Glauben, das Papier sei die verlangte Purganz, und schon seit lange Willens, daß auch seine Frau und seine erwachsene Tochter purgiren sollen, das Recept, schneidet es in drei gleiche Theile, verschluckt einen davon und giebt die beiden andern seinen „Weibsleuten“, welche die Papierstücken denn auch wirklich hineinwürgen. Die ersten Wirkungen empfand der Bauer selbst; bei den Frauenzimmern zeigte sich noch Nichts; allein bei'm Anblicke des armen dummen Teufels, der alle Augenblicke das Zimmer zu verlassen genöthigt war, empfanden Beide bald Kolikschmerzen und zahlten dann auch ihrerseits einen halben Tag lang diesem imaginären Abführmittel ihren Tribut. —

Zweiter Abschnitt.

Der algierische Maureskentanz.

Als durchaus dem Bereiche des Magnetismus des Beispieles angehörend, müssen wir hier eines convulsivischen Tanzes erwähnen, der unter den Mauren Algeriens ziemlich gewöhnlich ist. Früher wurde er nur im Geheimen getrieben und nur Frauenzimmern war der Zutritt gestattet; doch ist es seit der französischen Occupation mehren Neugierigen gelungen, in jene geheimnißvollen Gynäceen einzudringen und Augenzeuge der Verrenkungen und von wenig Decenz zeugenden Gebehrden zu sein, welche diese africanischen Tänzerinnen mit wahrer Manie treiben. Die folgende aus der Feder eines französischen Militärarztes herrührende Beschreibung dieser in Deutschland noch sehr wenig bekannten, eigenthümlichen Art von Tanz wird dem Leser einigermaßen eine Idee davon geben. —

Im Hintergrunde eines langen, schmalen, schwach erleuchteten Zimmers hockt ein altes, als Hexe verschrieenes Weib neben einem Räucherbecken, auf welches sie Weihrauch und Ambrakörner wirft. Drei bis vier andere, ebenso alte und häßliche Frauen, mit gekreuzten Beinen auf Matten sitzend, haben irdene Töpfe mit weiter, mit Pergament überzogener Oeffnuug, eine Art Trommel, in den Händen, auf welcher sie den Tact schlagen und den Tanz begleiten. Die Frauenzimmer, welche zum ersten Male an den Freuden des Tanzes Theil zu nehmen gekommen sind, stehen zu beiden Seiten des Zimmers und betrachten, von den wunderbaren Erzählungen, welche sie gehört, und durch die vor ihren Augen befindliche Scene in hohem Grade aufgeregt, den Schauplatz aufmerksam und erwarten schweigend die Wirkung des Magnetismus.

Ein in die Mysterien des Tanzes schon eingeweihetes Frauenzimmer tritt vor das dampfende Räucherbecken, hält den Kopf darüber, athmet den Qualm ein, hebt das rothe Gesicht mit weit geöffneten Nasenlöchern und keuchender Brust in die Höhe, beugt sich von Neuem darüber und verschluckt die aromatischen Dämpfe; dann beginnt sie nach dem langsamen Tacte der Trommeln das Becken ihres Körpers und die Arme hin und her zu bewegen.

Der Tact der Musik wird kräftiger, rascher, die Bewegungen der Tänzerin gleichfalls; dann kommt ein Zeitpunct, in welchem die alten Frauen mit einer Art Wuth auf die Trommel losschlagen und dabei einen höllenmäßigen Gesang herausquetschen, welcher viele Aehnlichkeit mit dem Heulen wilder Bestien hat. Die Bewegungen der Tänzerin werden immer rascher; die Convulsionen fangen an; ihre Züge werden lebendig, die Augen glänzen, funkeln; sie wirft den Kopf krampfhaft nach Hinten, die Arme verschlingen sich, alle Gelenke krachen; der ganze Organismus zittert und bebt. Zuletzt dreht sich die Tänzerin mit rasender Geschwindigkeit um sich selbst und fällt mit einem gellenden Schrei zu Boden.

Dieser Zustand ist nicht etwa simulirt, wie bei uns der Zustand mancher Gauklerinnen, welche die Taschen des Publicums leeren; die maurischen Tänzerinnen sind wirkliche „Convulsionärs", und es ist gar nicht selten, daß sie sich bei'm Fallen den Schädel zerschmettern oder bedeutende Contusionen davon tragen. Ein Arzt, welcher sie in diesem Zustande untersuchte, fand folgende Symptome: — Haut kalt; Puls kaum wahrnehmbar, fadenförmig, sich allmählig verlierend; Herzschlag selbst in der Herzgrube kaum zu bemerken; Augen weit geöffnet, Augapfel unbeweglich, Pupille erweitert; das Gesicht blaß, Lippen bläulich, Kinnladen fest geschlossen; Rumpf und Gelenke steif, inflexibel, wie bei einem seit mehren Stunden von der Todesstarre ergriffenen Cadaver. Der Arzt kniff den Körper an mehren Stellen ziemlich stark und stach mit einer Nadel in das Fleisch, ohne daß die anscheinend Leblose ein Zeichen von Schmerz von sich gab.

Ist die erste Tänzerin niedergefallen, so reiben die alten Frauen ihre Brust mit der Hand und bringen sie in ein Nebenzimmer. Eine andere Tänzerin tritt vor; die Musikanten beginnen wieder zu trommeln; die Tänzerin ahmt ihrer

Vorgängerin nach und fällt zuletzt in ganz demselben Zustande nieder. So geht es weiter fort; zuweilen tanzen mehre Frauenzimmer auf einmal, unvermögend, dem Drange zu widerstehen, bis die Reihe an Alle gekommen ist und Alle dieselben Phasen der Convulsionen mitgemacht haben und ohnmächtig und in demselben Zustande, wie die Ersten zu Boden gefallen sind.

Einst war während des Tanzes ein elfjähriges Mädchen, welches man von der Scene entfernt hatte, der Aufsicht entwischt, um die Tänzerinnen zu belauschen. Plötzlich sah man das Kind auf der Thürschwelle erscheinen, sich unter die Tänzerinnen mischen und dann zu Boden fallen. Anfänglich hielt man sie für todt, brachte sie aber bald wieder zum Bewußtsein; doch litt sie mehre Tage hintereinander an Nervenanfällen, die sich durch heftigen Kopfschmerz und allgemeine Erschöpfung ankündigten.

Dieser Tanz beweis't aufs Unzweideutigste, daß der Magnetismus des Beispieles mächtig auf den Organismus wirkt und daß schwache oder prädisponirte Wesen wider ihren Willen zur Nachahmung hingerissen werden.

Bei den Völkerschaften Algeriens knüpft sich an die Ursachen dieses Tanzes ein Aberglauben; ihre Gelehrten, welche diese magnetischen Zustände zu begreifen nicht fähig sind, behaupten, daß die Tänzerinnen mit dem Himmel in Verbindung stehen und in ihrer Ekstase die Zukunft vor ihren Augen aufgerollt sehen. Die Marabouts behaupten hingegen, jene Tänzerinnen seien vom bösen Geiste besessen. Nach einer weit verbreiteten Sage sollen mehre dieser Tänzerinnen zwei Jahre vor der französischen Occupation den Fall Algier's und die Flucht des Deys vorhergesagt haben; viele Mauren, welche noch bis jetzt in der genannten Stadt wohnen, bekräftigen die Wahrheit jener Behauptung. —

Der Magnetismus des Beispieles wirkt weit öfter und viel allgemeiner, als man denkt. Täglich, stündlich, ja jeden Augenblick ahmen die Menschen Das, was sie mit ihren Sinnesorganen wahrnehmen, automatisch oder mit bewußter Absicht nach. Lachen und Heiterkeit, Weinen und Traurigkeit, Furcht und Schreck Hoffnung 2c. theilen sich außerordentlich rasch mit; unser Nervensystem, einem Echo ähnlich, wiederholt die empfangenen physischen sowohl als psychischen Ein-

drücke wider unsern Willen. Bei dem Anblicke glücklicher Menschen fühlt man sich wohlthuend bewegt; bei einem Unglück anderer empfindet man Schreck. Der Anblick einer blutenden Wunde, eines unter einen Fingernagel eingedrungenen Dornes, eines klaffenden Schnittes mittelst eines Glasstückes, erregt einen Schauder in uns, der später, noch lange nachher, wiederkehrt, sobald wir nur an jenen Unfall denken. —

Beispiele der Barbarei und Grausamkeit machen Andere barbarisch und grausam; — die Sitten werden nur durch die Civilisation, d. h., durch eine lange Reihe von Beispielen der Humanität, der Milde und Gerechtigkeit gemildert. — Das Beispiel des Luxus erweckt Geschmack für den Luxus, welcher so vielen Menschen, namentlich Frauenzimmern, in so hohem Grade verderblich wird. — Das Laster theilt sich mit, wie der Aussatz; nur zu leicht eignet man sich die Fehler Anderer an. — Daß sich Tugenden weniger rasch mittheilen, liegt nur darin, daß ihr Beispiel seltener ist. — Eltern, Moralisten, Lehrer und Alle, welche ein Interesse haben an der Erziehung der Jugend, prägen ihren Zöglingen nicht umsonst auf das Gewissenhafteste ein, böse Beispiele zu fliehen, gute Beispiele aufzusuchen. Dieser „**consensus omnium**“ beweist, daß der Einfluß des Beispieles mächtig auf den Menschen wirkt und eine höchst bedeutende Rolle in seinem Lebenslaufe spielt. —

Vierzehntes Capitel.

Die Projection des Willens.

Unter **Projection des Willens** verstehen wir den Einfluß, welchen ein Wesen durch einen Act seiner Willenskraft, ohne jede wahrnehmbare äußere Manifestation, auf ein anderes Wesen ausübt. Gleichwie die Schlange den Vogel bezaubert, ihn mit ihren bannenden Augen verblendet und ihn zwingt, in ihren Rachen hinabzuflattern, so zwingt der starke Character durch die Projection seines Willens den Schwachen zu einem passiven Gehorsam.

Diese wunderbare Wirkung des Willens, welche vielfach in Zweifel gestellt wird, und welche man als unmöglich in Abrede zu stellen sucht; diese geheime Kraft zeigt sich allerdings nicht bei allen Menschen in demselben Grade, wie auch Individuen, welche alle die zur Aufnahme dieser Projection erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigen, noch seltner sind, als gewöhnlich magnetische Individuen; dennoch aber sind sie der Erfahrung zufolge zahlreich genug, daß sie unserer Theorie als Basis dienen können.

Der **Willen** ist eine, durch eine besondere Thätigkeit des Gehirnes erzeugte Kraft, welche sich durch Wirkungen manifestirt. Der Willen ist keineswegs eine chimärische, sondern eine reelle Potenz, deren vielfache Wirkungen ihre Existenz beweisen, und die, den andern intellectuellen Fähigkeiten gleich, von der normalen Functionirung des Cerebralorgans abhängen, das nothwendige Resultat desselben sind; der eigentliche Motor jener Functioirugn ist das Nervenfluidum,

das durch unsre Organe und in denselben modificirte electrische Fluidum, dessen augenblickliche, blitzschnelle Wirkungsfähigkeit es besitzt.

Nach den Gesetzen, denen unser Organismus unterworfen ist, kann dies Fluidum, sobald es durch den Willen in Bewegung gesetzt ist, das Nervenfluidum aus andern Körpergegenden anziehen, abstoßen und beliebig fortleiten, wie dies z. B. der Fall ist, wenn der Willen den Beinen befiehlt, zu gehen. Das nervöse, von Manchen auch das psychische Fluidum genannt, entströmt, gleich den übrigen Emanationen, unserm Körper; es kann auf größere oder geringere Entfernungen hin projicirt werden, und in andere Individuen, gegen welche es gerichtet ist, eindringen.

Während der Willensact vor sich geht, bilden die Augen den magnetischen Heerd, welchem das Nervenfluidum entstrahlt oder entströmt. Man beobachte die Blicke des Magnetiseurs, während er magnetisirt, und man wird sich von der Existenz dieses Fluidums überzeugen. Der Magnetiseur vermag das nervöse Fluidum nach Belieben anzuhäufen oder wegzuleiten und dadurch die sensoriellen und intellectuellen Fähigkeiten der magnetisirten Person zu erhöhen oder zu vernichten. Dies wollen wir durch Beobachtungen aus der Praxis zu beweisen suchen.

Ein Arzt der französisch-africanischen Armee, durch wichtige, wissenschaftliche Leistungen bekannt, magnetisirte ein maurisches Kind, während er es die Finger an seinen Händen zählen ließ; ei'm vierten Finger stockte die Stimme des Kindes und dasselbe versank in Schlaf, bevor es weiter zählen konnte. Dieser Magnetiseur erprobte seine Projectivkraft an dem Kinde unter verschiedenen Umständen; so verhinderte er dasselbe, wenn es spielen wollte, am Herausgehen einzig und allein durch seinen Willen; oder er brachte es auf diese Weise zum Spielen, wenn es auch keine Lust dazu zeigte; andere Male versetzte er es in dem Augenblicke, wo es, mit einer Platte voll Kaffeetassen in den Händen, aus dem Zimmer gehen wollte, auf der Schwelle in Schlaf, so daß es, unbeweglich wie ein Marmorbild, stehen blieb. Eines Tags brachte man den kleinen Mauren in ein Nachbarhaus und schloß es mit zwei Ungläubigen, welche sich von der Wahrheit der Thatsache persönlich überzeugen wollten, ein; ungeach-

tet die Augenzeugen den Knaben in eine Unterhaltung verflochten, um ihn wach zu erhalten, ungeachtet sie lärmende Zerstreuungen vorbrachten, schlief er dennoch plötzlich ein. Die Zeugen zogen die Uhr und sahen, daß die Projection des Willens bis auf die Minute genau um die verabredete Zeit ihre Wirkung ausgeübt hatte.

Debay theilt, nach dem Berichte von drei Augenzeugen, folgenden Fall mit, in welchem die geheime Kraft des Willens wohl den höchsten Grad ihrer Entwickelung erreicht haben dürfte. Wenn diese Reihe von Projectionen eine wirklich begründete Thatsache sind — was man wohl glauben muß, da dieselbe von Männern bestätigt wird, welche nicht allein ganz ohne persönliches Interesse bei der Sache sind, sondern selbst jetzt noch an dem zweifeln, was sie gesehen — so muß man zugestehen, daß der animale Magnetismus uns wirklich einen Zugang zu dem geheimnißvollen Allerheiligsten des unbekannten Lebens giebt.

Die beiden Acteurs bei dieser außergewöhnlichen Scene waren Hr. Antenor L., ein Mann, dessen Schädelbildung einen festen, probehaltigen Willen und einen unerschütterlichen Glauben an die Macht seiner Individualität verräth, und Fräulein Ophelia R., ein zartes, sehr schüchternes, an nervösen Anfällen leidendes und zum Somnambulismus disponirtes neunzehnjähriges Mädchen. Zeugen waren drei Naturforscher, gründliche Beobachter, in der Erklärung der ihren Forschungen unterworfenen Erscheinungen wohl geübt.

Antenor L., ein ausgezeichneter Musiker, hatte auf Bitten des Barons R., Ophelien's Vater, den musikalischen Unterricht der Letztern übernommen Schon mehrfach hatte er zu bemerken geglaubt, daß sein Willen einen bedeutenden Einfluß auf seine Schülerin ausübe und er benutzte dies zum Besten ihrer Fortschritte in der von ihm gelehrten Kunst. Bald hatte er eine fast absolute Autorität über Ophelie erlangt, welcher sich diese nie zu entziehen suchte. Wenn sie während des Unterrichts ermüdet den Wunsch aufzuhören aussprach, so wurde sie durch einen einzigen Blick des Lehrers gezwungen, fortzufahren; hielt sie wieder inne, so wurde sie durch einen neuen Blick angespornt; ihre Finger flogen leicht über die Tasten hin, ohne jemals einen falschen Griff zu thun. Un=

empfänglich für die ihr gespendeten Lobsprüche hörte sie nicht mehr auf, spielte immer fort, und begann das Stück von Neuem, wenn sie es durchgespielt hatte. Eines Tages redete der Lehrer, über diese ungewohnte Beharrlichkeit erstaunt, sie an; sie antwortete jedoch nicht, und als er sie mit einem mit Furcht gemischten Staunen untersuchte, fand er sie in folgendem Zustande: der Oberkörper war ganz starr; die Augen waren weit geöffnet und unbeweglich auf einen Punct gerichtet; die Züge zeigten keine Spur von Leben; das blasse Antlitz glich dem einer schönen Marmorstatue; die Bewegung schien den ganzen Körper verlassen zu haben und in die Finger gefahren zu sein, welche mit überraschender Schnelligkeit über die Octaven dahin eilten.

Voll Schrecken ergriff Antenor den Arm seiner Schülerin mit den Worten: „Ist Ihnen nicht wohl?"

Das junge Mädchen sprang plötzlich von ihrem Sitze auf, wie wenn sie jählings aus dem Schlafe erwacht wäre. „Ich bin sehr müde und matt," erwiederte sie; „ich habe starken Kopfschmerz."

Natürlich war die Lection beendigt. In den folgenden Unterrichtsstunden zeigten sich dieselben Phänomene. Dem Vater entging die Unbeweglichkeit seiner Tochter, die stumme Inbrunst, mit welcher sie sich jedesmal dem Piano näherte, nicht; er freuete sich darüber, voll Hoffnung, daß das Talent seiner Tochter bald zur Virtuosität sich ausbilden würde. Er sprach darüber mit dem Lehrer, und dieser fand nach einigen an den Baron gerichteten Fragen zu seinem größten Erstaunen, daß die Zeit, zu welcher Ophelie ihre Uebungen hielt, genau mit den Stunden zusammenfiel, in denen seine Gedanken auf sie gerichtet waren. Am Abende nach einem Tage, an welchem Ophelie vor einer von ihrem Vater eingeladenen Gesellschaft von Freunden mehre schwierige Musikstücke auf das Brillanteste vorgetragen hatte, erinnerte sich Antenor, daß er mehre Male voll Unruhe daran gedacht habe, wie sich seine so schüchterne, so leicht aus der Fassung zu bringende Schülerin einer so zahlreichen Gesellschaft gegenüber benehmen werde; so oft dieser Gedanken ihm gekommen war, hatte er den Wunsch gehegt,

daß Ophelie die Piècen wiederholen möge. Er theilte dies dem Baron mit, welcher ihn lächelnd ansah.

Nach Hause zurückgekehrt, wollte Antenor sich von dem Einflusse seines Willens positiv überzeugen. Er nahm seine Uhr zur Hand, merkte sich genau die Stunde und sprach dann in befehlendem Tone die Worte vor sich hin: „Ophelie, setzen Sie sich jetzt an das Piano und wiederholen Sie Ihre Lection; Sie dürfen nicht eher aufhören, als bis ich es Ihnen sage.“ — Nach Verlauf einer halben Stunde sagte er in der nämlichen Weise: „Sehr gut; ruhen Sie sich jetzt ein Wenig aus.“ Bald darauf fuhr er fort: „Fangen Sie wieder an. . . . — Sie scheinen müde zu sein. . . . . Machen Sie noch eine Pause. . . . Nun ist es genug.“

Am folgenden Tage erzählte Antenor dem Baron von seinem Versuche und fragte, ob Ophelie ihm gehorcht habe. Die Antwort lautete bejahend. Eine neue Probe, die der noch ungläubige Vater verlangte, hatte dasselbe Resultat; ebenso noch mehre andere. Voll Staunen darüber und von Furcht für sein einziges Kind erfüllt, fragte Hr. von R. einen ihm befreundeten alten Arzt, einen wissenschaftlich gebildeten Mann, zu welchem er volles Vertrauen hatte.

Anfänglich scherzte der Doctor. „Das ist ja richtiger Magnetismus. Sie glauben also an den Magnetismus, Baron! Wissen Sie nicht, daß Magnetiseur und Taschenspieler gleichlautende Begriffe sind?“

„Das mag sein. Die Thatsache, von der ich rede, läßt sich aber nicht bezweifeln, ich habe Augen und Ohren, Doctor!“ Der Arzt gab, als er sah, daß der Consultant die Sache ernst nahm, den scherzenden Ton auf, und bemerkte: „Ich besitze ein unfehlbares Mittel gegen die Leichtgläubigkeit, oder ich will vielmehr sagen, gegen die Nervenkrankheit, von welcher Ihr Fräulein Tochter bedroht ist. Doch bedarf ich dabei Ihrer Hülfe.“

„Die wird Ihnen gewährt.“

„Wir müssen Ihren Musiklehrer veranlassen, in mein Zimmer zu kommen, ohne daß er den Zweck dieses Besuches kennt. Dann begeben Sie sich zu Ophelie und sorgen dafür, daß sie mit keinem andern Menschen in Berührung

komme. Jeder von uns muß zwei Zeugen haben, wissenschaftlich gebildete, vor allen Dingen aber skeptische Männer. Dann müssen wir, Jeder mit seinem Chronometer in der Hand, Hrn. Antenor bitten, seine Wunder zu beginnen, und Sie werden, wie ich im Voraus weiß, für immer die Ueberzeugung gewinnen, daß die magnetische Kraft, auf diese improvisirte Weise zur Thätigkeit veranlaßt, in sich selbst zusammenfällt. Ist so die Gaukelei entlarvt, so wird Ihre Tochter nicht länger einer geheimen Kraft gehorchen, und Sie selbst werden der Erste sein, der über einen Glauben lacht, welcher heutzutage nur sehr wenig Fanatiker hat."

Am folgenden Tage war Antenor nebst zwei Zeugeu im Cabinete des Arztes; Ophelie, von ihrem Vater und gleichfalls zwei Zeugen überwacht, war in ihrem Zimmer eingeschlossen. Auf beiden Seiten hatte man zwei gleich geformte Stücken Papier vorbereitet: auf dem einen sollten die Befehle des Magnetiseurs, auf dem andern die Bewegungen und Antworten der Somnambule verzeichnet werden. Als die genau nach einander gestellten Chronometer die Mittagsstunde anzeigten, begann die Sitzung.

In diesem Augenblicke plauderte Ophelie mit den Freunden ihres Vaters gerade über das Theater und lachte laut über die picanten Witze eines Vaudevilles, welches sie am vorigen Abend gesehen. Plötzlich war sie von der Projection erreicht; ihre Wangen erblaßten; ihre Züge wurden allmählig unbeweglich, ihr Augapfel schien in seiner Höhle zu erstarren und der Blick war fest auf einen Punct gerichtet.

Darauf stand sie von ihrem Sitze auf, setzte sich vor das Piano und begann ein Stück mit der Leichtigkeit der Improvisation zu spielen. — Die Langsamkeit der automatischen Bewegungen ihres Körpers standen in auffallendem, Schrecken einflößenden Gegensatze zu der Schnelligkeit ihrer Finger. Nachdem sie das Musikstück beendigt hatte, stellte sie einen Stuhl gegen die Wand, stieg auf denselben, nahm aus einem kleinen Bücherschranke ein Buch, stieg wieder vom Stuhle herab, stellte sich mitten in das Zimmer, declamirte einige Stellen aus Victor Hugo's schöner Dichtung: „**Le Roi s'amuse**", warf dann das Buch

voll fröhlicher Laune auf den Fußboden, tanzte, jedoch langsam und wie wenn sie daran verhindert würde, die Figur einer Quadrille und setzte sich dann wieder in ihren Lehnstuhl; Seufzer schwellten ihren Busen und sie vergoß Thränen. Der heftig erschütterte Vater wollte seine Tochter dem verhängnißvollen Einflusse, von welchem sie beherrscht wurde, entreißen und durch Erwecken jenen eisernen Willen zerbrechen, welchem sie gehorchte. Die Zeugen hielten ihn jedoch davon ab. Bald zeigten Ophelien's Züge wieder den Ausdruck der Ruhe; sie holte ein Schachbret herbei, stellte die Bauern selbst auf und schlug, obgleich sie nur die ersten Anfangsgründe des Spieles kannte, ihren Vater gleich in der ersten Partie. Beide Freunde wurden gleichfalls von ihr besiegt und, wie sie einstimmig bekannten, durch sehr scharfsinnige Combinationen. Nach diesem dreifachen Siege ließ sie ein lautes, fröhliches Lachen hören, was den armen Baron etwas erheiterte; dann setzte sie sich an das Instrument und trug eine kriegerische Arie vor, welche wie ein Triumphmarsch klang. Darauf ging die Somnambule in den kleinen Garten hinab, welcher unter den Fenstern ihrer Wohnung lag; sie durcheilte geschickt und vorsichtig die gewundenen Pfade, ohne die Beete zu verletzen, begoß mehre Blumen, pflückte andere, wand einen geschmackvollen Strauß, kehrte auf ihr Zimmer zurück und stellte das Bouquet in eine Vase. Dann öffnete sie ihre Zeichnenmappe und fing mit sichrer Hand an, die Blumen zu skizziren.

Während sie mit Zeichnen beschäftigt war, richtete der mit Aufzeichnung von Antenor's Befehlen beauftragte Zeuge im Zimmer des Arztes die Frage an den Ersteren: „Haben Sie die Güte und befehlen Sie Fräulein Ophelie, unsre Namen und Zunamen auf ihr Papier zu schreiben."

„Dieser Befehl würde nicht ausgeführt werden, da ich einen fremden Willen nicht projiciren kann," antwortete der Musiklehrer; „alle meiner Schülerin mitgetheilten Ideen müssen spontan in meinem eignen Gehirn entstanden sein; die mir von einem andern eingeflüsterten Ideen gelangen nicht zur Somnambule. Wenn Sie wollen, werde ich die Dame veranlassen, die Namen der Blu-

men, aus denen das Bouquet besteht, aufzuschreiben.“ — Die Zeugen erklärten sich damit einverstanden.

Ophelie ließ ihre Zeichnung im Stiche und schrieb auf dasselbe Papier die Namen der Blumen in folgender Ordnung: „Rose; Immortelle; Narzisse; Jasmin; Goldlack: Syringe; Anemone; Hyazinthe; Jonquille.“

Das Wort Jonquille wiederholte die Somnambule langsam, schüttelte leise den Kopf und fügte dann mit einem Seufzer hinzu: „Diese Blume ist mein Ebenbild; schwächlich, bleich und dahin schmachtend, dies sind die Charactere meiner gebrechlichen Constitution. Arme Blume, so zart und so hübsch; kaum haben sich die Augen auf Dich gerichtet, so treten schon die traurigen Worte auf die Lippen: Morgen bist Du nicht mehr. Ach! Ich werde Dein Loos theilen!“

Mit diesen Worten trat die Somnambule vor einen Spiegel, ergriff einen Kamm, ringelte ihr schönes Haar und coiffirte es in untadelhafter Symmetrie; dann holte sie einen großen Schleier von gesticktem Tüll, dem Schleier einer Neuvermählten ähnlich, steckte ihn mit einer goldnen Nadel auf dem Kopfe fest und kniecte nieder, die Hände faltend, wie im Gebete versunken. Plötzlich stand sie rasch auf und sagte ungeduldig:

„Nein, nein, ich kann nicht heirathen, . . . meine Constitution verträgt die Ehe nicht, . . . ich würde den Tod davon haben. Ach, lieber Vater, Du hast mich doch so lieb und wirst mich nicht dazu zwingen!“

Hierauf blieb sie einige Minuten in Schweigen versunken und schien eine mit ihr redende Stimme zu vernehmen. Ihr Gesicht drückte eine unbeschreibliche Trauer aus; dann trat ein melancholisches Lächeln auf ihre Lippne . . . langsam und in Zwischenräumen, wie wenn sie auf an sie gerichtete Fragen antwortete, sprach sie die folgenden Worte:

„Ein Hochzeitgedicht! . . . Dieses Lied paßt nicht für mich. . . Das Leben und Gesundheit zu besingen, während ich doch schwach und kränklich bin. . . Dichter, für mich paßt eine Grabschrift, . . . ein Epitaph! . . Dies Wort erschreckt Sie; Sie sind gerührt, Sie weinen darüber, daß ein armes junges Mädchen mit ihren Augen die schwarzen Schlünde des Grabes untersucht. . . . Zu

verwelken schon am Morgen, der so schön, so herrlich lachte . . . Blumen! Blumen! . . . . Ja, ich liebe die Blumen so sehr, ... ach! darunter ist immer das Grab, . . das Grab, durch Blumen verdeckt . . . Die lauen Lenzeswinde haben aufgehört, für mich zu wehen; mich friert's schon bei dem eisigen Sturme des Windes. . ." Und sie schwieg wieder eine Zeit lang.

„Immer das Hochzeitgedicht!" begann sie von Neuem, mit einer ungeduldigen Gebehrde. „Hören Sie auf, ich bitte Sie darum. Ich habe Ihnen ja eben gesagt, daß eine Heirath mein Tod sein würde. Warum sind Sie so hartnäckig? . . . Wir wollen meine Grabschrift entwerfen. Sie fühlen dazu nicht die Kraft in Sich? Dann werde ich mich selbst daran machen müssen. Nehmen Sie einen Bleistift und schreiben Sie." Und hier dictirte sie einige Verse, welche von wahrhaft erschütternder Wirkung auf die Zuhörer waren. Außer sich vor Schmerz, umschlang der Vater weinend den Hals der Somnambule und rief: Meine geliebte Tochter! Komm doch zu Dir, verjage diesen fürchterlichen Schlaf, der Deine Sinne umfangen hält!"

Auf diese heftige Weise erweckt, stieß Ophelia einen gellenden Schrei aus und fiel ohnmächtig in ihres Vaters Arme. Erst nach stundenlangen Bemühungen und ängstlichen Sorgen kam sie wieder zum Bewußtsein. Sie mußte zu Bett gebracht werden und blieb vier Tage an dasselbe gefesselt, da sich sehr beunruhigende nervöse Symptome zeigten.

Unmittelbar nach der Sitzung kamen der Doctor und die beiden Zeugen zum Baron. Beide Protocolle wurden auf's Sorgfältigste mit einander verglichen; nicht der kleinste Irrthum, nicht der geringste Fehler zeigte sich. Alle notirten Projectionen stimmten mit den protocollirten Bewegungen und Handlungen überein. Beide Theile betrachteten sich voll Erstaunen und Verwunderung. Ein zufälliges Zusammentreffen war hier nicht denkbar; und da die Zeugen nicht zu den Menschen gehörten, welche an Hexerei und Wunder glauben, so begnügten sie sich mit dem Geständnisse, daß diese Thatsache physikalisch-unerklärlich sei. Doch weigerten sie sich, dieselbe zu bestätigen, ohne Zweifel aus

Furcht, verlacht zu werden. Es ist dies Letztere um so mehr zu bedauern, als ihre Namen für das Zeugniß von großem Gewichte gewesen sein würden. —

Fünfzehntes Capitel.

Die Magnetotherapie, oder die Anwendung des animalen Magnetismus zur Heilung von Krankheiten.

In diesem Capitel kommen wir zu einem der schwierigsten Puncte. Es fragt sich nämlich:

Vermag der thierische Magnetismus eine therapeutische Wirkung auf den kranken Organismus auszuüben?

Kann der Magnetismus zur Behandlung gewisser Krankheiten, namentlich solcher, gegen welche die der Heilkunde sonst zu Gebote stehenden Mittel Nichts auszurichten vermochten, angewendet werden?

Besitzen gewisse magnetisch-somnambule Individuen wirklich die Fähigkeit, durch die Körperhülle hindurch die verletzten Organe zu erkennen und die wirksamsten Heilmittel anzugeben? —

Diese dreifache Frage deren Lösung für die Wissenschaft sowohl, als für die Menschheit von der höchsten Wichtigkeit ist, sollte den Gegenstand unablässiger Studien von Seiten aufgeklärter Lehrer der medicinischen Wissenschaften bilden.

Ist nicht unsre Zeit die Epoche der großartigsten Entdeckungen in Kunst und Wissenschaft? Physik und Chemie schreiten mit Riesenschritten vorwärts; die Physiologie des menschlichen Organismus, welche ebenfalls so bedeutende Fortschritte gemacht hat, darf nicht zurückbleiben: der animale Magnetismus liegt offen vor ihr; ein weites, noch fast ganz unangebauetes Feld, wo eine reiche Ausbeute zu hoffen ist.

In den vorhergehenden Capiteln ist zur Genüge nachgewiesen worden, daß im Alterthume Männer, welche fast alle der Klasse der Priester, d. h., der aufgeklärten Klasse angehörten, Kranke durch Berührung, Insufflation ꝛc. heilten; daß im Mittelalter gleichfalls durch analoge Mittel Heilungen herbeigeführt wurden; daß im **XVI.** und **XVII.** Jahrhunderte mehre Aerzte diese Mittel gegen chronische Nervenkrankheiten anwendeten und daß ihre Versuche mehrfach den besten Erfolg hatten. Mögen diese Heilungen nun Folge der Wirkung des Magnetismus oder der Einbildung und des Glaubens der Kranken gewesen sein, so läßt es sich doch wenigstens nicht in Abrede stellen, daß sie wirklich Statt gefunden haben. — Am Ende des **XVII.** Jahrhunderts trat Mesmer mit den Resultaten seiner Heilmethode auf; seine Schüler vervollkommneten dieselbe und namentlich erhielt der Marquis de Puységur ganz außerordentliche Erfolge.

Ungeachtet der Gleichgültigkeit, ja selbst der Verachtung, mit welcher unsre gelehrten Körperschaften diesen Gegenstand behandeln, ungeachtet der Geringschätzung und der mannigfachen Chikanen von Seiten der zur Beobachtung und Prüfung der magnetischen Phänomene und zur Berichterstattung über dieselben ernannten Commissionen beschäftigten sich dennoch mehre gelehrte Zeitgenossen, welche wir schon früher nannten, mit dem Studium des Magnetismus und suchten ihn, von seiner bedeutenden Heilkraft überzeugt, zur Heilung von Krankheiten anzuwenden; ja selbst Aerzte von Ruf scheueten sich nicht, sich Magnetiseurs zu nennen. Heutzutage hat sich der Magnetismus in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet; er wird von einer Menge von Menschen ausgebeutet, welche nicht nur nicht Aerzte sind, sondern denen es sogar an der unerläßlichen wissenschaftlichen Bildung mangelt. Der Charlatanismus hat sich jenes Agens

bemächtigt, wie er sich auch der Heilkunst in fast allen ihrer Zweige bemächtigt, wovon er sich Gewinn verspricht. Diese Ausbeutung des Magnetismus durch Industrieritter, deren Folgen für die Kranken sehr gefährlich werden können, und gegen welche die strengsten Maßregeln ergriffen werden sollten, ist es hauptsächlich, welche die Gelehrten von einem gründlichen Studium der Sache zurückhält und weitere Fortschritte verhindert. —

Die Frage: Hat der Magnetismus eine therapeutische Wirkung auf den kranken Organismus? — müssen wir mit Ja! beantworten. Dies läugnen selbst seine Gegner nicht; sie schreiben die erzielten Wirkungen der Einbildungskraft zu. Die Magnetisirung zu Heilzwecken ist ihrem Wesen nach ein Modificiren des nervösen Fluidums bei den Patienten, um die Ursache des Leidens zu beseitigen, oder, wenn dies nicht möglich ist, es zu lindern. Nach den Behauptungen der Magnetiseurs kann das magnetische Agens in dreifach verschiedener Weise wirken.

1) Wird das magnetische Fluidum auf ein Organ gerichtet, dessen Lebensthätigkeit gesunken ist, so wirkt es als Reizmittel und giebt dem Organe einen Theil der mangelnden Vitalität zurück. — Dies ist ganz wahr, bis auf das „magnetische Fluidum", dessen Existenz wir in Abrede gestellt haben, da es unbedingt mit dem Nervenfluidum identisch ist. Nach unserer Theorie resumirt sich diese erste Wirkungsweise in der Anhäufung des Nervenfluidums im Gehirn, so daß die übrigen Organe des Körpers eines Theiles dieses sie durchströmenden Fluidums beraubt werden. Auf diese Anhäufung des Fluidums auf einen Punct folgt bald eine Ausströmung desselben auf die andern Puncte, die seiner theilweise beraubt waren; der Magnetiseur kann diese Ausströmung auf das eine oder das andere Organ richten und so eine durch Mangel an Nervenfluidum bedingte krankhafte Thätigkeit in diesem Theile beseitigen. Dies wird durch unzählige Beispiele bewiesen.

2) Nach der Behauptung der Magnetiseurs wirkt das magnetische Fluidum, wenn es auf ein gereiztes oder entzündetes Organ geleitet wird, in umgekehrter

Weise, d. h., es zertheilt die Flüssigkeiten, welche die Turgescenz veranlaßten, und zwingt das Blut wieder zu einer uormaleu Circulation.

Nach unsrer Theorie ist dieser Satz durchaus falsch. Je reichlicher das Nervenfluidum in einem Organe circulirt, desto kräftiger ist die Blutcirculation und desto intensiver die Reizung in diesem Organe; denn bekanntlich ist das nervöse Fluidum der Regulator des Blutkreislaufs. Man kann also das gewünschte Resultat nur dadurch erhalten, indem man dem kranken Organe einen Theil des Nervenfluidums entzieht.

3) Wird das magnetische Fluidum speciell auf das Nervensystem gerichtet, so modificirt es die Functionen desselben; es bethätigt dieselben oder stimmt sie herab, entwickelt seine Sensibilität zu einem hohen Grade oder suspendirt dieselbe völlig.

Auch dieser Satz ist falsch; denn durch Vermehrung oder Anhäufung des Nervenfluidums kann man die Sensibilität nur erhöhen; das einzige Mittel, die letztere herabzustimmen, besteht darin, den Strom des Nervenfluidums zu unterdrücken.

Wir glauben, hiermit bewiesen zu haben, daß die Magnetiseurs über das Wesen und die Wirkungsart ihres vermeintlichen magnetischen Fluidums in völligem Irrthum sind. Stellen wir an die Stelle dieses imaginären Fluidums das Nervenfluidum, dessen Existenz eine unbestrittene Wahrheit ist, so haben wir eine genügende Lösung der merkwürdigen Frage des animalen Magnetismus. —

Die **Krankheiten**, gegen welche der Magnetismus mit Erfolg anzuwenden ist, sind, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, namentlich die, welche durch einen Mangel oder einen Ueberschuß an Vitalität bedingt werden; so besonders Nervenkrankheiten, chronische Leiden jeder Art, Geschwülste, Anschoppungen, Obstructionen und viele andere Affectionen, deren namentliche Anführung uns hier zu lange aufhalten würde.

Natürlich schließt das magnetische Heilverfahren die Anwendung von Mitteln, deren Wirksamkeit durch die Erfahrung bestätigt worden ist, keineswegs

aus. Die magnetisirenden Aerzte sind der Ansicht, daß dies in den meisten Fällen sogar nothwendig ist, weil dadurch die Heilung beschleunigt wird.

Daß aber der Magnetismus wirklich gegen die genannten Krankheiten sich wirksam zeigt, davon zählen die zahlreichen Werke über den Gegenstand eine große Menge von Beispielen auf Man darf nur eins dieser Bücher aufschlagen, um sich davon zu überzeugen. Und wahrlich, es bedarf wohl nur der Hinweisung auf die berühmten Namen der Aerzte, welche uns so interessante, als wichtige Beweise von der, von ihnen selbst erprobten Heilkraft des Magnetismus gegeben haben, um den Leser zu weiterer Lectüre über diesen Punct anzuregen. Von jenen Namen nennen wir nur die folgenden: Rostan, Husson, Georget, Bertrand, Jos. Franck, Deleuze, Itard, Foissac, Cremmens (zu Gand), Descamps (zn Mons), Meyer (in Amsterdam), Kühnholz, Jaquez, Despine, Teste, Dupotet, Ward, Edwin, Lee, Elliotshon, Spencer, Hall, Bourdin, Teste, Mialhe, Pigeaire und viele andere Ausländer, der Deutschen gar nicht zu gedenken, da Deutschland bekanntlich das größte Verdienst um eine rationelle Anwendung des Magnetismus in der Medicin sich für alle Zeiten erworben hat. Wir würden nicht zu Ende kommen, wenn wir alle dem Magnetismus zugeschriebenen Heilungen und Wunderkuren auch nur mit den Namen der betreffenden Berichterstatter andeuten wollten; die enorme Menge der Beobachtungen und Thatsachen, welche hierher gehören, würde dicke Bände füllen. Hat doch ein „curioser Liebhaber" unter den Zeitgenossen nach mehrjährigem Forschen in den bedeutenderen pariser Bibliotheken berechnet, daß die Zahl der größeren und kleineren französischen Schriften über den animalen Magnetismus achthundertfünfundsiebzig, und die der Aerzte und Chirurgen in Paris, welche den Magnetismus iu ihrer Praxis anwenden, mehr als dreihundert beträgt!

Es bleibt nun noch die Frage zu besprechen: existiren wirklich Individuen, welche im Zustande des magnetischen Somnambulismus die Gabe besitzen:

1) das verletzte oder kranke Organ, oder den leidenden Theil ihres eignen Körpers zu erkennen und selbst eine passende Kur anzuordnen?

2) Durch den Körper der ihnen vorgestellten Kranken hindurch den Sitz des Uebels genau zu erkennen, und die wirksamsten Mittel zur Heilung desselben, wenn ein solches überhaupt möglich ist, zu geben?

Aufgeklärte und glaubwürdige Magnetiseurs beantworten auch diese Frage bejahend, bemerken aber gleichzeitig, daß solche Fälle sehr selten sind. Ihrer Antwort liegen eine Menge Versuche und unleugbarer Thatsachen zu Grunde. Bereits im 10. Capitel haben wir die Theorie und die Erklärung dieser Fähigkeit der Somnambulen gegeben; wir kommen deßhalb nicht wieder darauf zurück. Was die ihnen vindicirte Fähigkeit betrifft, passende Heilmittel und eine geeignete Kurmethode anzuordnen, so stützt sich der Beweis dafür auf den medicinischen Instinct, welcher, nach der Behauptung mehrer namhafter Gelehrter, den Menschen und den Thieren eigen sein soll. Wir sehen wirklich alle Tage, wie gewisse Thiere den Sitz ihrer Krankheit erkennen und das Mittel zur Heilung derselben aufsuchen. Der Hund, die Katze, die Ziege rc. fressen gewisse Kräuter, gewisse Früchte, um zu purgiren oder Erbrechen hervorzurufen. Der Biber taucht in eiskaltes Wasser und wälzt sich dann in einem Haufen trockner Blätter, um eine heilsame Reaction herbeizuführen und einen reichlichen Schweiß hervorzurufen. Das Nilpferd reißt sich die Bauchhaut an Stacheln und scharfen Mimosendornen auf, um so einen Aderlaß zu bewirken und sich von einer drohenden Plethora zu befreien. Ebenso verfahren die turkomanischen und arabischen Pferde, indem sie eine große Bauchvene zerbeißen. Der Hund und viele andere Säugethiere heilen ihre Wunden durch Belecken; und so könnten wir noch viele andere Beispiele dieser Art anführen. Wenn nun die Thiere mit einem solchen Heilinstincte begabt sind, warum sollte dann nicht auch der Mensch desselben theilhaftig geworden sein! Bei dem Halbwilden soll dieser Instinct, nach der Behauptung mancher Gelehrten, in sehr ausgesprochnem Grade existiren, beim civilisirten Menschen sich aber allmählig verwischen und muß dann durch die Wissenschaft ersetzt werden. Die Magnetiseurs theilen diese Ansicht und behaupten, daß der medicinische oder Heilinstinct, von welchem man bei dem Sohne der Civilisation kaum eine Spur erkennt, in demselben während

des magnetischen Schlafes plötzlich wieder erwacht, sich weiter entwickelt und eine um so größere Schärfe gewinnt, je vollständiger das Individuum von der Außenwelt isolirt ist. Dies ist wohl denkbar; denn da während jenes Zustandes das Beziehungsleben suspendirt ist, nimmt die Thätigkeit des Instinctes und der Intelligenz in einem wunderbaren Grade zu; deßhalb vermag der Kranke, den Sitz seiner Krankheit zu erkennen, ihren Verlauf, ihre Wirkungen zu erfassen und die gegen sie anzuwendenden Mittel zu errathen.

Denen, welche dieses Raisonnement verwerfen, könnten wir, wenn es der enge Raum dieser Schrift erlaubte, eine zahlreiche Menge von unabweisbaren Thatsachen entgegensetzen, Thatsachen, welche übrigens überall, zu allen Zeiten sich beobachten lassen, und von denen die über den Magnetismus geschriebenen Werke zahlreiche Thatsachen mittheilen*). —

Nach allen den in den vorstehenden Capiteln mitgetheilten Thatsachen und Gründen ist fürderhin eine absolute Negation des Magnetismus und der außergewöhnlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, welche er bei manchen Individuen hervorruft, nicht mehr möglich; höchstens ist der Zweifel gestattet. Die Zweifler aber, welche aus Furcht, hintergangen zu werden, nicht zu glauben wagen, können wir nur auf die zahlreichen Beweise von magnetischen Heilungen hinweisen, welche sie in allen Schichten der Gesellschaft, von den Salons der Aristokratie bis zu der Hütte des armen Tagelöhners, finden können, wenn sie sich die Mühe geben wollen.

Eine gründliche Untersuchung der Frage drängt uns zu der Annahme, daß die Affectionen, gegen welche der Magnetismus mit der größten Aussicht auf Erfolg angewendet werden kann, die Nervenkrankheiten, rheumatischen Affectionen und asthenischen Leiden sind. Es würde den Aerzten wenige Mühe machen, den Magnetismus anzuwenden, sobald die Krankheit den ange-

*) Man vergleiche namentlich das angeführte Werk: „Historische Enthüllungen über die Geheimen Wissenschaften" 2c., von H. Hartmann.

wendeten therapeutischen Mitteln hartnäckig Widerstand leistet; ja, wenn das Leiden als unheilbar erkannt worden, müßte eine versuchsweise Anwendung des Magnetismus zur Pflicht gemacht werden.

Entweder ist der Magnetismus überhaupt nützlich, oder nicht. Ist seine Nützlichkeit durch Thatsachen festgestellt worden, warum will sich dann die Heilkunde dieses Mittels, sei es zur Erleichterung oder zur Ergänzung, zur Vervollständigung der Diagnose in zweifelhaften oder dunkeln Fällen nicht bedienen?, Warum soll man ihn in verzweifelten Fällen, wenn der Arzt alle Hülfsquellen seiner Kunst vergeblich erschöpft und den Patienten aufgegeben hat, nicht den Magnetismus anwenden?

Ist dagegen der Magnetismus nutzlos, ist er wohl gar gefährlich, warum wird dann seine practische Ausübung geduldet? Alltäglich strömt eine Menge von Patienten zu somnambulen Frauenzimmern und lauscht den Orakelsprüchen derselben, die höchst selten einen wissenschaftlichen Character haben, voll Andacht und Glauben. Die Consultationen dieser Art sind meistens sehr theuer, obgleich sie sehr häufig nur eine Lockspeise sind und zuweilen die traurigsten Folgen herbeiführen. Solchem Unfuge, der namentlich in Frankreich zu einem bedeutenden Grade von Entwicklung gediehen ist, sollte die Polizei steuern, indem die Ausübung der magnetisch-medicinischen Praxis förmlich organisirt, oder indem der Magnetismus formell und durchaus absolut verboten würde. — In Deutschland, namentlich in Preußen und Sachsen, ist man in dieser Beziehung viel weiter: die Ausübung der magnetischen Praxis ist Jedem verboten, der nicht das Doctordiplom erworben hat. Dies ist eine sehr dankenswerthe Maßregel, welche die übrigen Staaten Europa's nachahmen sollten! —

Sechszehntes Capitel.

Neuer Magnetismus. Die Aneurosie oder Erschöpfung des Nervenfluidums, und die Bulitodynamie, oder die Macht des Willens.

Alle über den Magnetismus geschriebenen Werke sind unvollständig, insofern sie die magnetischen Erscheinungen stets der Projection eines Fluidums zuschreiben. Die practischen Magnetiseurs tragen im Allgemeinen nur ihrer emissiven, ihrer magnetischen Kraft Rechnung und vergessen die wichtigste Seite der Rolle, welche dem Nervensysteme des Somnambulen zugetheilt ist: nämlich die nervöse Ueberreizung und Erschöpfung. Vielleicht haben sie nie daran gedacht, daß die Erschöpfung des vom Gehirn ausgehenden Nervenfluidums es ist, welche das magnetische Individuum ihnen unterthänig macht.

Mehre Experimentatoren, namentlich Carpenter, kamen auf den Gedanken, eine Art magnetischen Zustand hervorzurufen, indem sie die Aufmerksamkeit der zu magnetisirenden Person auf eine aus einer Kupfer- und einer Zinkplatte bestehenden sogenannten „Säule“ concentrirten. Ein Knopf, ein Ring, ein großer Stecknadelkopf oder irgend ein anderer Gegenstand, eine Fingerspitze, oder auch — nach dem Verfahren der „Umbiliquisten“ — der Nabel würden dieselben Resultate geben; denn es handelt sich, wie wir sofort sehen werden,

nur darum, daß man das Nervenfluidum eines Individuums zur Erschöpfung bringt und ihm sein eignes Fluidum substituirt: das ist die ganze Hexerei. Nach Allem, was über Carpenter bekannt geworden, ist dieser Mann ein gründlicher Beobachter; es fehlen ihm jedoch, wie dies bei den meisten Physikern der Fall ist, die zur Erklärung der durch eine Concentrirung der Aufmerksamkeit erzeugten Phänomene durchaus nothwendigen anatomischen und physiologischen Kenntnisse. Er nennt diese Erscheinungen electro-biologische Phänomene, und die zur Erzeugung derselben angewendeten Mittel die Methode der Suggestion. Da das Nervensystem die Quelle der Phänomene ist, welche durch eine dauernd angestrengte Aufmerksamkeit verursacht werden, so handelte es sich darum, die Bewegungen des Nervenfluidums zu studiren, und das Wort zu finden, welches dieselben zu definiren vermag. Nach der physiologischen Untersuchung mehrer in Folge einer andauerud auf die erwähnte Säule gerichteten Aufmerksamkeit in jenen Zustand von Erschöpfung gerathenen Individuen kam Debay zu der Ueberzeugung, daß das Wort Aneurosie, oder momentane Erschöpfung des cerebralen Nervenfluidums passender sei, als das Wort Biologie. Sind wir damit einverstanden, so wollen wir jetzt zu einer Darstellung der Erscheinungen, welche Debay als Augenzeuge beobachtete, übergehen und die Mittel, mittelst welcher dieselben sich erzeugen lassen, angeben, damit jeder Leser sich durch Wiederholung der Versuche selbst überzeugen kann.

Es werden sechs oder sieben junge Leute beider Geschlechter, von nervösem, leicht impressionablem Temperamente und schwacher Willenskraft, ausgewählt und ihnen bequeme Sitze in Lehnstühlen angewiesen; dann giebt man ihnen in die eine, geöffnete Hand eine kleine Scheibe von Zink, welche in ihrem Mittelpuncte mit einem Korn von Kupfer versehen ist. Darauf fordert man sie ausdrücklich auf, ihre Augen fest auf die Platte zu heften, ihren Geist in der vollkommensten Ruhe zu lassen und an durchaus Nichts weiter, als an die Scheibe zu denken, auf welche ihre ganze Aufmerksamkeit concentrirt sein muß.

Darauf läßt man sie allein, mit Vermeidung jedes, auch des geringsten Geräusches, denn ein solches; sowie die geringste Zerstreuung würde ein Miß-

lingen der Operation veranlassen. Bei Individuen, welche für jenen Einfluß empfänglich sind, zeigen sich nun folgende Erscheinungen:

Die Fixirung der Augen auf die Platte und die angestrengte Aufmerksamkeit halten im Gehirn eine größere Menge des Nervenfluidums zurück, als im normalen Zustande; diese Anhäufung dauert immer fort, es tritt eine Ueberreizung des Gehirnes ein: das Individuum empfindet Ohrenklingen, die Sehkraft wird geschwächt, die Scheibe scheint leuchtend zu werden und nimmt nach einander verschiedene Formen, verschiedene Farben an. Der Puls wird beschleunigt, fadenförmig, es stellt sich Kriebeln in den Extremitäten ein, der Kopf wird eingenommen und schwer; eine allgemeine Müdigkeit bemächtigt sich des Individuums; und dieser Zustand von Erschöpfung ist eine unvermeidliche Folge der Ueberreizung.

Indessen zeigen sich diese Wirkungen nicht bei allen Individuen, an welchen der Versuch angestellt wird; Diejenigen, deren Aufmerksamkeit nicht ununterbrochen auf die Scheibe gerichtet war, oder welche durch andere Gedanken abgezogen wurden, fühlen nur Langeweile und Ungeduld. Fünfundzwanzig bis dreißig Minuten genügen, um die Individuen in den geschilderten Zustand von Aneurosie oder nervöser Erschöpfung zu versetzen; haben sie das Experiment erst einmal durchgemacht, so genügen später acht bis zehn Minuten.

Ist die zur Erzeugung der nervösen Erschöpfung erforderliche Zeit verflossen, so kehrt der Operirende allein, ohne Begleitung, in das Zimmer zurück, in welchem sich die dem Versuche unterworfenen Individuen befinden; auf den ersten Blick erkennt er, welche der Letztern influencirt worden sind. Bleibt der Blick starr, Staunen ausdrückend, zeigen die Gesichtszüge eine gewisse Unbeweglichkeit, so ist das Individuum ergriffen, d. h., zu weitern Versuchen geeignet. Dann legt der Operirende seinen Daumen auf die Nasenwurzel und comprimirt mit einiger Kraft das O r g a n d e r I n d i v i d u a l i t ä t, welches dieser Stelle des Schädels entspricht. Der Zweck dieser Compression soll der sein, die Circulaiion des Nervenfluidums zu unterbrechen und dem Individuum sein Ich, d. h., das Gefühl oder Bewußtsein seiner Individualität, zu nehmen. Dann heftet der

Operirende seinen Blick in die Augen des Individuums und läßt mit Aufbietung seiner Willenskraft sein Nervenfluidum auf dasselbe überströmen.

Da dieses Fluidum in einem erschöpften Gehirn auf keinen Widerstand stößt, so durchdringt es dies Organ, tritt an die Stelle des Fluidums von Jenem, und richtet sich gewissermaßen als Herr in seinem neuen Aufenthaltsorte ein. Von diesem Augenblicke an wird das Individuum nur durch den Impuls des Fluidums oder des fremden Willens bewegt und zum Handeln angeregt, welcher in seinem Gehirne Posto gefaßt hat. — Die Richtigkeit dieser Thatsache wollen wir durch eine Reihe von Versuchen fest stellen.

Nachdem der Operirende die beschriebenen einleitenden Operationen gemacht hat, läßt er die Personen, welche Augenzeugen der Versuche sein wollen, eintreten. Er tritt an eins der ergriffenen Individuen heran, firirt seinen Willen auf dasselbe und stellt ihm Fragen, während er die Antworten selbst dictirt.

— „Schlafen Sie?"

— „Nein."

— „Stehen Sie von Ihrem Stuhle auf." (Dies geschieht.) „Sagen Sie den Anwesenden, daß Sie nicht schlafen."

— „Ich schlafe nicht; ich bin ganz wach."

Der Operirende ergreift das Individuum bei der Hand, führt es zu mehren Bekannten unter den Anwesenden, und fragt, ob es dieselben kennt.

— „Allerdings kenne ich sie."

— „Nennen Sie sie."

Sogleich nennt das Individuum einen Jeden bei seinem Namen.

— „Gut. Setzen Sie Sich jetzt." (Dies geschieht.) — — „Jetzt verbiete ich Ihnen, aufzustehen; Sie werden es nicht können."

Das Individuum macht vergebliche Anstrengungen, aufzustehen, bleibt aber wie von einer unsichtbaren Hand an den Stuhl angenagelt sitzen.

— „Stehen Sie jetzt auf; ich erlaube es Ihnen. Nun, auf! Ich befehle es Ihnen!" (Das Aufstehen geht ganz leicht von Statten.)

— „Falten Sie die Hände."

Der Operirende macht mehre Gebehrden um die gefalteten Hände des Individuums, wie wenn er dieselben in mehren Touren mit einer Schnur umwickelte.

— „Jetzt können Sie Ihre Hände nicht von einander entfernen; ich verbiete es Ihnen, Sie sollen nicht!"

Alle Anstrengungen, welche das Individuum macht, seine Hände auseinanderzunehmen, sind überflüssig; sie bleiben wie zusammengeschraubt. Man sieht an den Contractionen der Gesichtsmuskeln, daß diese Anstrengungen sehr peinlich sind und einen unnützen Kraftaufwand erfordern.

— „Sie sind jetzt frei; nehmen Sie Ihre Hände auseinander." (Dies geschieht augenblicklich.)

— Legen Sie eine von Ihren Händen in die meinige. Gut. Merken Sie auf das, was ich sage: Ihre Hand ist jetzt an die meinige festgeleimt; Sie sind nicht im Stande, Sie zurückzuziehen. Versuchen Sie es; ich wiederhole, Sie können es nicht."

Auch jetzt müht sich das Individuum vergeblich ab.

— „Zum Beweise, daß Ihre Hand ganz fest an der meinigen hängt, will ich jetzt im Zimmer umhergehen; Sie müssen mir überall hin folgen."

Und wirklich schreitet der Operirende vorwärts und rückwärts nach rechts und nach links, dann geht er um einen Tisch herum und das Individuum folgt ihm ganz widerstandslos.

— „Jetzt ziehen Sie Ihre Hand zurück; ich erlaube es Ihnen."

Die Hand wird sogleich ohne die geringste Mühe zurückgezogen.

— „Setzen Sie Sich. Schließen Sie beide Hände und halten Sie sie dann aneinander." — Der Operirende imprimirt den beiden Fäusten eine rotirende Bewegung und befiehlt dem Individuum, so fortzufahren.

— „Rascher! Drehen Sie rascher!" — Und die Fäuste drehen sich immer rascher.

— „Noch rascher! Ich will es!" — Die rotirende Bewegung nimmt an Geschwindigkeit zu, ungeachtet des Widerstandes von Seiten des Individuums, welches davon sichtlich angegriffen wird.

— „Halt! Jetzt ist es genug!" — Die Drehung hört plötzlich auf.

Wir bemerken, daß der Operirende öfters genöthigt ist, seine Befehle drei- bis viermal zu wiederholen, um den Widerstand des Individuums zu überwinden; er spricht in befehlendem Tone und wendet eine kräftige Sprache an, um seinem Willen einen gewaltsamen Eingang zu verschaffen und das Subject wie eine Maschine in Bewegung zu setzen. Dies letztere hat während der Ausführung der ihm gewordenen Befehle die Augen weit offen; es spricht, es lacht, es wird ungeduldig und sucht dem es beherrschenden, es in Bewegung setzenden Willen Widerstand zu leisten.

— „Hier ist ein Stückchen Holz; nehmen Sie es in die Hände. Fühlen Sie wohl, wie kalt es ist? Ganz eiskalt."

— „Das ist wahr."

— „Sie irren Sich, es ist eine glühende Kohle, Sie werden sich verbrennen. Nehmen Sie sich in Acht, Sie verbrennen sich!"

Das Individuum wirft das Stück Holz voll Schrecken weg und ruft: „Sie haben mich verbrannt!"

Diese Versuche kann man in's Unendliche variiren; man kann Wasser als Wein, Salz für Zucker, Früchte statt Brod geben ꝛc. ꝛc.

— „Sie kennen doch Ihren Name?"

— „Wie können Sie daran zweifeln?"

— „Nun, so sagen Sie ihn mir." (Dies geschieht, Silbe für Silbe.)

— „Jetzt wissen Sie Ihren Namen aber nicht mehr; ich verbiete Ihnen, denselben zu nennen; nein, Sie wissen ihn nicht mehr, Sie könnell es nicht."

Die Lippen des Subjects bewegen sich, sie zittern; allein es ist nicht im Stande, seinen Namen zu nennen.

— „Sind Sie ein Mann oder eine Frau?"

— „Was das für eine sonderbare Frage ist! Sie wissen doch, daß ich ein Frauenzimmer bin!"

— „Sie irren sich; Sie sind nicht mehr Frau," antwortete der Operirende in entschiedenem Tone, indem er einige Striche um den Körper macht; „Sie sind jetzt ein Mann; Ihr Bart ist zu lang, ich will ihn Ihnen abnehmen."

Die Gefragte läßt sich scheinbar rasiren.

— „Was sehe ich aber! Ihre Hände haben scharfe Krallen, Ihre Kinnladen haben spitzige Hakenzähne; Sie haben sich in einen Wolf verwandelt, hören Sie? in einen Wehrwolf!"

Die Züge des Individuums drücken fürchterlichen Schreck aus; seine Augen zeigen Verwirrung; es empfindet eine peinliche Angst.

— „Sie sind ein Wehrwolf, sage ich; packen Sie dieses Kind und zerreißen es! — Wozu zaudern Sie? Ich will es, ich befehle es Ihnen: zerreißen Sie dies Kind!"

Das Individuum wirft sich auf eine zu diesem Behufe in Bereitschaft gehaltene Puppe und zerreißt sie.

— „Was soll dieser Besenstiel zwischen Ihren Füßen bedeuten? Ich merke schon, Sie kommen vom Sabbath, ganz gewiß. Ich sage Ihnen, Sie kommen vom Sabbath, Sie brauchen es nicht zu läugnen; ich sehe es ja, Sie kommen vom Hexensabbath zurück. Erzählen Sie, was dort vorgegangen ist; ich befehle Ihnen, zu erzählen, was Sie gesehen haben.

Hat nun die Gefragte irgend einmal Etwas vom Hexensabbath gelesen oder erzählen hören, so bringt sie die absurdesten, monströsesten Geschichten vor, welche ein menschliches Gehirn nur aushecken kann. —

Wir wollen hier aufhören, um den Leser nicht zu ermüden.

Die Versuche lassen sich, wie schon bemerkt, in's Unendliche vervielfältigen; das Subject hat das Bewußtsein seiner Individualität verloren und glaubt Alles, was ihm gesagt wird, thut Alles, was man ihm heißt; es gehorcht allen

Befehlen blind; sein Leben sogar würde in Gefahr gerathen, wenn man ihm mit Energie versicherte, es sei todt; wenigstens könnten daraus bedenkliche Störungen in den vitalen Functionen entstehen.

Man darf das Subject nie länger als zwölf bis funfzehn Minuten in diesem Zustande lassen, da sonst das Nervensystem functionelle Störungen erleiden würde. Der Zustand von Aneurosie schwindet, wenn man den Individuen ein Stück Holzkohle mit den Worten unter die Nase hält; „Riechen Sie einmal diesen köstlichen Rosen- (Veilchen-, Jasmin- ꝛc.) Duft." Der oder die Aneurotische athmet tief ein und glaubt den bezeichneten Geruch wirklich zu empfinden. Dann läßt man sich das Individuum in einen Lehnstuhl setzen und einige Zeit ausruhen. Wollte man es aus dem aneurotischen Zustande plötzlich erwecken, so würde ein mehr oder weniger gefährliche Nervenkrise die Folge sein. Debay beobachtete selbst eine solche; die junge Dame wurde von Erstickungsanfällen und heftigen krampfartigen Schaudern ergriffen. Die Krise endete mit Schüttelfrost und reichlichen Thränenergüssen.

Der physiologische Zustand der Individuen gleich nach dem Erwachen aus der Aneurosie ist: — mehr oder weniger heftiger Kopfschmerz, namentlich in der Gegend der Nasenwurzel; die Schädelhöhle scheint leer zu sein; der Puls ist klein und sehr beschleunigt; das Gesicht blaß; der Blick starr; alle Züge drücken Niedergeschlagenheit aus; die Glieder sind wie zerschmettert; es ist allgemeine Schwäche und Ermattung vorhanden; kurz, es zeigen sich alle Symptome der auf eine heftige Ueberreizung folgenden Erschöpfung.

Aus diesen characteristischen Zeichen läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die so eben beschriebene Reihe von Phänomenen durch Erschöpfung der Cerebralnerven bedingt wird; es kann darüber kein Zweifel obwalten. Zunächst Ueberreizung des Gehirnes, Anhäufung des Nervenfluidums im Gehirne, Tension des ganzen Organs; dann Erschöpfung des Nervenfluidums, physische Ohnmacht und Aufhebung der intellectuellen Functionen; endlich mehr oder minder vollständige Suspension des Willens und der Individualität. In diesem Zustande von Ge-

Gehirnnerven-Erschöpfung ist der Mensch nur eine durch einen fremden Willen in Bewegung gesetzte Maschine.

Wir haben also auf der einen Seite Aneurosie, d. h., nervöse Erschöpfung, momentane Suspension der Willenskraft, bei dem dem Versuche unterworfenen Individuum, auf der andern Seite Bulitodynamie, d. h., Projection, Uebertragung der cerebralen Nerventhätigkeit, des Willens des Operirenden auf den Andern. Diese Kraft dringt in das Gehirn des Letztern und von nun an handelt derselbe nur nach dem Willen des Andern, welcher vollständig an die Stelle des seinigen getreten ist. Dies ist der physiologische Grund der beschriebenen wunderbaren Phänomene und der verschiedenen magnetischen Zustände, in welche der Mensch versetzt werden kann.

Es würde mit Gefahr verknüpft sein, die vorhin angeführten Versuche bei einem und demselben Subjecte zu häufig zu wiederholen; denn es könnte dadurch eine Läsion in den Functionen der Innervation hervorgerufen und somit schwere Störungen der Intelligenz veranlaßt werden.

Nur mit großem Leidwesen haben aufgeklärte Männer, welche sich mit der neuentdeckten Art des Magnetismus, mit der Bulitodynamie, beschäftigen, bemerkt, daß mehre Magnetiseurs von Ruf, namentlich Baron Dupotet de Sennevoy, den natürlichen Weg der Forschung verlassen und sich in der finstern Höhle der Magie verloren haben. Alle ihre Studien, alle ihre Entdeckungen auf dem unfehlbar weiten Gebiete der menschlichen Neurologie, Alles, was sie ihren beharrlichen Arbeiten verdanken: davon schreiben sie die Ehre unsichtbaren Geistern zu. Anstatt klar und bestimmt zu sein, wie sonst, verbergen sie sich unter dem Afterwitze und dem gleißnerischen Prunke eines pfäffischen Mysticismus, der den Fortschritten der Wissenschaft nicht zu folgen vermag. So sieht jetzt Dupotet im ganzen Magnetismus nur Magie; er zieht unüberschreitbare Zauberkreise; aus Kohle verfertigt er magische oder Zauberspiegel, in welche er die Thiergeister bannt, damit diese die irrenden Geister fangen, wie Knaben Spatzen mit der Leimruthe; dann ruft er mit

Hülfe dieser Spiegel Erscheinungen hervor, erweckt die Todten, läßt Abwesende erscheinen u. s. w., u. s. w., kurz, er treibt alle Narrenspossen der „Phantasmagorie.“

Wie de Gasparin in seinem trefflichen Werke über den Aberglauben ganz richtig bemerkt hat, werden alle Personen, auf welche Dupotet's Willen ohne Einwirkung bleibt, in seinen berüchtigten magischen Kreis treten und ungehindert wieder herausgehen; ebenso werden solche Menschen in seinem Zauberspiegel nur ein Stück Kohle sehen und nichts Anderes. Die ganze Magie existirt also in dem Willen des Magnetiseurs und in der nervösen Erschöpfung der Individuen.

Es scheint, daß Dupotet die überraschenden Erscheinungen, welche uns das cerebrale Nervenfluidum darbietet, vergessen, daß er von den wunderbaren Versuchen Carpenters, welche sehr unpassend biologische genannt wurden, Nichts erfahren hat. Es scheint ferner, daß er von der durch de la Borde mitgetheilten Erzählung über den Araber Achmet*) Nichts gewußt hat, welcher schon vor langer Zeit zu Cairo dieselben Wunder verrichtete, wie jetzt Dupotet zu Paris. Vergaß dieser Magnetiseur, daß diese sogenannte Magie, deren Entdeckung er sich anmaßt, schon zu den Zeiten der Pharaonen abgedroschenes Zeug, veralteter Plunder war? Daß Achmet, ein unwissender Wüstenmann, von dem Wesen der ihm gelehrten Kunst sich Rechenschaft zu geben nicht im Stande war, das ist leicht erklärlich: von Seiten eines so berühmten Magnetiseurs indessen, welcher doch die Physiologie des Gehirns hat studiren müssen, ist eine solche Unwissenheit nicht zu verzeihen. Zu welchem Zwecke hat sich ein Mann, wie Dupotet, von dem natürlichen Wege entfernt, um in einer verborgenen Welt zu fragen, was in ihr und was um sie ist? Zu welchem Zwecke setzt er die phantastischen Bilder einer aufgeregten Phantasie an die Stelle ernster, gründlicher Beobachtungen des Verstandes? —

*) Man vergleiche das sehr lesenswerthe Büchlein: „Die Mysterien der Magnetomagie.“ Nach A. Segouin v. A. Weimar, Voigt 1854.

Die oben angegebenen Mittel zur Erzeugung einer nervösen Ueberreizung und nervösen Erschöpfung sind nicht die einzigen zur Erreichung dieses Zweckes. Es gab Zeiten, in denen die Kunst, die Menschen durch allerhand gröbere und feinere Blendwerke und Gaukeleien zu berücken und zu täuschen, eine ebenso wenig unehrenhafte, als gewinnbringende Industrie war: die Magier, die Wahrsager, dir Pythierinnen, die Auguren, die Sterndeuter, u. s. f., u. s. f., geben den besten Beweis dafür. Später traten die Zauberer und Hexen von hohem und niedrigem Range auf, welche sich darauf legten, Mittel zu finden, mittelst deren sie auf das Hirn zu wirken, die Ve.nunft zu umnachten, den gesunden Menschenverstand irre zu führen, Hallucinationen, Visionen und andere Verirrungen des Sensoriums hervorzurufen im Stande wären, um dadurch die Menschen in ihre Gewalt zu bekommen. Zu diesen Mitteln gehörten namentlich gewisse excitirende und narkotische Pflanzenstoffe, wie Opium, Bilsenkraut, Belladonna, Stechapfel, Haschisch &c. &c.

Zur Unterstützung der Wirkung dieser Substanzen wendeten die Magier und Priester den Magnetismus des Blickes und der Gebehrden, die Projection des Willens, den Schauder und den Schreck an, welche die Oertlichkeiten, wo sie operirten, die Gegenstände, und der düstre Apparat, von dem sie umgeben waren, bei jedem Nichteingeweiheten erregen mußten. Selbst in unsern Tagen wirkt die durch die Drohungen mancher Individuen, welche sich für Zauberer und Hexen ausgeben, bei schwachgeistigen und abergläubischen Personen erregte Furcht, der durch schändliches, für übernatürliche Erscheinungen ausgegebenes Blendwerk verursachte Schreck auf die Triebfedern der menschlichen Maschine und versetzen das Individuum in einen Zustand von aneurotischer Passivität, von dumpfer Stumpfheit, durch welche der Mensch unter das Vieh herabgewürdigt wird. Lesen wir die Geschichte der Hexenprocesse, der Besessenen, der Ekstatischen mit Aufmerksamkeit, so finden wir, daß diese Unglücklichen in eine völlige physische und moralische Degradation gefallen waren, und zwar durch den Mißbrauch von Mitteln, welche sie anwendeten, um bei sich Visionen hervorzubringen. Erschöpft, bis zum Tode geschwächt, kamen sie, beschuldigten sich

imaginärer Verbrechen, und überlieferten ihre Körper den schrecklichen Qualen der Folter. Und diese hallucinirenden Dämonophilen fanden in jenen Jahrhunderten der Unwissenheit genug andere hallucinirende Dämonophoben, sie zu richten und zu verurtheilen! — — — O heilige Vernunft! Welche Schande häuften die auf sich, welche Dein Licht in dumpfem Hinbrüten auslöschten! —

Die einzige Ursache aller Geschichten von Hexerei, Besessenheit, Visionen, Erscheinungen von Incubus und Succubus, von Vampyren, Wehrwölfen, von Verwandelungen in Thiere, von Koboldden, kurz von Allem, was der angeblichen Kunst der alten und neuen Zauberei und Hexerei angehört, liegt in einer tiefgehenden Störung der Functionen des cerebralen Nervensystems, in Folge deren der regelmäßige Verlauf der intellectuellen Phänomene auf eine Zeit von unbestimmter Dauer vernichtet wird.

Unsre modernen Magier und Zauberer sollten sich bei Zeiten daran erinnern, daß die magischen Künste im römischen Reiche durch Tiberius, Diocletian, Justinian und das Gesetz der zwölf Tafeln bei Todesstrafe verboten waren!! — — —

Siebzehntes Capitel.

Die Intuitionen.

Den Begriff, welchen wir hier mit dem Ausdrucke Intuition verbinden, ist eine eigenthümliche Thätigkeit des Gehirns, mittelst deren gewisse Individuen zuweilen eine Ahnung, ein Vorgefühl der Zukunft, eine Voraussicht der Dinge, welche kommen sollen, haben.

Eine genügende physiologische Erklärung dieses geistigen Vorganges haben wir noch nicht. Mehre Forscher nehmen an, daß gewisse privilegirte Intelligenzen in Folge einer mit einer genauen Kenntniß der Vergangenheit und der Zukunft, sowie mit ihrer verhängnißvollen Verkettung verbundene lebhafte Erregung des Gehirns mit dem Vorgefühle der Zukunft, d. h., mit Intuition, begabt sind. Beispiele vom Vorkommen der Intuition sind sowohl im Alterthume, als in der Geschichte der Neuzeit so zahlreich, daß dasselbe als factisch angenommen werden muß. Es giebt kein Jahrhundert und kein Land, welches nicht seine „Intuitionäre" gehabt hat; wir werden später sehen, daß Beispiele dieser Art häufiger sind, als man denkt. Doch müssen wir die religiösen Fanatiker beider Geschlechter, welche mit Recht als Visionäre als Hallucinirende bezeichnet werden, hiervon trennen.

Fast alle Gründer von Religionssecten und fast alle großen Gesetzgeber haben angeblich oder wirklich Intuitionen gehabt; allein die theilweise oder gänz-

liche Realisirung dieser Intuitionen wurde durch Schüler, welche nach Wunderbarem jagten, stets übertrieben. Der Beobachter bemerkt deutlich, daß die Intuitionen berühmter Persönlichkeiten des Alterthums im Laufe der Zeiten — so natürlich sie auch sein konnten — von einem solchen Gewande des Wunderbaren umgeben auf uns gekommen sind, daß man den sie betreffenden Erzählungen keinen Glauben beimessen darf. Demnach übergehen wir die Intuitionen, welche von den Magiern, den Egyptern, den Hebräern ꝛc., abergläubischen Völkern, deren Geschichte von unglaublichen Ereignissen durchwebt ist, erzählt worden sind, und führen nur solche Fälle an, deren Wirklichkeit einerseits anerkannt ist und andererseits der gesunden Vernunft nicht widerstreitet.

Cicero erzählt in seinem Buche „**de Divinatione**" daß Laches und Socrates nach der Niederlage, welche die Athener bei Delia erlitten hatten, mit einem Kriegertrupp auf der Flucht durch das Land an einen Kreuzweg kamen, und Socrates den Soldaten und ihren Anführern warnend zurief, den Weg, welchen sie eingeschlagen, nicht zu verfolgen, denn sein „**spiritus familiaris**," sein Familiengeist, sage ihm, daß sie dort Unglück haben würden. Laches nebst einigen andern folgte dieser Warnung; die Uebrigen hingegen blieben auf ihrem Wege und wurden von der fetndlichen Reiterei niedergemacht.

In der Biographie desselben Philosophen finden wir ein noch merkwürdigeres Beispiel von Intuition. Timarch und Philemon hatten sich zur Ermordung eines gemeinsamen Feindes verbunden; an dem zur Ausführung des Verbrechens verabredeten Abende war Socrates mit Timarch zu einer Mahlzeit zusammen. Als sich das letztere bis in die Nacht verzögerte, und die Stunde des Zusammentreffens herannahete, stand Timarch auf und bat die Tischgenossen, zu entschuldigen, wenn er weggehe. Socrates hielt ihn durch Anknüpfung eines Gespräches auf und nöthigte ihn, sich wieder zu setzen. Bald darauf erhob er sich von Neuem; wiederum hielt ihn der Philosoph vom Weggehen ab. Endlich gelang es dem Mörder, sich Socrates' Blicken zu entziehen, entfernte sich, ohne bemerkt zu werden und suchte sein Schlachtopfer auf. Doch war die Stunde nicht günstig; die Obrigkeit hatte von dem beabsichtigten

Morde Wind bekommen; die Mörder wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Als Timarch das Blutgerüst betrat, rief er: „Ach, hätte ich doch dem Genius des Socrates geglaubt!"

Diese Intuition hat für den Denker Nichts, was nicht in der natürlichen Ordnung der Dinge, im Laufe der Ursachen und Wirkungen läge. Timarch war im Begriffe, sein erstes Verbrechen zu begehen; seiner innern Aufregung, der Vorwürfe seines Gewissens nicht vollständig Meister, zeigte der Ausdruck seiner Physiognomie die Unruhe seines Herzens an. Socrates, bekanntlich ein ausgezeichneter Physiognom, konnte wohl vermuthen, daß Jemand, der sich wider alle Sitte von der Tafel zu entfernen suchte und dessen Züge die größte Unruhe verriethen, über irgend einer Unthat brüte; seine Ahnung bestätigte sich wirklich.

Die aufgeklärtesten Männer des Alterthums stimmen darin überein, daß Socrates in seinem Urtheile die glücklichsten Conjecturen machte, welche der große Haufen der Einwirkung eines übernatürlichen Wesens zuschrieb. Plato, Xenophon, selbst Plutarch, dem wir eine Schrift über den **spiritus familiaris** des Socrates verdanken, sagt, ungeachtet seiner großen Geneigtheit, alles mit dem Schicksale seiner Helden verknüpfte Wunderbare zu glauben, daß der „Familiengeist" des Philosophen Nichts weiter war, als seine tiefe und umfassende Kenntniß des Menschen und der Dinge, in Verbindung mit seinem ausgezeichneten Verstande.

Der berühmte Sully, gleichfalls ein practischer Kenner der Menschen und der Welt seiner Zeit, hatte am Abende vor der Schlacht von Ivry die Intuition von Dem, was geschehen würde. Als er am folgenden Tage eine Botschaft vom Könige mit der Nachricht von dem errungenen Siege erhielt, gab er zur Antwort, er habe es bereits am vorigen Abende gewußt.

Gratien de Sémur erzählt folgendes Ereigniß dieser Art: „In meiner Kindheit sah ich in meiner Familie öfters eine etwa vierzig Jahre alte Dame, eine Frau de Saulce, die Gemahlin eines reichen Plantagenbesitzers auf St. Domingo. Beide hatten sich zur Zeit der Revolution in Frankreich niedergelassen. Der Mann machte mehre Reisen nach den Colonieen, während seine Ge-

mahlin in Paris blieb. Frau de Saulce war eine sehr gutmüthige, einfache, keineswegs nervöse Dame, ohne alle Neigung zu jenen verkehrten Einbildungeu, welche zu finstern Ahnungen Anlaß geben. Während der letzten Reise ihres Gatten befand sie sich eines Abends in einer Gesellschaft und spielte eine Partie Karten; plötzlich rief sie, in ihren Stuhl zurücksinkend: „Herr de Saulce ist todt!“ Man suchte sie zu trösten, und sie von der Trüglichkeit einer solchen Vision zu überzeugen; auch gewann ihre Vernunft bald die Oberhand. Doch konnte sie, als sie allein war, die finstre Ahnung, von welcher sie beängstigt wurde, nicht loswerden, und mit der ängstlichsten Spannung erwartete sie Nachrichten von ihrem Manne. Die ersten, welche eingingen, lauteten günstig; doch waren sie von früherem Datum, als ihre Intuition. Endlich kam ein Brief von St. Domingo an; derselbe war schwarz gesiegelt und nicht von Hrn de Saulce's Hand adressirt. Er rührte von einem andern Pflanzer her, welcher ihn an eine dritte Person gerichtet hatte, um den Schlag eines so traurigen Ereignisses zu mildern. Herr de Saulce war an demselben Tage, an welchem seine Gemahlin den erwähnten Anfall gehabt hatte, von Negern ermordet worden. Dieses Ereigniß, dessen Wirklichkeit durch mehr als zwanzig hochgestellte Personen bezeugt wird, gehört zu jenen, welche in meinen Jugendjahren einen tiefen Eindruck auf mich machten. Noch zehn Jahre später sah ich die Dame in der tiefsten Trauer um ihren auf so schreckliche Weise umgekommenen Gatten.“

In einem Buche der Madame Périé-Candeille finden wir folgende Erzählung, welche gleichfalls den Beweis liefert, daß die Intuitionen und Ahnungen nicht in das Gebiet des Aberglaubens und der Märchen verwiesen werden dürfen. „Am 11. Juli 1793 war ich von einer zu Paris wohnenden befreundeten Familie zum Frühstücke eingeladen. Bei'm Eintreten war ich von dem auf Aller Antlitz hervorstrahlenden Ausdrucke von Hoffnung und Freude überrascht, und erfuhr bald, daß ein Brief von dem Verlobten einer Tochter des Hauses angelangt sei, welcher damals zu Port au Prince war, um die Colonie gegen die Insurrection der Neger zu vertheidigen. Der junge Mann schrieb, er werde bald nach Paris zurück kommen, um die Vermählung zu vollziehen; und

die von dieser Nachricht beglückte junge Braut machte auf's Anmuthigste die Honneurs bei'm Frühstücke.

Es schlug gerade elf Uhr, als das liebenswürdige Mädchen plötzlich leichenblaß wurde, vom Sitze aufflog und rief: „O mein Bruder, sag' mir, welche Empfindung hat man, wenn man einen Degenstoß erhält?"

Ueber diese sonderbare Frage erstaunt, antwortete derselbe: „Es ist, wie wenn ein Eiszapfen rasch durch den Körper dringt."

„Ach ja, so ist es," fuhr die Braut fort; „ein Eiszapfen durchbohrte mir eben das Herz! Mein Geliebter lebt nicht mehr!" und ohnmächtig fiel sie ihrem Bruder in die Arme.

Acht Monate nach dieser Intuition brachte das Schiff Jupiter von Domingo einen Brief mit der Nachricht mit, daß am 11. Juli 1793, Morgens 11 Uhr, der mit solcher Sehnsucht erwartete Bräutigam gefallen sei."

Diese Intuition dürfte sich, wie auch die im Vorstehenden mitgetheilte, durch die Theorie vom electro-nervösen Fluidum erklären lassen (s. Kapitel **XX**).

Der berühmte Duguay-Trouin, einer der Glanzsterne der französischen Kriegsmarine, hatte in seinem thätigen Leben wiederholte Intuitionen. Aus seinen „Denkwürdigkeiten" theilen wir die folgende mit:

„Nach monatlangem, erfolgreichem Kreuzen war die unter meinem Commando stehende Fregatte mit Gefangenen und Kranken überhäuft, und eine Untersuchung stellte heraus, daß nur noch auf vierzehn Tage Lebensmittel vorhanden waren. In einem deßhalb von mir zusammengerufenen Schiffsrathe wurde ich daran erinnert, daß es nach dem Gesetze Zeit sei, einen Hafen aufzusuchen. Ich wußte dies recht gut, hatte jedoch eine geheime Hoffnung, ich würde ein glückliches Abenteuer erleben, und beschloß, die Rückkehr noch zu verschieben. Ich versammelte demnach die gesammte Mannschaft, redete ihr nach besten Kräften zu und brachte sie, theils durch Güte, theils durch Befehl, dahin, mir noch acht Tage Zeit zu lassen, indem ich ihnen die Versicherung gab, daß ich ihnen im Falle einer gelungenen Beute die Prisengelder ganz überlassen und sie

überdies noch reich belohnen wolle. Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß meine Phantasie im Verlaufe dieser acht Tage sich so erhitzte, daß ich am Morgen des achten Tages, während ich wach im Bette lag, in dem zu meinen Füßen hängenden Spiegel zwei mit vollen Segeln auf uns zu haltende Schiffe sah. Voll Aufregung über diese Vision sprang ich rasch aus dem Bette und eilte auf die Schanze, richtete mein Rohr auf den Horizont und entdeckte in der Ferne zwei große Fahrzeuge, welche ich bald für Kriegsschiffe erkannte, sobald sie uns in Sicht kamen. Bevor ich den Kampf begann hielt ich es für nothwendig, scheinbar zu fliehen, um die Segelkraft meines Schiffes gegen die ihrigen zu prüfen; bald sah ich, daß ich ihnen an Schnelligkeit überlegen sei; ich legte daher um, ging über Stag und nahm beide Schiffe nach lebhaftem Kampfe." —

Merkwürdig sind die von Laharpe im ersten Bande seiner hinterlassenen Werke mitgetheilten Prophezeiungen Cazotte's. „Es kommt mir vor," sagt Laharpe," als wenn es erst gestern gewesen wäre, und doch war es im Anfange des Jahres 1788. Wir waren bei einem Collegen, gleich uns Mitglied der Academie, einem vornehmen, geistreichen Manne, zu Tische. Die Gesellschaft war zahlreich, man sah da Hofcavaliere, Juristen, Professoren, Gelehrte, Academiker u. s. w. Wie gewöhnlich, ging es außerordentlich lebhaft und heiter zu. Bei'm Nachtische rief der Malvasier und der Kap Constanzia jene Art von Ausgelassenheit hervor, welche nicht immer den feinen Ton bewahrt. Man war zu jener Zeit in der Welt auf jenen Punct gelangt, wo Alles erlaubt ist, was Lachen erregt. Chamfort hatte uns einige seiner lästernden, lasciven Erzählungen vorgelesen; die vornehmen Damen hatten mit großer Aufmerksamkeit zugehört, ohne nur ein einziges Mal zum Fächer zu greifen. Dann folgte eine Sündfluth von Spöttereien über die Religion: Der Eine citirte eine Stelle aus Voltaire's „Pucelle;" der Andere die „philosophischen" Verse Diderot's; Alles lachte, Alles zollte der Erleuchtung Beifall, welche von der Philosophie über alle Stände verbreitet ward und bald eine Revolution herbeiführen und die Herrschaft der Freiheit in Frankreich gründen sollte."

„Bei dieser lärmenden Fröhlichkeit war nur ein einziger Gast theilnahmlos geblieben und hatte selbst nicht einmal den geringsten Scherz fallen lassen; dies war Cazotte, ein origineller, liebenswürdiger Mann. In einer Pause nahm er das Wort und sagte im ernsthaftesten Tone:"

„Meine Herren, sein Sie zufrieden, Sie Alle werden jene große, jene erhabene Revolution, welche sie so inbrünstig herbei wünschen, erleben. Sie wissen, daß ich etwas Prophet bin; ich wiederhole, Sie werden es erleben."

„Man antwortete ihn darauf mit dem bekannten Witze: Dazu braucht man kein großer Hexenmeister zu sein."

„Möglich; vielleicht aber braucht man etwas mehr zu sein zu Dem, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Wissen Sie, was aus dieser Revolution hervorgerufen wird, hervorgerufen für Sie Alle, wie Sie hier sitzen; was die unmittelbare Folge, die unausbleibliche Wirkung, die anerkannte Consequenz derselben sein wird?"

„Nun gut," sagte Condorcet, mit seiner heimtückischen, einfältig thuenden Miene, „ein Philosoph kann nicht böse darüber sein, einen Propheten zu finden."

„Sie, Herr von Condorcet, werden Ihr Leben auf dem Pflaster eines Gefängnisses aushauchen; Sie werden an dem Gifte sterben, welches Sie nehmen, um dem Henker zu entgehen; an dem Gifte, welches Sie in Folge der glücklichen Jetztzeit stets bei sich tragen werden müssen."

„Diese Worte erregten anfänglich großes Staunen; bald erinnerte man sich aber, daß der gute Cazotte öfters im Wachen zu träumen pflegte; daher lachte man.

„Herr Cazotte, das Märchen, welches Sie uns da eben erzählten, ist nicht so hübsch, als Ihr „verliebter Teufel." Welcher Teufel hat Ihnen aber dies Gefängniß, dieses Gift und diesen Henker in den Kopf gesetzt? Was hat dies Alles mit der Philosophie und der Regierung der Vernunft zu thun?"

„Es wird Alles so sein, wie ich gesagt habe; im Namen der Philosophie, der Humanitat, der Freiheit, unter der Regierung der Vernunft, werden Sie zu-

letzt so enden, und zwar gerade unter der Regierung der Vernunft, denn diese wird dann Tempel haben und sogar wird es in ganz Frankreich dann nur Geweihete der Vernunft geben."

„Jedenfalls," erwiederte Chamfort, „werden sie nicht zu den Priestern jener Tempel gehören."

„Das hoffe ich selbst; Sie aber, Herr Chamfort, werden einer derselben sein, und ein sehr würdiger; Sie werden sich die Adern mit einem Rasirmesser zweiundzwanzig mal aufschneiden und doch erst mehre Monate später sterben."

Die Gesellschaft sah sich an nnd lachte wiederum.

„Sie, Herr Vicq-d'Azyr, werden sich allerdings die Adern nicht selbst öffnen; nachdem Sie es aber wegen eines Gichtanfalles durch einen Andern an einem Tage sechsmal haben thun lassen, um Ihres Erfolges desto sicherer zu sein, so werden Sie in der Nacht sterben."

„Sie, Herr von Nicolai, werden auf dem Schaffote sterben."

„Sie, Herr Bailly, desgleichen."

„Gott sei Dank," sagte Boucher, „wie es scheint, hat Hr. Cazotte nur mit den Academikern zu thun; allem Anschein nach hat er eine schreckliche Execution mit ihnen vor, und ich, dem Himmel sei Dank. . . ."

„Auch Sie, Herr Boucher, werden auf dem Schaffote sterben."

„Haha! Was gilt die Wette," hieß es von allen Seiten, „er hat geschworen, uns alle zu vernichten!"

„Durchaus nicht; nicht ich habe es geschworen."

„Wir werden aber von den Türken oder Tataren unterjocht werden? Nicht wahr?"

„Keineswegs; ich habe Ihnen ja schon gesagt, die Vernunft allein wird Ihre Herrscherin sein. Die, welche Sie so behandeln, werden alle Philosophen sein, sie werden alle Augenblicke dieselben Phrasen im Munde haben, die Sie seit einer Stunde hören lassen, Sie werden alle Ihre Maximen wiederholen, werden, gleich Ihnen, Verse von Diderot und aus der Pucelle citiren. . . ."

„Nun flüsterte man sich in's Ohr: „Da sieht man es ja, daß er verrückt geworden ist“ (denn Cazotte blieb ganz ernst); „sehen Sie nicht, daß er scherzt? Sie wissen ja, daß in seinem Scherze stets etwas Wunderbares liegt.“

„Ja,“ erwiederte Chamfort, „dies Wunderbare ist aber nicht fröhlich. Es riecht zu sehr nach dem Galgen. Wann wird dies Alles Statt finden, Herr Cazotte?“

„Es werden nicht sechs Jahre verschwinden, ohne daß Alles, was ich Ihnen hier vorhergesagt, in Erfüllung gegangen ist.“

„Es ist ein Wunder,“ nahm ich hier das Wort „glücklicherweise haben Sie von mir Nichts gesagt.“

„Sie werden auch wirklich für ein Wunder gelten, Herr Laharpe, und noch ein ebenso großes Wunder wird sich mit Ihnen zutragen, Sie werden ein Christ werden,“ lautete Cazotte's Antwort.

„Die Gesellschaft brach in laute Ausrufungen aus.“

„Aha,“ sagte Chamfort, „jetzt bin ich beruhigt; wir sollen erst dann sterben, wenn Laharpe Christ wird; wir werden also unsterblich sein.“

„Wir Frauen,“ bemerkte Madame de Grammont,“ wir sind doch recht glücklich, daß wir bei Revolutionen für Nichts gelten; nicht etwa, daß wir uns nicht ein Wenig mit hineinmischen, allein es steht fest, daß man sich nicht an uns vergreift; unser Geschlecht . . . .“

„Ihr Geschlecht, Madame, wird Sie diesmal nicht schützen, und Sie werden gut thun, sich in gar Nichts zu mischen; Sie werden wie die Männer behandelt werden, ohne jeden Unterschied.“

„Was Sie da aber Alles sagen, Herr Cazotte, Sie verkündigen ja das Ende der Welt!“

„Davon weiß ich Nichts; wohl aber weiß ich, daß Sie, Frau Herzogin, und viele andere Damen mit Ihnen auf dem Henkerkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, zum Schaffot geführt werden.“

„Nun, so hoffe ich, daß ich in einem solchen Falle wenigstens in einem mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Wagen fahren werde.“

„Nein Madame, noch höher stehende Damen, als Sie, werden, wie Sie mit gebundenen Händen den Karren besteigen."

„Noch höher stehende Damen . . . . vielleicht Prinzessinnen von Geblüt?"

„Noch höher stehende." —

„Hier ließ sich ein ziemlich lautes Geräusch in der Gesellschaft hören; der Hausherr wurde zornroth, und man begann zu fühlen, daß der Scherz zu weit getrieben werde. Um die aufziehende Wolke zu verscheuchen, bestand Frau von Grammont nicht auf der Beantwortung der letzten Frage und begnügte sich, in leicht hingeworfenem Tone zu sagen:"

„Am Ende wird man mir nicht einmal einen Beichtvater lassen?"

„Nein, gnädige Frau, auch den werden Sie nicht haben, ebensowenig, wie irgend einer ihrer Leidensgefährten; der letzte Verurtheilte, welchem aus Gnade ein solcher verwilligt wird, das . , . . „hier hielt er einen Augenblick inne."

„Nun, welcher glückliche Sterbliche wird dieses Vorzugs theilhaftig werden?"

„Er wird nur diesen einzigen Vorzug haben: es ist der König von Frankreich!"

„Bei diesen Worten stand der Hausherr rasch auf, und mit ihm die ganze Gesellschaft; er ging auf Cazotte zu und sagte mit schneidendem Tone:"

„Lieber Cazotte, diese düstre Posse dauert zu lange; Sie treiben Sie zu weit, Sie compromittiren die Gesellschaft und sich selbst."

„Cazotte antwortete Nichts und schickte sich zum Weggehen an, als Frau von Grammont, in der Absicht, den Ernst beseitigen und die Höflichkeit wieder herzustellen, sich mit den Worten an ihn wendete:"

„Herr Prophet, Sie haben uns Allen wahrgesagt, was sagen Sie von Ihrem eignen Schicksal?"

„Der Angeredete schwieg einige Augenblicke, mit gesenkten Augen." „Madame, haben Sie im Josephus die Geschichte der Belagerung von Jerusalem gelesen?"

„Gewiß, wer hat das wohl nicht gelesen? Thun Sie aber, als ob ich es nicht gelesen hätte."

„Nun gut. Während dieser Belagerung ging ein Mann sieben Tage hinter einander um die Wälle, im Angesicht der Belagerten und der Belagerer, mit dumpfer, donnernder Stimme unaufhörlich rufend: Wehe Jerusalem! Wehe mir selbst! Und am siebenten Tage in dem Augenblicke, als er seine Wehklage endete, ward er von einem mächtigen Steine, durch die feindlichen Kriegswerkzeuge geschleudert, erreicht und zerschmettert."

„Bei den letzten Worten verbeugte sich Cazotte und verließ das Zimmer. Seine Prophezeiungen gingen sämmtlich in Erfüllung: Alle, denen er wahrgesagt hatte, kamen in der Revolution auf die von ihm angegebene Weise um; er selbst endete seine Tage auf dem Schaffote." —

Laharpe selbst wurde ebenfalls gefangen genommen und in die Gefängnisse des Luxembourg Palastes gebracht, wo er in Folge der Entbehrungen, des Alters und der Erschöpfung irrsinnig wurde. Nach seiner Befreiung lebte er bis zum Jahre 1803, wo er unter dem Ausdrucke einer der sein politisches Leben characterisirenden ganz entgegengesetzten Denkweise starb.

Wir dürfen Cazotte's Prophezeiungen allerdings nicht so wörtlich nehmen, als wir sie lesen, denn wir verdanken ihre Mittheilung Laharpe's Feder, der sie nach den Ereignissen der Revolution wohl ausschmücken konnte; das steht fest. Wahr hingegen ist es, daß Cazotte für einen tiefen, gründlichen Beobachter galt; er verfolgte die Ereignisse der Gegenwart und schloß daraus auf die der Zukunft. Eine rationelle Kenntniß geschichtlicher Thatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart ist die Grundlage der Wahrscheinlichkeitswissenschaft, und die Erfahrung beweis't, daß manche höher begabte Intelligenzen die Veränderungen, welche in dem Leben, in den gesellschaftlichen nnd sittlichen Verhältnissen der Völker vorgehen müssen, vorherzusagen im Stande sind. —

Achtzehntes Capitel.

Die Ekstase.

Dies Phänomen ist eine unmittelbare Folge der Ueberreizung des Gehirnes und einer durch dieselbe bewirkten bedeutenden Erschöpfung des Nervenfluidums. Bei der Ekstase ist die auf einen Punct des Organes concentrirte Innervation so stark, daß die intellectuellen Fähigkeiten vernichtet werden, mit Ausnahme einer einzigen: der Phantasie. Die Ekstase kann in zwei quantitativ verschiedenen Formen, in zwei Graden auftreten; bei der einen kann das Gehirn noch normal functioniren, und dann bleibt eine mehr oder weniger bedeutende Erschöpfung zurück; die andere Form ist ein Zeichen einer Verwirrung der Functionen des Gehirnes und führt früher oder später zum Wahnsinn.

Ein Ekstatischer ist unbeweglich, wie ein Marmorbild; die weit geöffneten Augen haben einen eigenthümlichen Ausdruck von Starrheit; die Sinnesorgane sind unthätig, mit Ausnahme des Gehörs. Ganz von einem einzigen Gedanken beherrscht, der Contemplation eines imaginären Wesens hingegeben, scheint der Ekstatische gegen äußere Reize unempfindlich zu sein; er hört Vögelgesang, Töne von Instrumenten, köstliche Melodieen eines feenhaften Concertes und doch herrscht das tiefste Schweigen in seiner Nähe. Alles geht in seinem Innern vor; er sieht reizende Gestalten, belebte Gemälde, der Himmel öffnet sich seinen Blicken, er bewundert seinen göttlichen Glanz; er unterhält sich mit Houris, mit

Genien, mit Engeln, seinen Mund umschwebt ein mildes, süßes Lächeln und der Ausdruck seines Gesichts verräth eine unsägliche Glückseligkeit.

Die häufigsten Ursachen dieser Affection, welche, wie schon bemerkt wurde, häufig zum Wahnsinn führen, sind: ascetisches Leben, vollständige Isolirung von der Welt, religiöser Fanatismus, eine fixe Idee, Melancholie, Mißbrauch narkotischer Mittel u. s. f.

Die mystische, durch Mysticismus erzeugte Ekstase war in den Zeiten, in denen religiöser Fanatismus eine Menge von Individuen beider Geschlechter in die Klöster und in finstere Einöden trieb, sehr gewöhnlich. An der Spitze der langen Reihe von Ekstatischen in Folge von religiösem Fanatismus, steht die heilige Therese, welche durch ihre Verzückungen, die sie ihre „beglückenden Ausschweifungen" nannte, berühmt wurde.

Unter dem weiblichen Geschlechte kommen weit mehr Ekstatische, Geisterseher oder Visionäre und Hallucinirende vor, als unter dem männlichen Geschlechte, da in dem weiblichen Organismus der Uterus eine hervorragende Rolle spielt. Solche Affectionen finden sich namentlich bei Frauenzimmern, welche dem geschlechtlichen Genusse fremd bleiben; bei Frauen des Orientes, für welche das Cölibat als Schande gilt, kommt jener Wahnsinn nicht vor. Auch in Europa, wo nun heutzutage vernünftigere, naturgemäßere Ansichten über die socialen Tugenden herrschen, kommen Monomanieen dieser Art nur dann und wann vor, und meistentheils nur unter den armen Mädchen, deren intellectuelle Fähigkeiten in Folge einer anhaltenden Ueberreizung des Gehirnes in Unordnung gerathen sind.

Bei Opiumrauchern und Opiumkauern, Haschischessern und Bilsenkrauttrinkern finden wir zahlreiche oft sehr merkwürdige Beispiele von Ekstase. Ihr Zustand ist nach ihrer eignen Aussage ein köstlicher Rausch, eine bezauberte Stunde, in der das irdische Leben schwindet und sich mit himmlischer Wollust mischt. Freilich zerrüttet die durch das Opium und den indischen Hanf verursachte Ueberreizung und die derselben folgende Erschöpfung des Nervensystems die Constitution des Individuums und rufen bald einen kläglichen Stumpfsein hervor.

Debay sah in Smyrna öfters einen mit Tabak und Serailpastillen handelnden Türken, welcher, nachdem er seinen mit Opium gefüllten Tschibuk geraucht hatte, plötzlich in gänzliche Unbeweglichkeit gerieth und mit einem Lächeln der höchsten Glückseligkeit auf den Lippen mit gen Himmel gerichteten Augen sitzen blieb. Die Orientalen respectiren diesen Zustand von Ekstase; man darf, sagen sie, so unschuldige und reine Freuden nicht stören, und es ist ausdrücklich verboten, einen Ekstatischen anzureden. Nachdem der genannte Berichterstatter mehre Male Tschibuks, parfümirten Tabak und Pastillen von diesem Kaufmanne erstanden, fragte er ihn eines Tags, was während des Opiumrausches in seinem Geiste vorginge; worauf der Moslem antwortete, „das Opium sei der Schlüssel zu Mahomets Paradiese."*)

Ein junger Dichter, der durch phantastische Lectüre in ekstatischen Zustand gerathen war, träumte stets von Nymphen und Sylphiden; seine Phantasie zeigte ihm dieselben in ihrer ganzen ätherischen Schönheit, in ihrer ganzen voluptuösen Koketterie, er erblickte sie, streckte die Arme nach ihnen aus, richtete die süßesten Worte, die zärtlichsten Seufzer an sie und sein Antlitz drückte eine himmlische Trunkenheit aus. In seiner keuschen Anbetung lag eine so große Reinheit der Gefühle, in seiner Liebe lag so viel Poesie, daß viele Frauen, welche aus Neugierde herbeikamen, um ihn zu sehen und zu hören, wohl gewünscht hätten, von den Lippen Derer, die sie liebten, so melodische Laute zu hören. War der Zustand von Ekstase vorüber, so zeigte der Jüngling eine tiefe Niedergeschlagenheit und Trauer bei der Prosa des gewöhnlichen Lebens; Alles war ihm monoton, farblos; er schmachtete in tiefer Langeweile, bis ein neuer Anfall ihm die Pforten des Himmels öffnete und seine Göttinnen zeigte, umgeben von allem Glanze des Olymps.

*) Vgl. das höchst interessante Buch: „Bekenntnisse eines Opiumessers." Weimar, Voigt; in welchem man sehr lesenswerthe Aufschlüsse über diesen Gegenstand findet.

Aber mit Mitteln, welche das Gehirn reizen, spielt man nicht vergebens! Der junge Dichter verfiel nach und nach in jenen Zustand von Trägheit, Stumpfsein, von intellectueller Degradirung, welcher ein Zeichen von physischer und moralischer Zerrüttung ist. Er endigte sein Leben im Irrenhause, in vollständigem Blödsinn. — —

Neunzehntes Capitel.

Die Hallucinationen oder Sinnestäuschungen.

Erster Abschnitt.

Von den Hallucinationen im Allgemeinen.

Der Begriff Hallucination läßt sich als Traum erklären, bei völlig wachem Zustande, während die Sinnesorgane thätig sind, während die Augen sehen, die Ohren hören u. s. w. Eine Hallucination ist die Perception eines illusorischen Bildes, das Hören eines Tones, von dem eine Ursache, der zu ihrer Erzeugung nothwendige Reiz (**stimulus**) nicht vorhanden ist; Hallucination ist das Delirium eines oder gleichzeitig mehrer Sinne. Da, in den beiden hier angenommenen Fällen, das erschienene Bild nicht wirklich auf die Netzhaut

des Auges wirkt, der gehörte Ton nicht wirklich auf die Gehörnerven wirkt, so muß die causa efficiens, die erzeugende Ursache der Hallucination, in dem sensorischen Nervensysteme existiren, und einem besondern Acte der Gehirnthätigkeit zugeschrieben werden muß. Diesem Phänomen ist nicht allein der Gesichts- und der Gehörssinn unterworfen; eine Berührung, ein Geruch, ein Geschmack, welche ohne vorhergegangenen äußern Stimulus percipirt wurden, das sind mehr Hallucinationen.

Ein Hallucinirender hört eine köstliche Melodie, ein Anderer ein widerwärtiges Geräusch, gellende Töne, welche ihm das Ohr zerreißen. Dieser sieht entzückende Bilder; Jener häßliche Schreckgestalten; der Eine erstickt fast von unerträglichem Gestanke, des Andern Nasenlöcher erweitern sich bei'm Einathmen der süßesten Wohlgerüche. Manche Hallucinirende endlich glauben die Empfindung zu haben, als wenn sie geschlagen, gefoltert würden, oder als wenn sie Aetzkali, oder glühende Kohlen zwischen den Zähnen zermalmten und klagen wohl sogar über ein schmerzhaftes Gefühl von Verbrennung auf der Zunge oder am Gaumen. Andere hingegen glauben umgekehrt leckere Speisen zu essen und köstliche Weine zu trinken.

Diese vorgeblichen Empfindungen Hallucinirender werden von den durch das Gedächtniß reproducirten, durch die Phantasie erweiterten und durch Gewohnheit personificirten, mit dem eignen Wesen gewissermaßen mehr oder weniger innig verschmolzenen Bildern und Ideen bedingt. Während des Schlafes reproduciren sich im Traume die Gedanken, welche den Schlafenden im Wachen erfüllen; bei der Hallucination findet der Traum im wachen Zustande Statt; daher spiegeln auch die Hallucinationen, den Träumen entsprechend, gewöhnlich die Gedanken und Empfindungen des wachen Zustandes ab. Alles dies veranlaßt uns zu der Annahme, daß Ekstase und Hallucination Einfälle (Irruptionen) des Traumlebens in das Bereich des positiven Lebens sind; sie grenzen nahe an Irrsinn und führen sehr häufig dazu hin. Die ascetischen Schriften, die Geschichte der Magie und des Hexenwesens aller Zeiten und aller

Völker, die Jahrbücher der psychologischen Heilkunde: — sie wimmeln alle von Beispielen ebenso sonderbarer, als bizarrer Hallucinationen.

Die prädisponirenden Ursachen der Hallucinationen sind zweierlei Art: physische und psychische oder moralische. Die der erstern Kategorie angehörenden sind sehr zahlreich; namentlich können als solche wirken: plötzlicher Uebergang von einer Temperatur in ein anderes Extrem; der Mißbrauch alkoholischer Getränke; starke Dosen von Chinin; Fingerhut, Tollkirsche, Stechapfel, Bilsenkraut, Sturmhut, Opium, Kampher, stickstoffhaltige Gase, namentlich aber Haschisch; ferner plötzliche Gehirnerschütterung durch einen Hieb, Stoß, Fall 2c. 2c. Von den Ursachen psychischer Art sind die gewöhnlichsten: ein plötzlich sich geltend machender Sinneseindruck, die zu lange Dauer einer lebhaften Empfindung, zu lange unterhaltenes Nachdenken oder zu gespannte und unablässige Aufmerksamkeit auf einen und denselben Gegenstand; die Einsamkeit, Furcht, Schreck, deprimirende Affecte, Gewissensbisse 2c.

Obgleich die Hallucinationen zu jeder Tagesstunde entstehen können, so entstehen sie und entwickeln sie sich doch gewöhnlich kurz vor dem Einschlafen oder unmittelbar nach dem Erwachen, während jenes eigenthümlichen Zwischenzustandes zwischen Wachen und Schlaf, wo alle Gegenstände eine unentschiedene, unbestimmte Form annehmen. Dann ist das höhere Nervenleben suspendirt, die Nervencentra sind überreizt, während eine unwillkürliche Thätigkeit im Spiel der Phantasie und des Gedächtnisses Statt findet; dieser Zeitpunct ist für Hallucinationen der günstigste, doch genügt die leiseste äußere Anregung zu ihrer Zerstörung.

Manche Aerzte behaupten, dies Phänomen werde von einer organischen Veränderung bedingt; ohne Zweifel bedachten sie nicht, daß, wenn dies der Fall wäre, eine wahre Hallucination nicht mehr Statt finden würde. Wir müssen nämlich also folgern: Ein an einer gewissen Krankheit des Auges, welche die Heilkunde mit dem Namen Glaukom bezeichnet, leidendes Individuum sieht stets einen Regenbogen vor sich, es erblickt denselben aber wirklich; denn bei dieser Krankheit erhält die Hornhaut die Eigenschaft und versieht den Dienst eines

Prismas, muß also nothwendiger Weise das Sonnenspectrum geben. Das eigenthümliche Geräusch, welches J. J. Rousseau von seinem 30. Lebensjahre an bis zum Tode hörte und welches so oft seinen Schlaf störte, war ebenfalls keine Hallucination, keine Sinnestäuschung; es war die Folge eines Aneurysma (einer Geschwulst, widernatürlichen Ausdehnung) der innern Halspulsader **(arteria carotis interna)** und wurde von den damit Behafteten wirklich gehört.

Die Ursache der Hallucinationen dürfte ohne Frage in einer ephemeren, vorübergehenden Modification, oder in einer intermittirenden, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Alteration des Gehirnes oder des Gangliennervensystemes liegen. Die Hallucination ist eine wahrhafte Illusion, eine recht eigentliche Täuschung eines oder mehrer Sinne, welche ihren Irrthum auf die Intelligenz übertragen.

So litt z. B. der berühmte Philosoph Pascal, indem er zuweilen zu seinen Füßen einen Abgrund gähnen sah, welcher ihn zu verschlingen drohete, an einer wirklichen Sinnestäuschung. Diese Affection, welche bei ihm intermittirend geworden war, d. h., von Zeit zu Zeit wiederkehrte, war Folge des Schreckens, welchen ihm ein Unfall, dem er beinahe zum Opfer gefallen wäre, eingejagt hatte. — Der von mehren Schriftstellern erwähnte Hypochonder, welcher mit ganz gesunden Augen und vollkommen intacten intellectuellen Fähigkeiten fünf Jahre lang beständig eine Fliege auf seiner Nasenspitze sitzen sah, hallucinirte gleichfalls.

Wir folgern daraus, daß, wenn Individuen, welche allem Ansehen nach physisch und psychisch vollkommen gesund sind, Geräusche hören, Gerüche wahrnehmen, Bilder und Formen erblicken, kurz, welche imaginäre Empfindungen haben, sie dann an einer durch Gehirnüberreizung hervorgerufenen Hallucination leiden.

In den meisten Fällen freilich treten die Sinnestäuschungen bei'm Beginn von Geisteskrankheiten hervor und, hat sich diese erst entwickelt, so nehmen sie den Typus einer anhaltenden, ununterbrochenen Krankheit an und verlassen den beklagenswerthen Patienten nicht mehr. — In andern Fällen treten Hallucina-

tionen bei völliger Integrität der geistigen Verrichtungen auf und afficiren das Individuum in Zeiträumen, welche mehr oder minder von einander entfernt liegen; zuweilen wird die Affection intermittirend und tritt täglich, zu bestimmten Stunden, auf. Dies letztere Phänomen zeigt sich besonders bei hysterischen, kataleptischen, melancholischen, hypochondrischen ꝛc. Individuen, ferner bei Individuen, welche an anhaltendes, tiefes Denken gewöhnt sind; bei solchen, bei welchen deprimirende Affecte vorherrschen, u. s. f.

Nachdem wir nun die Ursache und den Mechanismus der Hallucination oder Sinnestäuschung kennen gelernt, wollen wir die jedem Sinne eigenthümlichen Hallucinationen näher in's Auge fassen und beginnen mit denen des Gehörsinnes, da diese am Häufigsten vorkommen.

Zweiter Abschnitt.

Die Hallucinationen des Gehörsinnes.

Bei dieser Art von Sinnestäuschungen glauben die Hallucinirenden Geräusche verschiedener Art, bald sanfte, bald rauhe, bald zärtliche, bald schreckliche Stimmen zu hören, welche entweder nur mit einem, oder gleichzeitig mit beiden Ohren vernommen werden und aus der Nähe oder von fern kommen und zuweilen wie innerlich erscheinen, indem der Hallucinirende sie in seinem Kopfe, seiner Brust oder andern Körpertheilen murmeln hört. Die Geschichte erzählt

uns von mehren großen Männern, welche die Stimme eines **spiritus familiaris**, eines Familien- oder Schutzgeistes, hörten. Solche innere Stimmen sind nichts Anderes, als eine durch die unablässige Thätigkeit des Gedankens hervorgerufene Vibrirung, ein Erzittern der Gehirnnerven.

Ein bekannter Gelehrter, — Professor der Philosophie — war, wie er selbst mittheilt, in seiner Jugend sehr leicht erregbar und jähzornig und hatte schlechte Neigungen, welche indessen durch seine vorherrschende Vernunft unterdrückt wurden. Dieser Mann hörte zwei verschiedene Stimmen: die eine sanft, mild und freundlich, trieb ihn immer zum Guten; die andere, von metallischem Klange, mit hartem, rauhem Accente, suchte ihn zum Bösen zu nöthigen. In diesem Falle ist die Erklärung leicht zu finden: die Vernunft kämpfte gegen die Sinnlichkeit und ging siegreich aus diesem Kampfe hervor.

Ein Artillerist, welcher seit zehn Jahren taub war, hatte plötzlich Hallucinationen des Gehörsinnes; er hörte Fanfaren blasen, er vernahm kriegerische Musik, welche ihn an die glorreichen Tage gemahnte, da er unter der Fahne stand. In Folge der Hallucinationen sprach er mit seinen Bekannten ganz freudenerfüllt über seinen Zustand und sagte, er hoffe von seiner Taubheit bald wieder geheilt zu sein, da er den Klang der Trompete und das Dröhnen der großen Pauke bereits wieder zu vernehmen im Stande sei.

Vor einigen Jahren lebte im Irrenhause von Bicêtre bei Paris ein armer Musiker, welcher in Folge mannigfachen Elendes geistesverwirrt geworden war und Wehrwolf zu sein glaubte. Mit keinem Menschen in der ganzen Anstalt wollte er Etwas zu thun haben, als mit einem Studenten der Medicin, welcher ihm einen alten Violinbogen geschenkt hatte. Täglich brachte er in einem Winkel des Hofes ganz allein mehre Stunden damit zu, daß er mit dem Bogen auf seinem linken Arme fiedelte, ein Streichinstrument nachahmend. Auffallend waren seine Pantomimen; bald gesticulirte er mit den Händen nach vorwärts, bald nach rückwärts, bald nach rechts, bald nach links, den Tact schlagend, bald steigernd, bald mäßigend und fortwährend einem imaginären Orchester Zeichen gebend, ein ebenfalls imaginäres Concertstück besser auszuführen. Seine Gesten

wurden mannichfacher, lebhafter, er erbos'te sich, und der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn, wie wenn die Mitglieder der unsichtbaren Kapelle nicht nach seinem Willen thaten. Gleich darauf ging er dann langsam auf und ab, seinen Bogen im Arme, den Himmel betrachtend, und schien eine entzückende Melodie zu hören; in solchen Momenten zeigte sein Antlitz den Ausdruck einer verklärenden Ekstase, und wurde er gestört, so rief er: „Still, Ihr Lästerer, fallt auf die Kniee nieder und vernehmt diese himmlischen Accorde!"

Auch der große Beethoven hörte in seinen letzten Lebensjahren, nachdem er bekanntlich ganz taub geworden war, öfter seine erhabenen Symphonieen von einem unsichtbaren Orchester wiederholen. Diese Hallucination wurde dem Unglücklichen die Quelle manch' reiner Tröstung.

Eine sonst geistig und körperlich gesunde Dame litt an einer eigenthümlichen Gehörsinnestäuschung, sobald sie sich an ihre Toilette machte. Sie glaubte sich dann von zwei Männerstimmen verfolgt. Die eine derselben pries ihre weiße Haut, ihre runden Formen und ihre geheimen Körperreize; „schön, zum Verlieben schön!" rief diese Stimme fortwährend. Und die Dame, obgleich entzückt von diesen Worten, verbarg sich aus Scham einen Augenblick. Sobald sie wieder vor den Spiegel trat, um ihre unterbrochene Toilettte fortzusetzen, so ließ die andere Stimme sogleich eine ganz entgegengesetzte Sprache hören: „Deine Frische ist erborgt," sagte sie; „diese Formen und diese Contouren lügen; wenn sie die, welche sie rühmen, in ihrem natürlichen Zustande sähen, so würden sie, von Deiner Reizlosigkeit, von Deiner Häßlichkeit erschreckt, fliehen. Häßlich bist Du, häßlich zum Fürchten!" — Die arme Dame erröthete über den Schimpf und erbleichte vor Zorn; sie klingelte heftig einem Bedienten, um den Unverschämten an die Luft zu setzen; allein während der Diener kam, erkannte sie die Sinnestäuschung und befahl, anzuspannen. Am folgenden Tage hatte sie dieselbe Hallucination zu derselben Stunde, und so ging es sechs Monate lang; später aber konnte die Dame, nachdem sie vollständig geheilt war, ohne Furcht und ungestraft ob ihrer Eitelkeit, wieder den Pflichten der Toilette nachkommen.

Ein Abbé, von weniger als mittelmäßigen Talenten, erwachte eines Tages plötzlich als beredter Prediger; Alles strömte herbei, um ihn zu hören. Sein Bischof, voll Staunen über diese merkwürdige, unerwartete Umwandlung, fragte ihn nach der Ursache. Der Abbé antwortete ganz naiv, daß er, in der Stille der Nacht, Stimmen vom Himmel höre, und daß ihm seine besteu Predigten vom heiligen Michael in die Feder dictirt würden.

Vor einigen Jahren lernte ein Tourist im südlichen Frankreich einen jungen Hirten, einen Menschen von sehr nervöser Constitution kennen, welcher seine erste Liebe, in welcher er alle sein Glück, alle seine Hoffnung gesetzt hatte, sterben sah. Von dieser Zeit an wurde sein früher sehr heitrer Character düster, er versank in tiefe Melancholie; immer war er schweigend, allein, die Menschen meidend; seine Gedanken waren unaufhörlich auf das Grab und das Jenseit gerichtet; er hörte traurige Stimmen düstre Elegieen und Todtengesänge seufzen. Obschon der junge Mann einen sehr dürftigen Unterricht genossen hatte und von der Dichtkunst gar Nichts kannte, so schrieb er doch unter der Inspiration jener Stimmen Gedichte, deren sich ein wahrer Günstling der Musen nicht hätte schämen dürfen. —

Dritter Abschnitt.

Hallucinationen des Gesichtssinnes.

Hallucinationen dieses Sinnes haben, wie die des Gehörs, fast stets mehr oder weniger nahe Beziehungen mit den Ideen, den actuellen Gedanken des Hallucinirenden, oder mit lebhaften Empfindungen früherer Zeiten. Die sich zeigenden Bilder sind bald scharf begrenzt, genau gezeichnet, bald verwirrt; neblig; sie bleiben längere oder kürzere Zeit, dann verbleichen sie, verschwimmen in der Luft und verschwinden endlich gänzlich. Wie bereits bemerkt, können Sinnestäuschungen auch am hellen Tage vorkommen; Hallucinationen des Sehorganes treten aber am häufigsten Morgens, Abends und Nachts auf. Finden sie im Dunkeln Statt, so werden sie durch den geringsten Lichtstrahl zerstreuet; kommen sie dagegen am hellen Tage, so genügt oft ein einziges Augenblinken, um sie zum Verschwinden zu bringen. Von allen Hallucinationen zeigen sich die des Gesichtssinnes am verschiedenartigsten und mannichfaltigsten und am phantastischesten; oft sind die Erscheinungen höchst anmuthig, lebendig, reizvoll, wie in Feenträumen; nicht selten aber sind sie düster, schrecklich, wie ein Alpdrücken

Baillarger erzählt in seiner trefflichen Abhandlung über die Hallucinationen Folgendes:

Im Jahre 1832 wurden bei einer auf Befehl der Municipalität veranstalteten Ausgrabung in einem alten Franziskanerkloster in Paris mehre Gräber entdeckt, deren jedes ein ziemlich wohlerhaltenes Skelett enthielt. Ein Student der Medicin, welcher dabei zugegen gewesen war, erhielt von den Arbeitern eine Menge von den Knochen und hing dieselben an den Wänden seines Zimmers auf. Zwei Tage darauf kam er erst um Mitternacht nach Hause; ein gelinder Schauer ergriff ihn, als er die grinsenden Schädel erblickte, welche im Strahle

des Vollmondes leuchteten; doch schüttelte er dies eigenthümliche Gefühl von Furcht bald ab, zündete sich, sich selbst belächelnd, eine Cigarre an und legte sich, nachdem er dieselbe ausgeraucht und einen Schluck Rum darauf gesetzt hatte, nieder. Kaum eingeschlafen, erwachte er in Folge eines heftigen Schmerzes am Handgelenke und des verworrenen Geräusches fremdartig klingender Stimmen und hohler Seufzer. Erschreckt sich umsehend, erblickte er bei'm Mondenschimmer zwei Reihen weißgekleideter Männer, welche in ernstem Schweigen einherkamen. „Ihre bewegungslosen, starren Gesichter,“ so erzählte er späterhin, „zeigten den Glanz des blanken Silbers; ihre Augen, auf mich geheftet, schienen fahle Blitze zu schleudern; sie sahen mich mit gerunzelter Stirn an, und ihrem Geflüster nach kam es mir vor, als ob sie böse Absichten auf meine Person hätten. Ich glaubte anfangs, ich habe ein häßliches Alpdrücken; allein ich war vollkommen wach, denn ich hörte einen Wagen auf der Straße einherrollen und auf der St. Severuskirche ein Uhr schlagen. Ich unterschied die geringsten Einzelnheiten der Erscheinung; ich wollte aus dem Bette springen, doch vergebens; ich fühlte mich bei'm rechten Handgelenke zurückgehalten. Als ich nun den Kopf erhob, bemerkte ich einen hochgewachsenen Mann neben mir, schwarz gekleidet, mit bleichem Knochengesichte, vor dessen funkelnden Blicken ich unwillkührlich die Augen senkte; er hielt meinen Arm wie in einen Schraubstock festgeklemmt, ich vermochte durchaus nicht mein Lager zu verlassen; meine Ideen verwirrten sich in einem Gemische von Wuth, Verzweiflung und Schrecken. Endlich ließ der gespenstige Mann meinen Arm los, nachdem er viel zu mir gesprochen, wovon ich aber Nichts als die Worte behielt: „Neugierde — Indiscretion — vorlaute Jugend.“

„Ich sprang aus dem Bette und öffnete das Fenster; es war, wie wenn es mich drängte, mich hinabzustürzen in den Hof. Doch brachte mich die nächtliche Kühle wieder zur Besinnung und lange betrachtete ich den gestirnten, von des Mondes Silberstrahlen beleuchteten Himmel. Als ich den Kopf zurückwendete, um mein Bett anzusehen, erblickte ich den schwarzen Mann und die beiden Reihen weißgekleideter Büßender immer noch. Wenigstens eine Viertelstunde

lang sah ich diese sonderbare Scene. Endlich kam die Morgenröthe; eine große Bewegung entstand unter den Gestalten; ich hörte, wie die Zimmerthür sich öffnete und wieder schloß; dann warf ich mich wieder auf's Bett, ein Schleier sank auf meine Augen und bald war ich fest eingeschlafen. Als ich um acht Uhr erwachte, empfand ich am Handgelenke einen lebhaften Schmerz und eine allgemeine Angst, wie wenn ich eben einer großen Gefahr entgangen wäre." —

Ein Beamter des jetzigen französischen Kriegsministeriums litt lange Zeit an einer peinlichen Hallucination. Morgens bei'm Erwachen erblickte er eine große Spinne, welche an mehren Fäden hängend mitten im Zimmer schwebte und sich rasch vergrößerte, so daß sie bald den ganzen Raum erfüllte und der Hallucinirende die Stube verlassen mußte, um nicht durch das riesenhafte, häßliche Insect erstickt zu werden. Er wußte sehr wohl, daß sein Gesichtssinn ihn täuschte, doch vermochte er den Schrecken, welchen diese Hallucination in ihm hervorrief, nicht bemeistern. Jetzt ist dieselbe verschwunden, und an ihre Stelle ist eine weniger peinliche, angenehmere Sinnestäuschung getreten: der Beamte sieht täglich bei'm Erwachen eine mit einem köstlichen Frühstücke besetzte Tafel; leider ist ihm nur das Vergnügen des Erblickens gegönnt; denn sobald er herantritt, verschwindet der gedeckte Tisch; er steht allein mitten im Zimmer und wirft voller Aerger das Wasser aus, welches ihm bei diesem lockenden Anblicke im Munde zusammengelaufen ist.

Debay hatte während seines Aufenthaltes in Griechenland eine doppelte Hallucination; zwei Sinne gleichzeitig waren afficirt, Gehör und Gesicht, wahrscheinlich in Folge bedeutender, geistiger Anstrengungen.

„An einem jener so milden, so erotisch-poetischen Abende, deren der ewig azurne Himmel von Hellas so viele hat," erzählt er, „lag ich auf dem grünen Rasen eines Berges; hohe Gipfel verschwammen in duftiger Ferne, die silbernen Wellen des Golfs von Arkadien glänzten am Horizonte auf. Rings um mich her dehnten sich weite Teppiche von rothen Anemonen und goldigen Chrysanthemen aus; man glaubte goldne Höhen zu sehen, deren Spitzen mit einem purpurnen Mantel bedeckt waren. Die Vögel zwitscherten in dem jungen Früh-

lingslaube; schäkernde Brisen entführten dem Thale tausend liebliche Düfte und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne warfen ihre geheimnißvollen Tinten auf diese köstliche Scenerie. Zu meinen Füßen eilte der Fluß Ladon dahin, von reichbeladenen Rosensträuchen dicht umsäumt; — unwillkürlich dachte ich an das zarte Abenteuer der schönen Nymphe Syrinx. Ich war jung, leicht erregbar, von heißem Blute, von Enthusiasmus erfüllt und von zarten Erinnerungen; mein Gedanke flog durch Jahrhunderte zurück und trug mich in das heroische Zeitalter des alten Hellas. Meine Augen hefteten sich schweigend auf die Ufer des Flusses; das Körperleben schien aufgehört zu haben und die Phantasie schwärmte auf den lachenden Ebenen der Mythen umher. In diesen stillen Betrachtungen bemerkte ich plötzlich in einiger Entfernung einen Chor von Nymphen, welche, nach den Tönen einer Pansflöte tanzten. Ich sah, wie ihre Arme sich verschlangen, wie ihre Füße den Boden im Tacte schlugen und meine Augen liebkos'ten die süßesten, lieblichsten Formen, die herrlichsten Umrisse, so oft die Brise ihre leichten Tuniken lüftete."

„Welche köstliche Hallucination! Hätte ich sie verlängern können! Aber ach! ein einziges Zucken der Augenlider, und Alles schwand. Was ich gesehen, vermochte ich mir zu erklären; das Gehörte blieb ein Räthsel für mich. Ich stieg zum Ufer des Ladon hinab, um den Musiker, welcher seine eintönige Weise den Winden übergab, zu finden. Endlich fand ich nach langem Suchen, daß an manchen Stellen des Ufers die Rosenbüsche in ungleicher Höhe abgeschnitten waren, so daß ihnen die Luftströme, die aus den Schlünden des Gebirgs hervorströmten, verschiedene Töne entlockten, welche, mit dem Rascheln des Laubes vereint, die seltsame Melodie erzeugten, welche ich gehört. So war Alles erklärt."

Ein Mann, welcher — was heutzutage im Allgemeinen selten ist — seine Frau innig liebte, hatte das Unglück, dieselbe an einer Brustkrankheit zu verlieren. Ein tiefstrostloser Traum bemächtigte sich seiner; er wies alle Tröstungen der Freundschaft zurück und lebte in einem Zustande von nervöser Reizbarkeit, welche sich durch Nichts beruhigen ließ. Stets sich isolirend, seinem Schmerze

sich ganz hingebend, sah er überall nur ein einziges Bild, das seiner geliebten Gattin; er hatte nur einen einzigen Wunsch; den, wieder mit ihr vereint zu sein; alle seine Gefühle hatten nur auf sie Bezug. Mehre Nächte hinter einander träumte ihm, er sähe sie in langsamem Todeskampfe dahin sterben, er vernahm ihre letzten Seufzer und fühlte die eisige Kälte ihrer Lippen, welche er küßte. Eines Morgens blieb er länger im Bette liegen, als gewöhnlich; er schlief nicht, seine Augen waren geöffnet; plötzlich erblickte er den Gegenstand seines bittern Kummers am Fußende seines Bettes stehen. Die Erscheinung stützte den Kopf schmachtend auf eine Hand; ihr Antlitz war bleich; ihr Mund geschlossen, die Lippen farblos: die glasigen Augen waren auf ihn gerichtet; ihre unbewegten Züge hatten den Ausdruck von Trauer und Liebe. Es gewährte dem Manne einen unsäglichen Genuß, das für ihn entzückende Bild einer angebeteten Frau zu erblicken. Als sie mit dem Kopfe eine leise Bewegung machte, breitete er die Arme aus, um sie zu umfassen und an sein Herz zu schließen; doch verschwand die Erscheinung mit dem Ausdrucke kummervollen Bedauerns. Er sprang aus dem Bette, um ihr zu folgen; aber ach! sie war hinter den Vorhängen verschwunden. — Diese Hallucination hatte drei Minuten gedauert.

Ein früherer Officier sah, sobald das Feuer in seinem Kamine angezündet war, hinter den Flammen ein ganzes Regiment exerciren; er hörte das ferne Geräusch der Trommeln; gleich darauf schien die Infanterie, in geschlossener Reihe vormarschirend, gegen die Kaminplatte anzurücken; dann verschwand Alles.

Der Director einer öffentlichen Heilanstalt theilt folgenden Fall mit: Ein Schriftsteller, welcher in Gemeinschaft mit mehren Collegen nach Ruhm und Vermögen strebten, verfehlte sein Ziel und während die Andern dasselbe erreichten, wurde er in ein Hospital gebracht. In seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, zog sich dieser Mann in eine absolute Einsamkeit zurück; er faßte den festen Entschluß, mit der wirklichen Welt durchaus nicht die geringste Gemeinschaft mehr zu pflegen und nur in einer imaginären Welt zu leben. Nach seiner eignen Versicherung flossen seine Tage sanft und schnell dahin; er hatte sogar nicht einmal Zeit, an das Rasiren seines Bartes zu denken, so sehr war

seine Zeit in Anspruch genommen, dieses oder jenes Schauspiel zu sehen, diesem oder jenem Concerte beizuwohnen u. s. w. Der Arzt der Anstalt fand ihn, als er ihn an einem kalten Winterabende besuchte, auf einen Lehnstuhl hingegossen, mit fest in die Ferne gerichtetem Blick, lächelndem Munde und mit den Händen Beifall klatschend. Auf die Frage, was er da machte, antwortete er: „Es geht mir so, wie dem Narren, von welchem Horaz spricht; ich wohnte einem imaginären Schauspiele bei. Da ich, an meinem Kamine sitzend, große Langeweile empfand, wandelte mich die Laune an, eine Vorstellung des Ballets „die Sylphide" zu sehen und gerade als sie eintraten, klatschte ich Carlota Grisi Beifall, diesem Mädchen, deren anmuthiger, hinreißender Tanz meine enthusiastische Bewunderung hervorrief."

Vierter Abschnitt.

Hallucinationen des Gefühls- oder Tastsinnes.

Bei den Täuschungen des Gefühlssinnes empfindet das hallucinirende Individuum imaginäres Kriebeln, örtliches oder über die ganze Oberfläche des ganzen Körpers verbreitetes Stechen; oder es hat das Gefühl von Kälte oder Hitze, von der Temperatur des Eises an bis zur Verbrennung, oder wie wenn es von einer Schlange mit ihrem kalten, schlüpfrigen Körper umwunden würde,

oder wie wenn eine Spinne über die Haut hinkröche. Zuweilen hat der Hallucinirende die Empfindung, wie wenn sein Körper sich vergrößerte, übermäßig ausdehnte, bis zum Bersten; ein anderes Mal hingegen verkleinert sich sein Leib allmählig und reducirt sich zu einem winzigen Stäubchen. In andern Fällen glaubt er Stockschläge, Peitschenhiebe ꝛc. zu bekommen. Bei Hallucinationen angenehmerer Art glaubt er, geliebkos't, umarmt zu werden, seine Züge drücken dann wollüstiges Entzücken aus.

Eine Frau hatte eine Empfindung, als wenn eine Menge Mäuse über ihren Körper hinliefen; waren diese fort, so setzten sich eine Menge Mücken auf sie, und verwandelten sich dann bald in Spinnen; nach einer Stunde ermüdender Bewegungen, Grimassen und schmerzhafter Verdrehungen, zu welchen die imaginären unsaubern Gäste Veranlassung gegeben hatten, verschwand die Hallucination und die arme Gequälte hatte auf vierundzwanzig Stunden Ruhe.

Eine andere Frau glaubte, sie sei von Kröten und Raupen bedeckt; eine dritte fühlte einen Frosch in ihrem Magen umherspazieren, seitdem sie einmal aus einem Bache getrunken hatte; eine vierte glaubte, sehr erhitzt zu sein und schwitzte mitten im Winter sehr, während eine fünfte sich einbildete, erfroren zu sein und mitten im Sommer am ganzen Körper zitterte.

Ein Notar, welcher von seiner Frau häufig mit Schlägen regalirt wurde, glaubte, nachdem der Tod ihn von seiner Xantippe befreit, künftighin ruhiger leben zu können; leider aber hatte er sich verrechnet. Der Schatten des bitterbösen Weibes erschien ihm von Zeit zu Zeit, um ihm eine Ration Stockhiebe zu Theil werden zu lassen, so daß er oft mitten in der Arbeit zu schreien anfing, als wenn er wirklich Prügel bekäme.

Berbiguier, Verfasser eines in drei Bänden von unverdaulicher Stärke erschienenen Werkes über Hallucinationen glaubte in der Nacht von boshaften Kobolden gequält zu werden und suchte dieselben mit Stecknadeln auf seiner Bettdecke festzustecken.

Ein anderer Hallucinirender wollte nicht mehr essen, da er sich einbildete, er sei gestorben. Ein Bauchredner heilte ihn, indem man einen Leichnam in das

Zimmer brachte, und der Ventriloquist durch den Mund desselben sprach, daß man im Reiche der Todten ebensowohl esse, als auf Erden.

Ein französischer Schriftsteller aus dem Anfange dieses Jahrhunderts hatte mehre Monate lang eine drollige Hallucination: täglich sah er sich von einem Bienenschwarm belagert, welcher in seinen Munde kroch; er blies aus vollem Athem auf die Thierchen, um sie zu verjagen, doch kamen sie immer wieder, so daß er seinen Kopf mit einer ledernen Kapuze verhüllte und sich in einem ganz dunklen Zimmer aufhielt, bis die Hallucination verschwand.

Es waren ohne Zweifel hauptsächlich die Hallucinationen des Gefühlssinnes, bei denen die Geschlechtsorgane in's Spiel kommen, welche zu den Märchen vom Alp und der Druth, vom Incubus und Succubus, Veranlassung gegeben haben. Sinnestäuschungen dieser Art finden gewöhnlich während des Schlafes Statt und sind streng genommen, weiter Nichts, als erotische Träume; solche Hallucinirende glauben mit sichtbaren oder unsichtbaren, menschliche, himmlische oder höllische Gestalten annehmenden Wesen zu thun zu haben, welche ihnen sensuelle Wollust bereiten, oder auch sie plagen und quälen und sie wider ihren Willen obscöne Genüsse empfinden lassen. Findet die Hallucination bei einem männlichen Individuum Statt, so wird dasselbe von reizenden Nymphen, von jungen, schönen Mädchen, oder von häßlichen alten Weibern gereizt und veranlaßt, ihren Wünschen zu genügen und der Mann giebt freiwillig oder gezwungen nach; dies ist der Succubus. Hat eine Frau oder ein Mädchen die Hallucination, so sind es oft hübsche Knaben, schöne, junge Männer, welche sie zu verführen suchen; dann folgen sie der Reizung, welche sie hinreißt; andere Male werden sie von häßlichen Wesen, von Satyrn, Kobolden, oder Gnomen durch tausenderlei lascive Gebehrden und Stellungen gereizt und ungeachtet ihres Widerstrebens gezwungen, die Brunst zu theilen. Das ist der Incubus.

Der heilige Bernhard erzählt die Geschichte einer Frau aus Nantes, welche lange Zeit hindurch von einem unverschämten Dämon besessen war. Dieser Satansgenosse erschien ihr im Traume in der Gestalt eines schönen jungen

Mannes und mißbrauchte sie an der Seite ihres Gemahles. Die unglückliche Frau würde, ohngeachtet der Beschwörungen der Geistlichen, der in Folge dieser nächtlichen Ausschweifungen eingetretenen Erschöpfung unterlegen sein, wenn ihr nicht ein vernünftiger Arzt zu Hülfe gekommen wäre und den Teufel dadurch verjagt hätte, daß er ihr die Gesundheit zurückgab.

In den Zeiten, in denen man an die Cohabitation männlicher Dämonen mit Frauenzimmern und weiblicher Dämonen mit Männern glaubte, überredete sich manches dumme Weib selbst, die Umarmung eines Incubus genossen zu haben, und mancher stupide Bursch bildete sich ein, der Gunstbezeigungen eines Succubus theilhaftig geworden zu sein. —

Fünfter Abschnitt.

Hallucinationen des Geruchs- und Geschmackssinnes.

Diese Hallucinationen kommen bei Weitem nicht so häufig vor, als die übrigen; indessen existiren doch zahlreiche Beispiele derselben. — Ekstatische Religionsfanatiker glauben sich von Myrrhen, Weihrauch, Narden und Benzoe umgeben; Dämonomanen hingegen behaupten, fortwährend fötide, widerliche Gerüche wahrzunehmen.

Ein Arzt wollte untersuchen, wie weit die Hallucination eines Ekstatischen gehe und führte ihn deßhalb mit verbundenen Augen auf einen pestartig stin-

kenden Schindanger; der Hallucinirende hielt sich hier eine Stunde auf, indem er seine feste Ueberzeugung aussprach, daß er in einem von balsamischen Blüthen duftenden Garten weile.

Eine ehemalige Schauspielerin wurde geisteskrank; sie hielt sich für das Opfer einer Menge von Liebhabern, welche sie in den Tagen ihres Triumphes beständig verschmähet hatte. „Sie begnügen sich nicht damit," pflegte sie zu sagen, „mich mit Schmähreden zu verfolgen, sondern sie beschmutzen sogar auch meine Haut, welche so fleckenlos ist, wie mein Herz, mit so stinkendem Unrath, daß ich weder Tag noch Nacht schlafen kann."

Der Kriegsministerialbeamte, von welchem wir in einem der vorhergehenden Abschnitte gesprochen haben, glaubte den künstlichen Geruch der Speisen zu bemerken, mit denen der zauberhafte Eßtisch besetzt war. Wäre dieser Tisch nicht verschwunden, so oft er sich demselben näherte und hätte er sich eingebildet, einen Rebhuhnflügel oder ein Stück Rehbraten zu genießen, oder ein Glas alten Bordeaux zu trinken, so würde er wahrscheinlich den trefflichen Geschmack dieser Substanzen zu empfinden geglaubt haben, denn das Wasser lief ihm thatsächlich im Munde zusammen.

Zwei sehr befreundete Pariser Advocaten, Beide große Gutschmecker, welche stets zusammen zu Mittag aßen, hatten Hallucinationen des Geschmackssinnes, welche ganz entgegengesetzter Art waren. Dem Einen waren die Speisen zu stark gesalzen; dem Andern schmeckten sie fade; — dieser schimpfte auf den Koch und sagte derselbe habe eine zu schwere Hand, Jener fluchte, sie sei zu leicht. — Dies Fleisch ist zu alt, sagte der Erste; mir ist es viel zu frisch, antwortete der Zweite. — Dieser Wein ist herb. — Du irrst, er ist ja ganz süß. — u. s. w. Kurz, ein Zuhörer hätte glauben können, daß diese beiden Männer sich ein Vergnügen daraus machten, einander zu widersprechen und sich herumzustreiten, und wirklich fehlte zuletzt, ihrer alten Freundschaft ungeachtet, nicht viel daran, daß sie sich bei den Haaren gepackt hätten. — Hatten sie etwa zehn Minuten am Tische gesessen, so verschwand die Hallucination, ihre Geschmacksempfindung wurde normal und sie söhnten sich wieder aus. Dann fingen sie zu essen und

zu trinken an, mit jener sensuellen Inbrunst, welche den Menschen binnen kurzer Zeit zum Dickhäuter macht. —

Sechster Abschnitt.

Gleichzeitige Hallucinationen sämmtlicher Sinne.

Diese Fälle sind sehr selten; sie finden sich nur bei manchen Geisteskranken und Fanatikern.

Ein junges, nervöses, an Hysterie leidendes Mädchen, durch die Unterhaltung und die Ermahnungen eines fanatischen Erziehers erschreckt, gerieth allmählig in einen Zustand, welcher noch nicht ganz Verrücktheit war, indessen darin übergegangen sein würde, wenn sie nicht durch die innige Liebe zu ihrem Vater und durch die Bemühungen ihres Bruders wieder zur Vernunft grbracht worden wäre. Sie selbst erzählt Folgendes:

„Ich brachte den ganzen Tag mit Gebet zu und hörte dann himmlische Töne, göttliche Harmonieen; eine sanfte Stimme schmeichelte meinen Ohren und versprach mir die ewige Glückseligkeit, wenn ich in das Kloster gehen würde. Doch fühlte ich nicht den Muth in mir, meinen Vater, einen fünfundsiebzigjährigen Greis, welcher zu seiner Pflege, außer mir, Niemand hatte, zu verlassen; ich weigerte mich daher, den Schleier zu nehmen. Da hörten die sanften Stimmen und die göttlichen Harmonieen auf und ich hörte Kettengeklirr, Zähneknirschen, gellendes, ohrzerreißendes Schreien, Sturmesbrausen, wie bei einem starken Gewitter, Donnerschläge, vor denen ich den Kopf senken und die Ohren zu-

halten mußte. Da wurde mein Kopf wieder von Schwindel ergriffen; ich sah die ganze Hölle losgelassen und mich umtanzen; häßliche, schreckliche Ungeheuer stürmten vor, um mich zu ergreifen und fortzuschleppen; ich fing an, inbrünstig zu beten; mein guter Engel erschien und zeigte mit dem Finger auf ein Kloster; doch immer hielt mich der Gedanken an meinen alten schwachen Vater zurück; ich wagte das Gelübde einzutreten, nicht. Voll Zorn verschwand der Engel; ich fühlte, wie ich von Satans Helfershelfern gekniffen, gestoßen, gepeinigt wurde; ich erstickte fast von Schwefelgeruch; mir fehlte die Luft; der Schwindel verstärkte sich. Ein übelriechender Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper; aus meinen Augen floß Blut; mein Mund glich einem glühenden Ofen; ich wagte nicht, meinen Speichel zu verschlucken, so bitter und ätzend war er: wenn ich ausspie, und der Auswurf auf meinen Körper fiel, so ließ er eine Spur zurück, wie Scheidewasser. Von Neuem flehete ich zu meinem Schutzengel. Er kam, aber stumm, ernst, unbeweglich, die Arme gegen das Kloster hin ausgestreckt. O Gott, was litt ich! Sechs ganze Monate kämpfte ich gegen diesen furchtbaren Alp, der mir zu jeder Tagesstunde erschien; zuletzt konnte ich nicht mehr widerstehen und war im Begriff, meinen armen Vater des Klosters wegen zu verlassen, in dem Glauben, dies sei Gottes Wille, als mein Bruder aus dem Kriege zurückkam, meine Bücher verbrannte, die Personen, welche mich täglich besuchten, und mit denen ich sonst in Verkehr stand, aus dem Hause jagte und mit Beihülfe eines Arztes den schrecklichen Hallucinationen ein Ende machte. Verstand und Gesundheit kehrten zurück; dankerfüllt drückte ich den geliebten Bruder ans Herz und nun kann ich meinem guten Vateer in seinen alten Tagen doch nützlich sein."

Noch heutzutage glauben viele Leute, namentlich auf dem Lande, an Wehrwölfe, Hexen, Kobolde, Wichtelmännchen, Schröteln, Gespenster und an Teufel, der Hölle entflohen; solche Leute versichern ganz ernsthaft, in dunkeln Nächten Kettengeräusch, Gerassel von Knochen gehört zu haben; sie versichern daß sie durch häßliche Gestalten, durch schreckliche Ungeheuer verfolgt würden, und erzählen dies Alles mit einer Aufrichtigkeit, mit einer Einfalt und Ueberzeugung,

welche an der Wirklichkeit der Hallucination nicht zweifeln läßt. Es kommt jedoch auch nicht selten vor, daß Böswillige, namentlich Diebe, zu derartigen Mitteln greifen, um furchtsame Leute zu erschrecken und ihre bösen Absichten desto sichrer zu erreichen. In solchen Fällen ist natürlich von einer Hallucination nicht die Rede; dagegen existirt eine solche, wenn derartige chimärische Erscheinungen Resultat des Schreckens sind. Leider finden manche Menschen, welche in Folge ihrer Stellung dazu berufen sind, die unwissende und daher leichgläubige Masse aufzuklären, Gefallen darin, die letztere im gröbsten Aberglauben zu erhalten, ohne Zweifel aus persönlichem Eigennutze. Desto schlimmer für die Dummen, sagen die Spötter. . . . Ist das der geeignete Weg, Vorurtheile zu vernichten und in dieser so wichtigen und zahlreichen Classe der menschlichen Gesellschaft die Aufklärung zu verbreiten, die ihr so nothwendig ist?

Die im Folgenden mitgetheilte Hallucination, deren Wahrheit durch einen glaubwürdigen Gewährsmann verbürgt wird, giebt eine Probe von den abergläubischen Gedanken, welcher noch jetzt bei einem Theile des französischen Landvolkes herrscht. —

Siebenter Abschnitt.

Hallucinationen, durch Aberglauben hervorgerufen.

Ein junger pariser Arzt besuchte einst einen Freund, welcher als Besitzer eines kleinen Gutes in einem großen Dorfe des südlichen Frankreichs lebte. Hier hatte er öfters Gelegenheit, mit den bedeutendsten Bauern des Ortes zusammenzukommen, braven Leuten, denen nur eine übertriebene Sparsamkeit und eine in fanatischen Aberglauben ausgeartete Unwissenheit in Religionsangelegenheiten vorzuwerfen war. Der Arzt wurde von seinem Freunde veranlaßt, von seinen Reisen zu erzählen; den guten Bauern kam Alles, was er von seinen weiten ausgedehnten Pilgerfahrten mittheilte, ganz wunderbar vor. Allabendlich versammelte sich eine zahlreiche Zuhörerschaft um ihn und ohne die Ermüdung und das Gedächtniß des Erzählers zu berücksichtigen, welches letztere allmählig seine Dienste zu versagen begann, bat man ihn stets um die Fortsetzung seiner Erzählungen.

Unter den Zuhörern zeigte sich als der aufmerksamste und neugierigste Maître Bondou; dieser reiche Bauer stellte die naivsten Fragen und forschte nach den geringsten Umständen, ließ Nichts unbeachtet und wollte jede Kleinigkeit wissen. Der Schädel dieses Mannes zeigte eine merkwürdige Entwickelung des Organs der Neugierde, des Wunderbaren und der Sprache: auch galt er, und mit Recht, für den ersten Erzähler und den besten Sprecher des Dorfes. Eines Morgens kam er, von dem Freunde begleitet, auf das Zimmer des Arztes und hob an:

„Mein Herr, Sie haben nun die Welt durchreis't und so Vieles gesehen. Sie haben mit den Derwischen, den Fakirs, den Marabouts, den griechischen Basilianermönchen und den Magiern geplaudert; Sie haben die Werke der Wei-

sen von Memphis und der Philosophen des alten Griechenlands studirt; Sie müssen die Schlüssel zur Magie, zur Gymnosophie, zur Zauberei, zur Kabbala, zur Alchemie, zur Hexenkunst und allen geheimen Wissenschaften besitzen; Sie kennen so viele geheimnißvolle und wunderbare Beschwörungsformeln: wollen Sie mir nicht einen großen Dienst leisten?

„Woher, zum Teufel, haben Sie dies Alles, Meister Bondou," fragte der Arzt voller Staunen und ganz verdutzt, aus dem Munde eines Bauern eine solche Sprache zu hören.

„Diese Worte habe ich aus den Mittheilungen eines alten, in der ganzen Gegend geehrten Eremiten behalten, welcher mich vor langer Zeit lesen lehrte. Ja, das war 'mal ein Gelehrter! Zum Unglück für mich starb er viel zu früh; sonst wäre Papa Bondou gleichfalls ein Gelehrter geworden. Nun bin ich aber mitten auf dem Wege stehen geblieben und Sie sind bis zur Quelle der Wissenschaft vorgedrungen; haben Sie also die Güte, mir ein Geheimmittel zu geben."

„Was soll das für eins sein? Wollen sehen."

„Den Wehrwolf aus meinem Stalle zu verjagen."

„Sagt' mir erst, was das eigentlich ist, der Wehrwolf."

„Das ist der böse Geist, der Nachts um die Häuser herumschleicht, bald in der Gestalt eines Wolfes, bald als Affe oder altes Weib, oder auf einer alten Krakke reitend, und Menschen und Vieh behext und ihnen Mißgeschick und Krankheit bringt. Ich bin ganz nahe an ihm vorbeigekommen, ich, Bondou, der mit Ihnen spricht; doch befindet sich meine Person, Dank sei es der Reliquie des heiligen Hubertus, die ich seit meiner Kindheit am Halse trage! — ganz wohl; mit meinem Vieh aber steht es leider anders. Denken Sie sich, mein lieber Herr, seit drei Nächten macht dieser verfl . . . . Wehrwolf eine höllische Wirthschaft, einen Heidenspectakel in meinen Ställen, er setzt sich auf die Pferde, zwingt sie, Galopp zu laufen, klatscht mit der Peitsche, prügelt die Ochsen, so daß sie von Schweiß triefen; erstickt die Schöpse, vergiftet die Lämmer und die Hippelchen mit dem schlechten Geruche, der aus seinem Wanste hervor-

kommt; denn — nehmen Sie es nicht übel, ich muß es, bei allem Respecte, den ich Ihnen schuldig bin, **salva venia** sagen — das Beest läßt so schauderhaft stinkende Winde fahren, daß Jacquot, mein Knecht, in der Futterkiste, in welche er gekrochen war, beinahe davon umgekommen war."

„Das ist ein Traum, eine Art Alpdrücken, was Ihr gehabt habt, und was Ihr mir da erzählt, Meister Bondou," unterbrach ihn der Arzt lachend.

„Lachen Sie ja nicht, lieber Herr; es macht alle Nacht einen Höllenspectakel; ich habe es mit beiden Ohren selbst gehört und mein armes Weib auch; diese hat sich so erschreckt, daß sie neben mir lag und keinen Athem mehr hatte und kein Glied rühren konnte. Ich will gleich den Jacquot rufen, wenn Sie wollen, der kann's bezeugen; er kriecht mit dem Kopfe unter's Deckbett und macht Augen und Ohren zu, um Nichts zu sehen und zu hören; schon drei Nächte klappert er mit den Zähnen vor Schrecken im Heu, wie wenn er Glatteis am Leibe hätte, der arme Kerl."

„Habt Ihr denn nicht Muth genug gehabt, oder wart Ihr nicht neugierig, nachzusehen, woher der Scandal kam?"

„Allerdings; aber als ich näher kam, war Alles still, weil der Wehrwolf vor dem Lichte ausreißt."

„Nun, dann würde ich Euch rathen, als Vorbeugungsmittel eine Laterne im Stalle brennen zu lassen."

„Da kommen Sie schön an; das Aas von Wehrwolf bläßt das Licht aus, sobald man fortgegangen ist und fängt seinen Teufelssabbat von Neuem an und treibt's nur noch toller; ich habe ein paarmal schon den Beweis davon gehabt."

Vergebens wiederholte der Arzt dem Meister Bondou, daß Alles, was er erzählte, wunderbar, d. h., unmöglich sei, da doch in der äußern Welt Alles natürlich ist; vergebens versicherte er ihm, daß der Thierarzt über die Krankheit seines Viehes Aufschluß geben würde, und daß das auffallende Geräusch, welches er vernommen, aus seinem eignen furchterfüllten Schädel käme; davon wollte er Nichts wissen, noch glauben. Meister Bondou gehörte zu jenen Hal-

lucinirenden, welche sich selbst durch mathematische Beweise nicht anders überzeugen lassen. Er schwor auf seine Seele, er habe in seiner Jugend in Gesellschaft des Eremiten eine Kreuzesfahne, ein „Labarum“ am Himmel gesehen, ganz der ähnlich, welche Kaiser Constantin der Große erblickte; das ganze Dorf glaubte ihn.

„Ich bitte Sie inständigst, geben Sie mir einen Spruch, ein heimliches Mittel, ein Amulet, was Sie wollen, daß ich nur den Spukgeist verjage, der mir meine Nächte so verbittert. Die Gebete und Beschwörungen, die ich für Geld und gute Worte dagegen habe sprechen lassen, haben Nichts geholfen. Wenn Sie aber kommen . . . . das ist was Anderes; von Ihren Reisen nach den Pyramiden, nach Ephesus und zur Höhle des Trophonius haben Sie doch jedenfalls irgend ein unfehlbares Mittel gegen die Geister mitgebracht.“

„Meister Bondon,“ sagte plötzlich der höchlich belustigte Arzt in begeistertem Tone, „Ihr habt mit Eurem trefflichen Gedächtnisse die berühmten, magischen Namen, welche wie Sterne in der Nacht der ungläubigen Zeit hervorstrahlen, behalten, und so wißt Ihr denn auch sicherlich, daß ich der delphischen Pythia und der Prophetin Deborah seligen Andenkens gleiche; ich muß bestürmt, gezwungen, besiegt werden, um profanen Menschenkindern die Geheimnisse der unbekannten Wissenschaft mitzutheilen, erhabene, undurchdringliche Geheimnisse, welche die Hierophanten in dem Schweigen der Tempel verborgen hielten! Meister Bondon! Ihr habt mächtige, unwiderstehliche Worte gesprochen, welche, wenn Ihr sie gehörig anzuwenden verständet, Euch auf die verlorne Fährte des Steins der Weisen bringen würde! Ihr habt Namen genannt, welche Sonne und Mond, Himmel und Erde zum Tanzen bringen; Ihr habt, ohne es zu wissen und zu wollen, ohne es nur im Geringsten zu ahnen, den großen magisch-sympathischen Nerven getroffen, welcher den Geist mit der Materie, d. h., die Seele mit dem Körper verbindet; . . . Bruder, Ihr werdet noch ein Geweiheter, ein Wissender werden; aber seht Euch vor! Denkt daran, daß in den schwarzen, unterirdischen Gewölben des Isistempels frevle Neugier und Plauderhaftigkeit mit dem Tode bestraft wurde!“ —

Meister Bondou sperrte Maul und Ohren auf; seine harten Züge verklärten sich ob dieses für ihn ganz unverständlichen Galimatias. Der Arzt nahm eine kleine, eine Probe von Tabackssamen enthaltende Schachtel und zeigte sie dem Bauer mit den Worten:

„Ihr seid jetzt ein Geweiheter; behaltet wohl, was ich Euch eben gesagt habe. Ihr sprachet vorhin davon, daß der böse Geist nur durch die Thürspalten und Schlüssellöcher in die Häuser gelangen könne?"

„Ja." — „Dann müßt Ihr alle Ritzen und Spalten der Stallthüre hermetisch verschließen, und ein schiefgehendes Loch durch die Thürfüllung bohren; in dies Loch thut Ihr diese Körner und sprecht dabei dreimal die kabbalistischen Worte: **„Philaktero, Perro infernalo! Evoo, Aumaschkalo Abracadabra!"** Dann verklebt Ihr das Loch rasch auf jeder Seite mit einem Papierblättchen; stellt Euch dann um Mitternacht nebst Eurem Knechte, Beide mit einer tüchtigen Peitsche versehen, hinter die Thür, und wartet im Dunkeln auf den Wehrwolf."

Vater Bondou rieb sich vor Wohlbehagen die Hände.

„Ihr habt mir ferner gesagt, daß der Kobold Alles, was er in Unordnung gebracht, wieder gehörig in Stand setzen müsse?"

„Ja." — „Nun denn, wenn Ihr alle Oeffnungen verschlossen habt, so muß der Geist, um in den Stall kommen zu können, das Papier durchlöchern, den Samen auf die Erde werfen und ihn nachher wieder sammeln und an den vorigen Platz bringen; während dieser Zeit müßt Ihr ihm mit Peitschenhieben zusetzen und zwar so stark, daß er die Lust verliert, wiederzukommen. Habt Ihr mich gehörig verstanden?"

„Jawohl! Jawohl!" wiederholte er vor Freude strahlend; „ich begreife recht gut, daß dies Mittel helfen muß; ich danke Ihnen von ganzem Herzen, von ganzer Seele. . . ."

„Meister Bondon, vor allen Dingen aber die tiefste Verschwiegenheit!"

„Fürchten Sie Nichts! Ich verstehe die ganze Wichtigkeit der Mittheilung!"

Nachdem er dem Rathgeber die Hand kräftig gedrückt und in Danksagungen und Grüßen erschöpft, ging er, um die gegebenen Regeln auf's Pünctlichste in Ausführung zu bringen.

Einige Minuten vor Mitternacht stellte sich der Arzt an die Stallthür, und als die Dorfuhr die zwölfte Stunde verkündet hatte, riß er mit dem Finger das Papier, welches den Tabackssamen in dem Loche hielt, weg. Gleich darauf knallten die Peitschen, daß die Ohren klangen, und Meister Bondou schrie: „Schmeiß' feste d'rauf, Jacquot! feste! . . . Diesmal haben wir das Beest. . . Er wird d'ran denken . . . Bravo! Immer d'rauf! Herr Gott!" fuhr er mit den Füßen stampfend, fort, „der Lump! der Schuft! Schlag' fester d'rauf, Jacquot! Du bist schon müde, Du Schafkopf! Mach' mir es nach! Muth!"

Mitten in diesem schauderhaften Getöse hörte man dte winselnde Stimme des Knechtes rufen; „Meister, Ihr habt mir mit der Schmitze ein Auge ausgeschlagen!"

„Das thut Nichts!" rief Bondou, „schlag nur immer d'rauf; Schwanz und Ohren muß er da lassen!"

Und die Peitschenhiebe gingen von Neuem los; auf einmal brüllte der Meister vor Schmerz: „Du ungeschickter Kerl, hast mir das Gesicht auseinander geschlagen . . . ich kann nicht mehr sehen!" . . . Einen Augenblick später fuhr er fort: „Das ist alleins; schlag' nur immer d'rauf!"

Endlich nach halbstundenlangen Schreien, Stampfen, Schwitzen und Abmatten hörte das Klatschen auf; der Kobold war von dannen geflohen.

Am folgenden Tage suchte Bondou den Arzt auf, um ihn nochmals zu danken. Auf seinem Gesichte bemerkte man zwei tiefe, von der Peitschenschnur herrührende Schrammen, bei denen ihm das Feuer aus den Augen gespritzt haben mußte. Der gute Einfaltspinsel konnte die Bocksprünge, das Krümmen und Winden, die Kapriolen und Grimmassen des bösen Geistes während er seine Prügel bekommen, nicht genug beschreiben. „Er hat seinen Theil bekommen," meinte er; die Züchtigung war vollständig; er wird daran denken und meinen Stall mit seinem Besuche verschonen."

Und wirklich erschien der Wehrwolf nicht wieder; d. h., Meister Bondou und sein Knecht waren von ihrer nächtlichen Hallucination geheilt, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Peitschenhiebe, welche sie sich gegenseitig in das Gesicht versetzt hatten. —

Auf der Anklagebank saß vor Kurzem in der Schweiz eine Gestalt, die nicht sehr geeignet schien, die Sympathie der Richter und des Publicums für sich einzunehmen. Einem Gesichte, dessen Trägerin fünf bis sechs Jahrzehnte des Lebens hinter sich haben mochte, ja, das in seiner Unschöne noch älter erschien, gab ein Paar lebhafte, aber unstäte kleine Augen, ein freches Lächeln um die spärlichen Lippen, die einen zahnlückigen Mund bildeten, wenig Anziehendes, das von der immerwährenden, leisen und zuckenden Bewegung der Kinnbacken keineswegs vergessen gemacht wurde. Dazu ein mehr herausforderndes und sich vordrängendes Wesen, als weibliche Schüchternheit und bescheidne Zurückhaltung; kecke Antworten, ebenso von angeborner Schlauheit zeugend, wie von jener widerwärtigen Naivetät, die in unbewußt beleidigender Weise die eigne Unwissenheit für einen hinreichenden Maßstab des fremden Urtheils hält und in dieser Meinung oft von dem seltsamsten Gemisch von Lüge und Dummheit einen unzweifelhaften Sieg erwartet: — so haben wir das trübselige Bild eines in jeder Hinsicht verkommenen Weibes, das um ein Jahrhundert früher in seiner Umgebung und im Zusammenhang mit dem Aberwitz seiner Thaten sich den Ruf und vielleicht auch das Ende einer Hexe würde zugezogen haben. Aufrichtige Theilnahme erweckten die andern auftretenden Personen, eine 60jährige Mutter mit ihren drei Töchtern, schlichte Leute vom Dorfe, ohne besondere hervorstechende Züge, auf deren Gesichtern nur in diesem Augenblicke der Eindruck des Ortes, das noch unsichre Gefühl der Erlösung von einer jahrelangen traurigen Umstrickung und die Spannung auf das Ende ihren lebhaften Kampf führten.

In einem Dorfe des Cantons Zürich lebte die Wittwe Boli mit ihren drei Töchtern in bescheidner, friedlicher Häuslichkeit. Die Mädchen waren brav und arbeitsam; ihre Hauptbeschäftigung, das Seideweben, gewährte reichlichen

Verdienst. Vor drei Jahren versicherten ihre Hausbewohner ihre fahrende Habe und diesem Beispiele wollte die Familie Boli folgen. Da wurde ihnen abgerathen unter der Bemerkung, sie könnten sich dem Verdacht der Brandstiftung assetzen, falls ihr Haus einmal von einem Brande heimgesucht werden sollte. Fälle derartiger Frevel haben in der That hier und da diese tolle, beklagenswerthe Logik gegen die wohlthätigste Einrichtung erzeugt und dieser Umstand sollte für die brave, aber geistig beschränkte Familie zu einer Kette des Unheiles werden. Man kam auf den unglücklichen Gedanken, eine in der Nähe wohnende Frau, die sich mit Wahrsagen abgab, um Rath zu fragen. Dieser ward, unter Beruhigung über die vermeintliche Gefahr, ertheilt und zugleich zu größerer Sicherheit ein „Geistlicher Schatz" betiteltes Buch dreingegeben. Die schlaue Wahrsagerin mochte mit der arglosen Einfalt, die sie bei diesem Vorgange gefunden, zufrieden gewesen sein und gründete darauf einen weitern Plan, der ebenso mit kluger Berechnung der geistigen Höhe ihres Schützlings, wie mit unverrückter Consequenz durchgeführt wurde. Ein verborgener Schatz ward erdacht, und die bei solchen Gelegenheiten nie fehlende Rolle der „armen Seele" in Scene gesetzt, die ihn hütete und erlös't werden mußte. Der Schatz war so schwer, daß sich die Töchter nur mit Mühe an den Gedanken gewöhnen konnten, daß der Himmel ihnen ein solches Glück beschieden habe: die Trümpi aber — so hieß die Alte — wußte sie gerade bei diesen bescheidnen Zweifeln zu halten und ihre religiöse Gewissenhaftigkeit die Stelle der mangelnden Habsucht einnehmen zu lassen. Die Erlösung der armen Seele wurde zur Christenpflicht gestempelt, deren Unterlassung eine unendliche Gefahr für Leib und Seele der Läßigen nach sich ziehen würde. Gegen solche Vorspiegelungen waren die unwissenden Mädchen nicht gewappnet; auch verstand es die schlaue Trümpi, einen weitern, in dieser Sphäre gewichtigen Acteur wenigstens hinter den Coulissen spielen zu lassen. Der Kapuziner in Näfels sollte den Zauber lösen; sie war natürlich dabei die helfende Vermittlerin. Von nun an unterwarfen sich die armen Mädchen dem Hokuspokus der Betrügerin, wenn auch mit Furcht und Bangen. Begonnen ward mit einem

vorläufigen „Einwendschatz" von 70 Gulden, angeblich für den geistlichen Herrn in Näfels; drei Löffel voll Erde aus der Wohnung der Geschwister sollten die Beschwörung einleiten; neun „Benedictuspfennige" waren das Unterpfand für den zu gewinnenden Schatz; „gesegnetes" Brod, auf ihn gestreuet, sollte den Geist abhalten, ihn wieder wegzunehmen; ein „Zauberbuch" enthielt eine Reihe „Citationen," mit denen der Geist beschworen wurde, „5000 Dublonen in gangbarer Münze" herbeizuschaffen. Die Bethörten mußten in dem Buche beten, jedesmal bei'm Neumonde neun Nächte nach einander; auch 93 Vaterunser in einer Folge. Geräusche im Hause während dieser Beschäftignng („Klopfen, Keßlen und Geußen") deuteten sie in wahrer Seelenangst für die Nähe des Geistes. Und Nichts ist so unsinnig, das aberwitziger Betrug, der wohl manchesmal an die Ausgeburten einer erhitzten Einbildungskraft selber glauben mag, nicht erfinden könnte, ohne sich deßhalb in den Augen der bethörten Opfer zu zerstören, — einmal mußten die armen Mädchen sieben Hummeln einfangen; denn „vor dem Schatze" stand „ein böser Neider, der dem Kapuziner den Rücken kehrte;" die Hummeln sollten ihn stechen, daß er sich umwenden müsse und erkannt würde. — Die Schwestern zweifelten nicht so an der Existenz des Schatzes selbst, als daran, daß er ihnen beschieden sei. Dieser Zweifel mußte natürlich den Besitz verschieben oder ihn unmöglich machen; auch ließ es die Alte nicht an gräßlichen Schwüren fehlen, daß Alles wahr sei; wollte sie doch im entgegengesetzten Falle sogar ein Hund werden!

Zwei volle Jahre dauerte das Spiel des Wahnes, der Thorheit und der Gewissenlosigkeit. Alles, was die Betrogenen hatten, die kleinen Ersparnisse des Fleißes, der Ertrag ihrer Arbeit, wanderte in die dürren Hände der Alten. Jeder Neumond brachte eine Schatzung an Eiern, eine Steuer an Geld unter allen Titeln. Als der Verdienst erschöpft war, kam das Bett an die Reihe; fremdes Geld wurde entlehnt. Die Armen darbten und hungerten; Beeren des Waldes, grobe Kleie wurde ihre Nahrung; dabei vergingen sie fast vor Seelenangst unter den moralischen und seelischen Einflüssen dieses Zustandes. Die Trümpi ließ es sich wohl sein von der Beute; sie „küchelte" von den Eiern, die

der Geisterbeschwörung dienen sollten, und berauschte sich von dem gelieferten Branntwein.

Das unverbrüchliche Schweigen der Opfer hätte vielleicht noch länger den Vorhang vor dem unheimlichen Gemälde gelassen. — Theilnehmende Augen bemerkten den Verfall der braven Familie; allmählig ward ihr das unselige Geheimniß erpreßt, die Betrügerin der Gerechtigkeit überliefert. Das Urtheil über die Angeklagte war rasch im Klaren. Aber die vom Gerichte ausgesprochene Entschädigung der Betrogenen war natürlich von Seiten der Betrügerin für keine zu halten, da sie selbst Nichts besaß.

Ein Räthsel ließ die Verhandlung ungelös't: inwieweit die Angeklagte wohl selbst an die Kraft der Zauberei und die Wirksamkeit der aberwitzigen Mittel geglaubt habe? In diesem Falle ward erwiesen, daß die Zauberin, um Glück oder Erfolglosigkeit ihrer niederträchtigen Unternehmungen zu lesen, sich zuweilen selbst die Karte schlug. —

Periodische Hallucination in Folge von Furcht, von Symptomen der Wasserscheu begleitet.

Ein Steuereinnehmer in der Hauptstadt des Lozère-Departements besuchte allmonatlich die zu seiner Receptur gehörenden Ortschaften, um die Steuern einzucassiren. Eines Tages wurde er auf diesem Wege von einem Hunde gebissen, der für toll gehalten wurde, es aber in Wirklichkeit nicht war. Bald zeigten sich bei dem furchtbar erschreckten und geängstigten Einnehmer die Zeichen der Wasserscheu; er ward gebunden in die Stadt gebracht und der Obhut mehrer Aerzte übergeben. Eine ganze Woche verschwand unter der schrecklichsten Angste des Patienten und der Seinigen; endlich, nach Verlauf einer Woche, konnte er, entweder in Folge einer Naturheilung oder der angewendeten Kunsthülfe, seinen Dienst wieder versehen.

Ein halbes Jahr später führte ihn sein Weg wieder an demselben Ort vorbei, wo er gebissen worden war; die Erinnerung an seinen Unfall, der

Schreck, den ihm der Anblick der verhängnißvollen Stelle verursachte, wirkten so heftig auf ihn, daß er nicht weiter zu gehen im Stande war, sondern an der Brane des Gehölzes in das Gras niedersank, von einem Anfalle von Tollwuth ergriffen. Er wurde zu Haus gebracht und wiederum geheilt; doch kehrte drei Jahre hindurch jede sechs Monate, so oft er die nicht zu vermeidende Stelle passiren mußte, der Anfall zurück.

Durch die Reclamation seiner Familie und durch ärztliche Zeugnisse veranlaßt, verordnete das Finanzministerium die Versetzung des Beamten in ein anderes Departement und von diesen Tage an blieb er völlig gesund. —

Hallucination in Folge von Blutandrang nach dem Gehirne (Cerebral-Congestion).

Dr. **Hibbert**, ein englischer Arzt, welcher ein ebenso geistreiches, als gediegenes Werk über die phantasmagorischen Erscheinungen geschrieben hat, welche im Verlaufe mancher Nervenkrankheiten auftreten, erzählt folgenden Fall:

Ein hochstehender Mann theilte Dr. **Gregory**, seinem Arzte, mit, daß er täglich Nachmittags fünf Uhr ganz ruhig und mit gutem Appetite zu Mittag esse; sobald es aber sechs Uhr schlage, öffne sich die vorher zugeschlossene Thür des Speisezimmers und eine häßliche, alte Hexe komme mit drohender Miene gerade auf ihn zu, spreche einige, meist unverständliche Worte und schlage, wenn er ihre Fragen nicht richtig beantworte, mit ihrer Krücke nach ihm; worauf er vom Stuhle falle und längere oder kürzere Zeit bewußtlos liegen bleibe. Diese Erscheinung wiederhole sich alle Tage.

Dr. **Gregory** stellte die Frage, ob die Erscheinung auch in Gegenwart eines Dritten Statt finde, worauf der Patient gestand, daß er aus Furcht, als Gespensterseher betrachtet und verlacht zu werden, Jemand einzuladen nicht wage. — „Gut," sagte der Arzt; „dann werde ich morgen mit Ihnen zusammen speisen und wir werden sehen, ob das böse alte Weib unser Tête-à-Tête stören wird." Der Vorschlag wurde mit Beifall angenommen.

Am folgenden Tage setzten sich Beide zur Tafel; bei der Mahlzeit ging es fröhlich zu, indem der Arzt seine ganze Liebenswürdigkeit aufbot, um die Phantasie des Kranken von der ihn verfolgenden Idee abzuziehen. Eine Stunde verging ungestört; kaum hatte aber die Pendüle sechs geschlagen, so rief der Hallucinirende: „Da ist die Hexe!" und fiel ohnmächtig zu Boden."

Ueberzeugt, daß diese Hallucination von einer Gehirncongestion mit Tendenz zu Apoplexie herrühre, verordnete er einen reichlichen Aderlaß und ableitende Mittel, und von diesem Tage an blieb die Erscheinung weg. — —

So hätten wir denn in dem vorstehenden Capitel eine kurze Uebersicht über die verschiedenen Täuschungen gegeben, von welchen unsre Sinne afficirt werden und uns zu dem Glauben an die Realität völlig illusorischer Eindrücke veranlassen können. Möge das im Vorstehenden Gesagte Diejenigen, welche an vorübergehenden Hallucinationen leiden, vor knabenhafter Furcht schützen; denn, — dies kann nicht oft genug wiederholt werden, — alle außerordentlichen, unbegreiflichen Phänomene, welche wir an dem, was wir die Psyche des Menschen nennen, wahrnehmen, haben eine bestimmte Ursache. Diese Ursache liegt im Nervensysteme; wirkt man in der einen oder der andern Art auf das letztere, so verschwinden jene Erscheinungen. Ebenso sind alle Vorgänge in der physischen Welt die nothwendigen Resultate von Ursachen, welche uns zwar sehr häufig unbekannt sind, gleichwohl aber dennoch wirklich existiren und von uns in ihren Wirkungen erkannt werden können. Nur das Absurde ist unmöglich, und nur dies Unmögliche muß die Vernunft und der Verstand in Abrede stellen; das Absurde aber ist stets Product einer kranken, delirirenden Phantasie.

Zwanzigstes Capitel.

Theorie des modificirten electrischen Fluidums oder des vitalen, electro-nervösen Fluidums.

Die im Folgenden entwickelte, von Debay aufgestellte Theorie wird einen Schlüssel zu den geheimnißvollen Phänomenen der animalen Attraction und Repulsion geben, von denen bereits die Rede war und im Nachstehenden noch die Rede sein wird.

Das electrische oder universelle Fluidum ist, wie wir im folgenden Capitel nachweisen werden, durch den ganzen Weltraum verbreitet; es circulirt überall, in den organischen sowohl, wie in den unorganischen Körpern; es wird modificirt, indem es die Organe der erstern durchdringt und wird zum electro-nervösen oder vitalen Fluidum.

Das dem lebenden Körper im freien Zustande entströmende electro-nervöse Fluidum manifestirt sich häufig durch eine attractive oder repulsive sympathische oder antipathische Thätigkeit oder Wirkung, je nach nachdem es zwei Individuen einander nähert oder von einander entfernt. Die Wirkungen dieser Art sind vielfach und haben zu so zahlreichen Beobachtungen Anlaß gegeben, daß sie die Aufmerksamkeit der Physiologen auf sich lenkten. Wenn man bisher der Ursache dieser sonderbaren Erscheinungen noch nicht ernstlich nachgeforscht hat, so liegt dies darin, daß ihre Existenz von der einen Seite ganz ge-

läugnet, von der andern einer reinen Eventualität zugeschrieben wurde. Mittelst der im folgenden entwickelten Theorie, welche auf eine sehr große Anzahl von Thatsachen basirt ist, wird es uns vielleicht gelingen, einiges Licht über diese dunkle geheimnißvolle Seite des menschlichen Lebens zu verbreiten.

Debay hat eine Menge Beispiele von einer im menschlichen Organismus vorgehenden Bewegung gesammelt, welche weder dem Traum, noch der Hallucination angehört. Diese Bewegung manifestirt sich ganz plötzlich und wird, je nach der Beschaffenheit der Ursache, von Schmerz oder Wohlgefühl, von Freude oder Traurigkeit begleitet: diesem Phänomen folgt ein stummes Staunen, dann tritt wieder der natürliche, normale Zustand ein.

Wohl viele Menschen haben solche Zufälle öfters gehabt, sie aber nicht beachtet, weil ihnen die Ursache derselben verborgen blieb; Andere hingegen, heftiger bewegt, glaubten eine frappante Uebereinstimmung der Stunde, in welcher ein bestimmter Vorfall sich ereignete, mit der Zeit ihrer intuitiven Gemüthsbewegung zu finden und haben die Erinnerung daran unvergeßlich aufbewahrt.

Die von uns bereits berührten Beobachtungen von Dr. v. Reichenbach stimmen mit den eben gedachten überein. Die excessive Sensibilität mancher Individuen für das Emissionsvermögen gewisser anderer Personen und Agentien veranlaßte diesen gelehrten, tiefdenkenden Naturforscher zu der Benennung Sensitiven; Debay's eigne Untersuchungen haben manche Analogie mit den seinigen. Die Existenz von Individuen, welche mit einer emissiven Kraft begabt sind, unterliegt keinem Zweifel; ebenso wenig, wie die der Sensitiven, welche den emissiven Einfluß der Dynamide auf Entfernungen von unbestimmter Weite hin empfinden.

Gehen wir nun zu der Untersuchung über, ob der menschliche Körper nicht ein Fluidum, eine Emanation, verbirgt, welches sich unter bestimmten Bedingungen aus demselben entwickeln kann? Dies Fluidum würde, wenn es einmal entwickelt ist, gleich dem electrischen Fluidum, augenblicklich seinen Lauf nehmen und auf demselben zu dem von ihm erwählten Orte eilen und daselbst, je nach der Natur und der Impressionabilität des Individuums, auf welches es über-

gegangen ist, mehr oder weniger kräftig wirken. Wir wollen hier gleich die Bemerkung einschalten, daß nicht alle Constitutionen fähig sind, seine Wirkungen zu empfinden.

Warum sollte sich das Nervenfluidum aus unserm Körper nicht entwickeln können, gerade so, wie andere Emanationen desselben zur Entwickelung kommen? So wenig Jemand die unsichtbare Transpiration — Perspiration — des Hautsystems Statt findet, welche wir nicht bemerken, und die Entwickelung gewisser Riechstoffe aus der Hautoberfläche und den Lungen in Abrede stellen wird: ebensowenig läßt sich eine Entwickelung des Nervenfluidums in Abrede stellen. Wenn sich nun dieses nervöse Fluidum aus dem Körper entwickeln kann, so steht der Annahme Nichts entgegen, daß dasselbe auf das Nervenfluidum eines andern Individuums in die Ferne wirken, dasselbe anziehen, zurückstoßen, sich mit ihm mischen, kurz, es in verschiedener Art zu modificiren vermag, wie dies auch durch Thatsachen wirklich bewiesen wird. Daraus können wir aber mit Sicherheit schließen, daß das Nervenfluidum attractive und repulsive Eigenschaften besitzt.

Diese Theorie involvirt durchaus nichts Unmögliches: täglich gehen in der Natur analoge Erscheinungen vor sich. Der Pollen- oder Samenstaub der Pflanzen wird außerordentlich weit weggeführt, um eine Blüthe seiner Gattung, welche er aus einer Menge anderer seiner Species nicht angehöriger Blumen auswählt, zu befruchten; — findet in diesem Falle nicht auch eine Attraction, eine Sympathie Statt?

Im Mineralreiche haben wir die Attraction, die chemische Affinität, welche unsre Theorie bestätigt. Lösen wir in einem und demselben Gefäße verschiedene Salze auf, so haben wir dieselben Phänomene. Nach Verlauf einer bestimmten Zeit entsteht in dem Wasser, welches eine ganz homologe Masse zu bilden scheint, eine Bewegung: die gleichartigen Molecüle gruppiren sich zusammen und bald bilden sich so viele isolirte und von einander verschiedene Krystallisationen, als in dem Wasser verschiedene Salze gelöst waren. Augenscheinlich ist hier eine Kraft thätig, welche die Molecüle von derselben Natur

einander nähert, zusammenbringt, da die Molecüle des einen Salzes nicht sich um die eines andern Salzes gruppiren.

Im Thierreiche finden ganz ähnliche Erscheinungen Statt in der Zusammensetzung und Bildung der organischen Säfte und Gewebe.

Das vitale oder Nervenfluidum muß, als Ursache, als Motor des Lebens, vorzugsweise ein einzelner Körper sein; ein jedes individuelle Leben muß nothwendiger Weise eine und dieselbe Ursache haben. Sobald aber das vitale Fluidum einen Keim durchdrungen hat, so muß dies Fluidum in dem Maße, als dieser Keim sich entwickelt und organisirt, durch die Organe, in denen es circulirt, modificirt werden; denn die Organe haben eine Function; diese Function haben ein Ziel, einen Zweck, und dieser ist das Leben. Wir wissen, daß die einfachen Körper unter sich Verbindungen bilden können, und daß aus diesen Verbindungen zusammengesetzte Körper resultiren. Wenn sich nun in der Natur Alles anzieht und verbindet, warum soll dann nicht auch das Nervenfluidum diese Eigenschaft mit den übrigen Körpern gemein haben und bei seinem Durchgange durch unsre Organe Modificationen erleiden?

Alles veranlaßt uns zu der Annahme, daß das Nervenfluidum durch gewisse Bewegungen oder Processe im Organismus modificirt wird; denn im Augenblicke, wo der menschliche Organismus durch irgend eine physische oder moralische Ursache heftig erschüttert wird, kann diese Erschütterung nur durch eine Beschleunigung oder eine Hemmung der Circulation des Nervenfluidums hervorgebracht werden. Unter solchen Umständen müssen wir annehmen, daß an der Oberfläche des Körpers sich Emanationen entwickeln, welche für unsere Sinne nicht wahrnehmbar sind. Diese Emanationen müssen, sofern sie durch entgegengesetzte Ursachen hervorgerufen werden, auch entgegengesetzte Qualitäten, entgegengesetzte Eigenschaften haben. So haben die während einer freudigen Aufregung entweichenden Emanationen eine ganz entgegengesetzte Wirkung, als die, welche während eines Zustandes von Traurigkeit oder Trübsinn exhalirt werden; ebenso ist es mit den andern Affecten, mit der Furcht, der Hoffnung u. s. w. welche unser System lebhaft ergreifen.

Es läßt sich demnach durchaus nicht bestreiten, daß das Nervenfluidum durch äußere Ursachen und organische Bewegungen oder Processe modificirt werden kann; ebenso wenig läßt sich die Realität der Emanationen dieses Fluidums in Abrede stellen, da wir die Wirkungen derselben wahrzunehmen und zu bestimmen vermögen. Also würde das Nervenfluidum, durch eine organische Bewegung aus einem Körper ausgetrieben, in den Raum ausgestrahlt werden, würde auf das Fluidum eines andern Individuums treffen und es anziehen, oder abstoßen, oder mit ihm Verbindungen bilden, welche zur Entstehung jener noch unerklärten Erscheinungen Anlaß geben, die wir Intuitionen, Ahnungen, prophetische Träume u. s. f. nennen.

Wird aber dieses Fluidum, sobald es in den allgemeinen Raum ausgeströmt ist, durch die meteorologischen Processe nicht gehindert, nicht abgeleitet, nicht vernichtet? Geht es nicht verloren? Geht es nicht mit andern Fluidis Verbindungen ein? Wie kann es augenblicklich sein Ziel erreichen?

Wir antworten darauf, daß das vitale Fluidum, welches ja nichts Anderes ist, als das durch unsre Organe modificirte electrische Fluidum, durch Nichts gehindert oder von seinem Laufe abgelenkt werden kann; daß in der Natur Nichts, gar Nichts, auch nicht das winzigste Atom, verloren geht; daß die Verbindungen zwischen den Körpern nur nach gewissen Gesetzen Statt finden; daß endlich die Wirkungen der Electricität, soweit wir sie kennen, uns die Ursache, die Erklärung der augenblicklichen Wirkung der nervösen Phänomene angeben.

Gehen wir jetzt zur Darlegung der Thatsachen über, auf welche unsre Theorie vom attractiven und repulsiven Nervenfluidum gegründet ist. — Nehmen wir an, eine auf das Nervensystem eines Individuums wirkende Ursache veranlasse die Entwickelung des Fluidums bei demselben; dies Fluidum durchläuft dann plötzlich mit der ihm eignen ungeheuren Geschwindigkeit den Raum zwischen seinem Ausgangspuncte und seinem Endziele: dann manifestiren sich solche Phänomene, solche Thatsachen, wie die folgenden.

Lord Byron reiste im westlichen Griechenland: plötzlich wird sein Führer von heftigem Zittern ergriffen, darauf wird er so matt und entkräftet, daß er sich auf den Boden legen muß. — Auf Byron's Fragen nach der Ursache dieser Erscheinung antwortete der Führer:

— „Nicht weit von hier muß irgend etwas Schreckliches vorgehen; wenn Sie mir Glauben schenken, so wollen wir einen Augenblick warten. Vor zwei Jahren hatte ich eben solch' einen Anfall, und der dadurch verursachte Aufenthalt rettete mir das Leben. In derselben Stunde metzelte eine Bande Türken sämmtliche Einwohner eines Dorfes in Argolis nieder, wohin ich eben auf dem Wege war."

Der skeptische Byron lächelte, und wartete voller Ungeduld, bis der Grieche wieder weiter marschiren konnte. Eine halbe Stunde später machten sie sich auf die Beine. Nachdem sie eine Meile zurückgelegt hatten, fanden sie Blutspuren, und einige Schritte weiter acht noch zuckende Leichname. Der Lord schien einen Augenblick von der Sehergabe seines Führers überrascht zu sein, faßte sich aber bald und schrieb das Ganze dem Zufall zu; doch hob er das Ereigniß später in seinen Schriften hervor. —

Die Gemahlin eines napoleonischen Officiers lebte, während ihr Gatte den Fahnen des Kaisers folgte, zurückgezogen in einem kleinen Provinzialstädtchen. Jedesmal, wenn ihr Mann auf dem Schlachtfelde eine Wunde erhielt, empfand sie in der rechten Brust einen stechenden Schmerz, welcher mehre Minuten lang anhielt und um so heftiger auftrat, je schwerer die Verwundung ihres Gemahles war. Dieser erhielt in verschiedenen Schlachten elf Verwundungen, und elfmal wiederholten sich dieselben sympathischen Erscheinungen in der Brust der Frau. —

Zwei seit frühester Jugend befreundete Männer, von denen der eine dem Kriegerstande, der andere den Rechtswissenschaften sich gewidmet hatte, hatten schon öfters sehr deutliche sympathische Phänomene an sich empfunden. Der Advocat war eines Tages in Gesellschaft, als er plötzlich einen heftigen, die Brust durchbohrenden Schmerz empfand und ohnmächtig in die Arme der ihn

Umgebenden fiel. Als er wieder zu sich gekommen war, forschte er vergebens nach der Ursache eines so außerordentlich heftigen Schmerzes. Ein anwesender Arzt sprach die Meinung aus, daß wahrscheinlich die Compression eines Nervenzweiges durch eine heftige Muskelbewegung daran Schuld sei. — Am folgenden Tage erhielt der Advocat einen Brief mit der Nachricht, daß am Abend vorher sein Freund in einem bei Lampenschein abgepaukten Zweikampfe einen Stoß durch den ganzen Körper hindurch erhalten habe.

Von zwei vierzehnjährigen Zwillingen, von denen der einem auf eine vierzig Meilen weit entfernten Gymnasium war, während der andere bei den Eltern sich aufhielt, zeigten sich höchst merkwürdige sympathische Phäuomene; wenn der Schüler von seinem Lehrer gestraft, oder von seinen Commilitonen geprügelt wurde, so wurde sein Bruder plötzlich ganz traurig und fing an zu weinen, ohne zu wissen, warum; war der Eine heiter und fröhlich, so äußerte der Andere eine gleiche Stimmung. Der bei den Eltern lebende Knabe erkrankte einst; mehre Tage darauf kam die Nachricht, daß sein Bruder im Krankensaale der Anstalt habe aufgenommen werden müssen. Diese Erscheinungen zeigten sich im ferneren Lebenslaufe der Brüder noch öfter und hörten erst mit dem Tode des Einen von ihnen auf.

Zwei junge Schwestern boten ein nicht weniger merkwürdiges Beispiel dieser Art dar. Eine derselben war bei einer Schneiderin, um deren Geschäft zu erlernen; die andere diente als Kindermädchen. So oft die Erstere sich mit der Nähnadel in den Finger stach, stieß die Andere wider Willen einen schmerzhaften Schrei aus.

Die Frau eines leidenschaftlichen Spielers empfand, sobald ihr Mann zum Spieltische gegangen war, abwechselnd so heftige Freude und Betrübniß, daß sie in Folge davon krank wurde. Der Wechsel zwischen beiden Affecten entsprach dem Glück und Unglück ihres Mannes im Spiele ganz genau; gewann er, so freute sie sich; verlor er, so wurde sie traurig.

Folgendes Beispiel beobachtete Debay als Augenzeuge. Es war in Afrika, unter dem luftigen Dache eines Zeltes. Nachdem der Erzähler und sein Kame-

rad durch Singen und Trinken die Langeweile des Bivouacs zu erheitern gesucht, schliefen Beide ein, zufrieden mit der Gegenwart, unbekümmert um die Zukunft. Mitternacht mochte vorbei sein, als Debay durch Seufzer, durch Gewimmer geweckt wurde und nach einem kläglichen Schrei die Worte vernahm: „Mein Gott! Was leide ich! Ich muß sterben!" . . .

Rasch sprang er auf und fragte seinen Kameraden, woher die Schmerzen so plötzlich kämen, worauf er antwortete: — „Ich habe einen fürchterlichen Schmerz. Es ist mir, wie wenn eine eiserne Hand in meinem Schädel wühlte und mein Hirn zerquetschte; mich schaudert's vom Kopf bis zu den Füßen. Ach, mein Gott! mich ergreift eine moralische Schwäche, welche sich durch Nichts ausdrücken läßt. . . Es ist vielleicht die Angst der letzten Stunde!"

Erschreckt betrachtete ihn der Erzähler; seine Augen waren starr; seine Physiognomie war frei von jeder krankhaften Veränderung, trug aber den Stempel der tiefsten Traurigkeit. Nach zehn Minuten folgte auf diesen Anfall vollständige Ruhe; der Arme schlief bis zum folgenden Morgen fest. Bei seinem Erwachen empfand er keinen Schmerz, kein Uebelsein; er war so wohl, wie am Tage vorher. Das erste Wort, welches er sprach, drückte sein Erstaunen über die Leidender vergangnen Nacht aus, welche plötzlich, wie ein Blitzstrahl, gekommen und fast eben so rasch vergangen waren.

— „Es ist eine merkwürdige Sache; so sehr zu leiden, ohne eine wahrnehmbare Ursache, und heut morgen ganz wohl auf zu sein! Vielleicht war es ein Traum!"

Kaum waren vierzehn Tage verflossen, als ein schwarzberänderter Brief ihm meldete, daß in derselben Nacht, zu derselben Stunde, seine Mutter gestorben sei; ihr Todeskampf hatte nur zehn Minuten gedauert. —

Die in den mitgetheilten Beispielen angeführten Phänomene müssen nothwendiger Weise eine Causalität haben; genaue und aufmerksame Beobachtungen, der Personen, bei welchen sie sich gezeigt haben, würden vielleicht die Existenz einer verborgenen, ungreifbaren Kraft, jenes unbekannten Etwas beweisen, welches wir, da es wegen seiner eigenthümlichen Wirkungen und seiner so ganz

plötzlich sich entwickelnden Thätigkeit nur mit der Electricität verglichen werden kann, electro-nervöses Fluidum genannt haben.

Die folgenden Beispiele zeigen, daß, sobald die Ursache verschieden ist, auch die Wirkungen verschieden sind.

Gustav B., illegitimer Sohn eines hochgestellten Mannes, hatte bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre in sehr günstigen äußern Verhältnissen gelebt, bis seine Mutter starb, worauf zwischen ihm und den legitimen Kindern wegen der Vermögensansprüche Streit entstand und er in mehre Processe verwickelt wurde, welche ihn ruinirten. Gatte und Vater, vermochte er kaum, selbst mit Aufopferung seiner Nachtruhe und Aufbietung seiner Kräfte, die nöthigen Subsistenzmittel für seine Familie herbeizuschaffen; unter Verwünschungen gegen seine Existenz und die Unvollkommenheit der Gesetze, war sein Character düster geworden und seine Gesichtszüge zeigten den Ausdruck einer finstern Traurigkeit. Ein letzter Prozeß endlich drohete ihn an den Bettelstab zu bringen. Den Rest seiner Kräfte und seiner Hoffnung zusammenraffend, reis'te er nach der Hauptstadt, wo sein Proceß entschieden werden sollte. Seine Sache wurde von einem geschickten Anwalt vertheidigt; endlich gewann er nicht bloß jenen Proceß, sondern er erhielt auch einen Theil der Güter zurück, welche ihm früher genommen worden waren. Bei dieser Entscheidung des Gerichtshofes konnte er seiner Bewegung nicht Herr werden und im Uebermaße seiner Freude sank er um und lag wie ein Todter da. Seine Frau, welche schon lange unter Angst und Thränen auf Nachrichten von ihm harrte, wurde in derselben Stunde von einem unbeschreiblichen Gefühle von Glück ergriffen. Ihre Thränen versiegten plötzlich; ihr Herz klopfte in ungewöhnlicher Weise; es ging in ihr eine so außerordentliche Bewegung vor, daß sie ihre Kinder umarmte und wie inspicirt ausrief; „Gott hat meine Gebete erhört, meine Kinder die merkwürdige Aufregung, in welcher ich mich befinde, läßt mich ein Glück ahnen; o welche Hoffnung!"

Drei Tage nachher umarmte sie ihren Gatten. —

Einem französischen Matrosen, der schon drei Jahre als Kriegsgefangener auf einem englischen Wachtschiffe lebte, gelang es endlich, seine Flucht zu bewerk-

stelligen. Als er die Erde seines Heimathlandes berhürte, rief er: „Sei gegrüßt, schönes Frankreich! Endlich werde ich meine Familie wiedersehen!“

Sogleich macht er sich auf seine Beine und eilt mit allen Kräften seinem drei Meilen von dem Platze seiner Landung entfernt an der Küste gelegenen Dörfchen zu. Sein armes Weib war in dem Augenblicke, wo der Mann die Küste betrat, damit beschäftigt, ihren Kindern, welche sämmtlich noch im zarten Alter waren, zu essen zu geben, als sie, die schon so lange Zeit in Traurigkeit und Thränen zugebracht, plötzlich von einem Lachkrampfe erfaßt wurde, dessen Anfälle sie nicht zu bemeistern vermochte. Von einer gewaltsamen Erschütterung ungewohnter Freude ergriffen, verlor sie das Bewußtsein, lachte aber immer fort.

Eine Nachbarin, welche gerade bei ihr war, läuft, von ihrem Gebahren auf's Aeußerste erschreckt, zu dem Chirurgen des Dorfes; nach einigen erfolglosen Versuchen, den Krampf zu beseitigen, hält dieser die Frau für verrückt. Da tritt plötzlich der Matrose herein, fällt seinem Weibe um den Hals und das Lachen verwandelte sich sofort in erleichternde Thränen. —

Ein junger Schriftsteller von nervösem Temperamente, dessen Gehirn sich leicht erhitzte, erzählte, daß er in der halbjährigen Trunkenheit, mit welcher eine erste Liebe sein Herz erfüllte, ganz außergewöhnliche Erschütterungen und unglaubliche Intuitionen gehabt habe.

Das erste Mal empfand er auf einem einsamen Spaziergange heftiges Herzklopfen, Hitze und Frost; seine Beine zitterten, sein Athem wurde durch langgezogene Seufzer unterbrochen; sein ganzes Wesen zitterte. Er müsse sich niedersetzen. Als er nach der Ursache dieser ungewohnten Erscheinung forschte, bemerkte er den Gegenstand seiner Anbetung von fern, und um sich zu überzeugen, daß er nicht unter dem Zauberbanne einer glücklichen Hallucination sich befinde, näherte er sich der jungen Dame, erhielt einen zärtlichen Blick und entfernte sich dann voll Staunen über das Erlebte.

Das zweite Mal wurde er auf einem Balle von denselben Symptomen ergriffen; gleich darauf traf er seine Geliebte. — Befand er sich später in der

Nähe derselben, ohne es zu wissen, so wurde ihm ihre Gegenwart durch eine plötzliche, lebhafte Erschütterung verkündigt.

Die folgende Thatsache, welche von mehren Autoren mitgetheilt worden, wird von den Letztern einem Zustande des Nervensystems zugeschrieben, in Folge dessen wir Emanationen, die wir im gewöhnlichen Zustande gar nicht wahrnehmen, zu empfinden im Stande sind.

„Die Gräfin de Bossu empfand eine heftige Erschütterung, wenn der Herzog von Guise, ihr Geliebter, einen Ort betrat, an welchem sie sich befand, und sie war von seiner Gegenwart überzeugt, wenn sie ihn auch nicht bemerkte, ja sogar wenn sie ihn auf Reisen wähnte.“ —

Wir würden nicht aufhören können, wenn wir alle Beispiele dieser Art, welche die Geschichte und die Sage uns aufbewahrt hat, mittheilen wollten. Obgleich solche Thatsachen sich täglich wiederholen, so sind sie physiologisch doch noch nicht erklärt worden; die meisten Schriftsteller haben sich begnügt, sie als beobachtete und noch immer zu beobachtende Erscheinungen zu bezeichnen und zu den Phänomenen zu rechnen, deren Causalität uns unbekannt ist. — Geben wir indessen die Existenz des attractiv und repulsiv wirkenden Nervenfluidums zu, so würden alle jene Facta, deren Ursache man bisher nicht wahrzunehmen vermochte, und welche man deßhalb in die Sphäre des Wunderbaren warf, als ganz natürlich erscheinen und sich erklären lassen. Man würde alsdann wissen, warum man einen Menschen bei'm ersten Erblicken liebt, während man vor einem andern eine ebenso rasche und plötzliche Abneigung empfindet; weßhalb man sich später zu dem Wesen hingezogen fühlt, welches uns anfangs mißfallen und sich umgekehrt von dem entfernt, welches uns früher angezogen hatte; kurz, dann würde die geheimnißvolle Theorie der menschlichen Anziehung und Abstoßung, oder der Sympathie und Antipathie, gefunden sein. —

Mittelst der Annahme von der Existenz eines attractiven und repulsiven Nervenfluidums würden wir auch eine Erklärung der merkwürdigen Phänomene des sogen. zweiten Gesichtes (second sight) zu geben im Stande sein.

Doch müssen wir in Bezug auf diesen Gegenstand den Leser zu weiterer Belehrung auf das schon erwähnte, von Dr. Hartmann bearbeitete Werk von Colquhonn verweisen, da uns zu näherem Eingehen auf diesen interessanten Fragepunct der Raum mangelt.

Einundzwanzigstes Capitel.

Historisch-kritische Bemerkungen über die sogenannten Klopfgeister und die wandelnden und sprechenden Tische.

Wahrheit und Irrthum.

Seit mehren Jahren scheint die Manie für das Wunderbare, welche im Mittelalter so allgemein herrschte, unter müssigen, geschäftslosen Leuten und bei Frauen wieder zu erwachen. Von allen Seiten stürzen Lawinen von mehr oder weniger sinn- und gehaltlosen Broschüren herab und drohen ihre wohlwollenden Leser zu ersticken, zu erdrücken. Dieses Wiederaufleben des Mysticismus ist in der Zeit des Fortschrittes, in welcher wir leben, eine Anomalie, eine abnorme Erscheinung, und die Verfasser solcher Broschüren thäten weit besser, wenn sie ihre müssige Zeit zu nützlicheren Dingen verwendeten.

Diese Schriften betrachten die Existenz von Geistern auf unserm Erdballe als ausgemachte Thatsache. Nach ihnen ist die Menge derselben unzählig und zum Nachtheile des Menschengeschlechtes gehören sie fast alle zu den bösartigen, verkehrten, verrätherischen, arglistigen und boshaften Geistern, zu den geschwornen Feinden unseres Glückes und unseres Heiles. Sie bilden diabolische, von fürchterlichen Fürsten befehligte Schaaren; irrende Schatten, arme Seelen im Fegefeuer umschweben uns ohne Unterlaß, krallen sich in unsere Organe, quartieren sich in unsre Möbel, in unsre Küchen und Keller ein, und zu welchem Zwecke? Um uns zu versuchen, um uns mit ihren Orakeln zu erschrecken und das Bischen Vernunft und gesunden Menschenverstand, welches uns verliehen worden, zum Teufel zu jagen. — Die von diesen Dämonen mittelst eines Tischfußes gegebenen Antwort haben den undurchdringlichen Schleier, welcher dem Menschen seine Zukunft verbarg, zerrissen. — Man kennt jetzt die öffentlichen und die Privatgebräuche und Gewohnheiten der Geister. Man hat endlich das Geheimniß entdeckt, diese unsichtbaren Wesen zu überlisten, sie anzulocken, sie nach Willkür zu verjagen. — Die Wissenschaften und die Künste, welche so viel für die Civilisation für den Wohlstand und das Glück der Völker gethan, sind nach jenen Broschüren Nichts als Stolz, Eitelkeit und Hoffart, die Gelehrten sind nur Hohlköpfe, ihre bewundernswürdigen Entdeckungen nur Kinderspiel. Die wahre Wissenschaft, die Wissenschaft, welche jede andere vernichtet, ist die Wissenschaft der Geister, die Dämonenkunde. — Alles Gute und alles Böse, was auf der Erde geschieht, geschieht durch Vermittlung der Geister, — Geisteskrankheiten, Epilepsie, die Pest, ja selbst die Cholera, diese Geißeln der Menschheit rühren von bösen Geistern her. Die Aerzte sind Ignoranten und Pfuscher, welche mit ihrer frevlen, gottlosen Wissenschaft die Menschen tödten, anstatt sie zu retten. — Unser Körper ist nur ein Schein, ein Trug; seine Existenz ist noch keineswegs bewiesen. — Das materielle Leben ist Nichts, alle Wahrheit findet sich nur im spirituellen Leben. — Der Tod ist das einzige Gut, welches man wünschen sollte. — Die Unendlichkeit, die Ewigkeit haben, gleich dem wahrnehm-

baren Universum, ihre Pole; die Seelen der Auserwählten schwingen sich zum positiven Pole auf u. s. w., u. s. w., immer in demselben Tone.

Was soll man von solchem niederträchtigen, wirklich entsetzlichen Gewäsch denken? Hätte auch der Verstand oder die Vernunft zwei Pole, so würden die Verfasser solchen hirnverbrannten Wahnsinns mit vollstem Rechte an den negativen Pol der Vernunft gestellt werden.

Die Fabricanten solcher Machwerke bilden sich ohne Zweifel ein, daß es ebenso leicht ist, über die ewigen Gesetze der Natur und über die Erscheinungen des Lebens zu schreiben, als eine Novelle zusammenzuschmieren oder ein Märchen auszuhecken. Nein, dreimal nein! dies elende Geschmeiß von Scriblern ist wahrlich nicht berufen, so hohe Fragen der Naturwissenschaft und wahren Philosophie abzuhandeln; dazu bedarf es einer tiefen und gründlichen wissenschaftlichen Bildung, eines mathematisch ausgebildeten Verstandes; jene Fabricanten können uns nur die höchstens eines halb mitleidigen, halb verächtlichen Lächelns werthen Verirrungen einer exaltirten Phantasie, einer durchaus sterilen Bildung darbieten. Verstand und Vernunft, durch die Wissenschaft vergrößert und ausgebildet, ist die Fackel, welche uns leuchtet und uns führt bei der Untersuchung einer Thatsache, um deren Ursache aufzufinden; die Phantasie ist die Quelle von Irrthümern, von Fabeln und Unsinn; sie spielt die Tolle im Hause, welche sich auf Kosten und zum Schaden des Verstandes immer mehr entwickelt und vergrößert.

Nach diesem Exordium, welches sich, um den Leser hinsichtlich der Geister und Derer, welche dieselben anrufen, in's Klare zu bringen, nicht gut vermeiden ließ, gehen wir zu einer kurzen Geschichte der Klopfgeister und der sprechenden Tische über. Die Klopfgeister traten zuerst im Dorfe Hydesville in Amerika, in einem von der Familie Fox bewohnten Hause auf, und zwar, wenn ich nicht irre, am 19. März 1848. Bevor wir weiter gehen, wollen wir der Frau Fox hier höflichst bemerken, daß der Verfasser eines über diesen Gegenstand in französischer Sprache erschienenen Buches; „Die verflüssigenden Geister" die Priorität dieser Entdeckung für das Presbyterium von Cydeville im Oise-Departe-

ment in Anspruch nimmt, wo die Klopf- und Poltergeister schon früher Tausende von weit stupenderen Wundern verrichtet hatten, als die in Amerika, was zu der Annahme Veranlassung geben kann, daß die französischen Geister weit gewandter und viel bösartiger sind, als die amerikanischen.

Mag dies nun sein; kurz, Madame Fox und ihre beiden Töchter hörten am 19. März 1848 in ihrem Hause ein seltsames Geräusch; die Tische knackten, die Stühle rückten von ihrem Platze, die Thürklopfer klopften wiederholt u. s. f. Dem Erstaunen folgte bald die Furcht, denn dieser Lärm konnte nur von bösen Geistern herrühren. Indessen befreundete sich die gute Frau Fox sammt ihren beiden Töchtern, welche Anfangs so furchtsam waren, sehr rasch mit den Klopfgeistern; schon am folgenden Tage wagten sie, Fragen an dieselben zu stellen und bald hatten sie tägliche Unterredungen mit ihnen.

„Wieviel Jahre zählt meine älteste Tochter?“ fragte die Mutter.

Sogleich hörte man vierzehn Schläge.

„Und die Zweite?“ — Es klopfte zwölfmal. Die Zahlen waren richtig.

„Du, der Du klopfst, bist Du ein lebendes Wesen?“ — Keine Antwort. — „Du bist also todt?“ — Ein bejahendes Klopfen.

Auf solche Weise erfuhr die Madame Fox durch dies neue Frage- und Antwortspiel, daß der Klopfgeist männlichen Geschlechts und daß seine sterbliche Hülle in dem von ihr bewohnten Hause verscharrt, daß er Vater einer zahlreichen Familie gewesen sei und daß von seinen Kindern noch fünf lebten.

Nachdem sich die Frau und ihre Tochter mehre Monate in dieser neuen Art von Industrie geübt und darin eine große Gewandtheit erlangt hatten, verrichteten sie mit Hülfe der Geister wahre Wunder und verdienten sich damit ein schönes Geld.

Dies war der Ursprung der Klopfgeister und der redenden Tische. Die absurde Erzählung eines entweder abergläubischen, oder an einer weiteren Verbreitung eines solchen lächerlichen Märchens interessirten Weibes genügt, Tausende von Leichtgläubigen anzustecken und diese verbreiteten ihre Wunder-Monomanien auf eine Entfernung von mehr als fünfhundert Meilen. — Bis hierher hat die

Sache nichts Unnatürliches: die Geschichte giebt genugsam Beweise, mit welcher unglaublichen Leichtigkeit abergläubische Monomanien bei Schwachköpfen sich einem Contagium gleich verbreiten. Stets beginnt die Ansteckung bei'm weiblichen Geschlechte, und die Frauenzimmer vereinigen ihre sämmtlichen Kräfte, um sie den Männern mitzutheilen. Aus diesem Grunde wenden sich die Wunderthäter auch ganz besonders an das Frauengeschlecht.

Die Aufklärung des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts hatte die vom Aberglauben erzeugte Finsterniß verscheucht und die Menschheit erholte sich von dem thörigten Schrecken, welcher sie so lange gequält hatte. Nun strebt in unsern Tagen die Hydra des Aberglaubens, dieses unversöhnlichen Feindes der Vernunft, auf's Aeußerste an, die ihm entrissene Herrschaft wieder zu gewinnen und den Kopf zu erheben; den Seuchen gleich, welche die Erde verwüsten, sucht sie, Boden zu gewinnen; sie müht sich ab, sich durch Schrecken erregende Wunder zu verkünden, um die Leichtgläubigen in Furcht zu versetzen. Schlagt die Bücher auf, welche vom Aberglauben handeln und vom Fanatismus, und Ihr werdet sehen, welcher Art ihre Kunststücke sind; zieht die Geschichte der dem Aberglauben huldigenden Secten, der fanatischen Völker zu Rathe, und Ihr werdet vor den unerhörten Schandthaten, mit denen sie sich befleckt, zurückschaudern. Nein, nein, jene lächerlichen Märchen sollten unsre geselligen Verhältnisse nicht noch mehr unterhöhlen; der gesunde Menschenverstand, der in den untern Klassen täglich immer mehr Boden gewinnt, ist eine mächtige Schutzwaffe gegen Geister, Gespenster und allen solchen Teufelsspuk! Wir wiederholen es nach amerikanischen Documenten, mehr als fünfmalhunderttausend Menschen wurden von diesen Klopfgeistern hinter das Licht geführt; die Zahl der „Mediums", d. h., der eine Zwischenstufe zwischen Menschen und Dämonen bildenden Individuen, stieg bis auf dreißigtausend!!! Freilich könnte man, wie der Academiker Babinet bemerkt, diese „Mediums" mit vollem Rechte „Dollarfänger" nennen, wie bei uns viele Somnambule „Thalerjäger" sind. Und die tägliche Erfahrung beweis't uns ja, daß, je einträglicher eine Industrie ist, die Zahl der Individuen, welche dieselbe ausbeuten, um so größer wird.

Die amerikanischen „Mediums" haben sehr verschiedenartige Talente: ein Theil klopft, Andere sprechen, halten Reden oder singen; wieder Andere treten als Tänzer oder als Possenreißer auf. Auch trifft man ausgezeichnete Mimiker unter ihnen, welche die Gesichtszüge, das Gebehrdenspiel, selbst die Grimassen von Personen nachahmen, die sie nie gesehen und nie gekannt haben.

Die Klopfgeister- und Tischtanz-Industrie, für diese gewinnbringend, für jene ein Mittel zur Zerstreuung, entstand also in Amerika und verbreitete sich bald über Bremen, Hamburg und das mittlere und südliche Deutschland über das übrige Europa; zunächst kam es nach England, Anfangs 1853 auch nach Frankreich. In diesem Lande wird, wie männiglich bekannt, alles Neue, namentlich wenn es ungewöhnlich erscheint, mit Enthusiasmus aufgenommen, und die Mode nimmt sehr oft die Form eines Fieberdeliriums mit allen seinen Paroxysmen an. Bald gab es in den französischen Städten und Dörfern keine gesellige Zusammenkunft, keine Spinnstube mehr, in welcher man nicht Tische rücken, Schüsseln tanzen und Hüte wirbeln ließ. Namentlich wurden diese Experimente in Paris zur wahren Leidenschaft, ja, man könnte sagen, zur Wuth. Jedermann wollte Tische reden lassen und Orakel von ihnen hören. Viele behaupteten, den gewünschten Erfolg wirklich gehabt zu haben; die Meisten aber gestanden, daß ihre Versuche vergeblich gewesen seien und hatten keinen andern Vortheil davon, als den, ihre Finger mit den niedlichen Händchen mancher hübschen Dame in Berührung gebracht zu haben. Für sie blieben, ihrer Gewohnheit nach, die Tische stumm wie Fische. Neben den Gläubigen erstanden auch Ungläubige.

Inzwischen wuchs die Menge der Experimentatoren mit jedem Tage; und das Wunder der wahrsagenden Tische wirkte immer betäubender. Diese modernen Pythonierinnen lös'ten alle Räthsel, die ihnen vorgelegt wurden; sie erriethen die geheimen Gedanken und entschleierten die Zukunft. Boshafte Menschen, oder vielmehr Experimentatoren des ersten Ranges, entdeckten, daß die Geister und die Seelen der Abgeschiedenen diese Wunder verursachten. Sofort wurden die Schatten aus dem Reiche der Todten beschworen und genöthigt, in dem

Holze eines Tisches Quartier zu nehmen, um die an sie gerichteten dringenden Fragen zu beantworten und ihre eigne, sowie die Geschichte der Zeit zu schreiben, in welcher sie gelebt hatten. — Ein Bekannter des Dr. Debay zu Paris, gleichfalls Schriftsteller, nicht mehr jung, versicherte dem Erstern eines Tags in vollem Ernste, daß seine Tochter die Seele Napoleon's I. anriefe, dieselbe in ihr Arbeitszimmer citirte, und daß der Geist hier auf Befehl des jungen Mädchens eine Feder nehme und seine Geschichte, mit den geheimsten Begegnissen seines Erdenlebens illustrirt, schreibe. Ganz verdutzt von dieser Erzählung, sah Debay seinen Bekannten an, und fürchtete, daß die drehenden Tische seinen Kopf verdrehet hätten.

Andere Experimentatoren bannten die Geister in eine Feuerschaufel oder eine Kohlenzange, um mit desto größerer Bequemlichkeit am Camine mit ihnen plaudern zu können. — Andere, noch unehrerbietiger, bannten sie in ihren Nachtstuhl. Alle diese, größtentheils von Leuten, welche für ernsthaft und vernünftig galten, mit Nachdruck aufgetischten Fabeln brachten alle Berechnungen und Folgerungen des Verstandes so in Verwirrung, daß unter den Gläubigen sehr viele verrückt wurden.

Bedauernswerther aber war es, daß vernünftige Menschen, die sich anfänglich hatten düpiren lassen, später aber die Gaukelei erkannten, dessenungeachtet fortfuhren, Trapezomantie zu treiben, um sich nach dem Essen ein Stündchen die Zeit zu vertreiben und sich auf Kosten leichtgläubiger Leute zu amüsiren. Es ist wahrlich höchst traurig, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sehen zu müssen, wie sich gebildete Männer, wie sich selbst Schriftsteller mit einem Aberglauben ergötzen, dem sie doch nicht anhängen, und ihn weiter zu verbreiten, anstatt ihn zu bekämpfen? Sicherlich wird in ihrer zukünftigen Biographie diese Seite ihrer Lebensgeschichte nicht zu ihrer Ehre sein!

Mehre berühmte Gelehrte, namentlich Faraday in England, Babinet in Frankreich, Mousson in der Schweiz u. A. griffen endlich zur Feder, um die Gaunerei der meisten Mediums zu entlarven und die Thatsache ihres übernatürlichen Gepränges zu entkleiden. Doch berührten die genannten Naturforscher in

ihrem Eifer, das Vorurtheil zu vernichten, nur die rein physicalische Seite der Frage und beachteten ihren Zusammenhang mit der Physiologie des menschlichen Organismus, d. h., mit der Emission des vitalen oder nervösen Fluidums durch die Thätigkeit der Willenskraft, nicht.

Faraday, einer der ersten Physiker unseres Zeitalters, stellte mehre Versuche an, um zu beweisen, daß das Anhaften der Finger an der Tischplatte nothwendige Bedingung zur Bewegung der Tische sei. Ist diese Adhärenz einmal hergestellt, so wird die unwillkürliche zitternde Bewegung der Nerven und der Muskeln der Arme zuletzt so stark, daß der Tisch in Bewegung gesetzt wird. Von der Adhärenz der Finger kann man sich überzeugeu, wenn man die Platte mit Talk- oder Specksteinpulver bestreut; dadurch wird ein Anhaften der Finger unmöglich gemacht, der Tisch bewegt sich nicht und man sieht die Furchen, welche die Finger bei ihrem Dahingleiten über die Oberfläche der Platte gemacht haben, ganz deutlich. — Dies ist allerdings ganz richtig, allein die Adhärenz und die zitternde Muskelbewegung erklären die Erscheinung doch nicht vollständig.

Babinet, ebenfalls eine wissenschaftliche Notabilität ersten Ranges, suchte das Tischrücken durch unbewußte und im Entstehen begriffene Bewegungen zu erklären; doch läßt seine Theorie, obgleich sie in einer Beziehung ganz richtig ist, das nervöse Phänomen, welches hier eine Hauptrolle spielt, ganz unberücksichtigt.

Es ist sehr wahr, daß jeder im Zustande der Ruhe befindliche Körper den Impuls eines andern, im Zustande der Bewegung sich befindenden Körpers erhalten werden muß, um in Bewegung zu gerathen, und daß jeder in Bewegung gesetzte Körper nicht in seinen anfänglichen Zustand der Ruhe oder Trägheit gerathen kann, ohne seine Bewegung andern, mit ihm in Berührung stehenden Körpern mitzutheilen. — Die Totalsumme der im Universum vorhandenen Bewegung ist unveränderlich, denn ein Körper kann die Summe der Bewegung, welche er besitzt, nur auf Kosten der gesammten Bewegung der ihn umgebenden Körper vermehren und keinen Bruchtheil seiner Bewegung verlieren, ohne daß dieser Theil den Körpern zu Gute kommt, auf welche er wirkt. Ebensowenig kann

der Mensch Bewegung schaffen ohne vorhandene Kräfte, als aus Nichts Etwas machen. Dies ist unbestreitbar.

Daraus folgt, daß der Willen, eine Kraft, welche leblose Körper nicht besitzen, sondern welche durchaus nur der mit Intelligenz begabten Materie eigen ist, einen unbelebten Körper auch nicht in Bewegung setzen kann.

Vielleicht liegt der von Babinet begangene Irrthum in dieser letztern Folgerung. Unbedingt ist der Willen eine specielle Kraft der mit Intelligenz begabten Materie; diese Kraft ist aber ein Resultat, eine Eigenschaft der Gehirnsubstanz. Der Willen entwickelt sich durch Reizung des Gehirnes, ebenso, wie die Wärme, die Electricität, durch Reibung, ebenfalls eine Art Reizung, entwickelt oder erregt werden. Diese, von uns Willen genannte Kraft, die nichts Anderes ist, als das modificirte vitale Fluidum, entströmt ebenso, wie die übrigen animalen Emanationen, unserm Körper und vermag auch sehr wohl auf träge Körper seine Wirkung auszuüben. Dies wird durch das Phänomen des „Tischrückens" ganz unwiderleglich bewiesen.

Wer aber hat dies vitale Fluidum, dies mysteriöse Agens gesehen? Wer hat es palpirt? Wie kann man sich von seiner wirklichen Existenz überzeugen? —

Darauf antworten wir: eine Kraft ist weder sichtbar, noch tangibel. Die Bewegung selbst sehen wir nicht, wir sehen nur in Bewegung begriffene Körper. Ebensowenig können wir das vitale Fluidum sehen, wohl aber sehen wir die mit Leben begabten Wesen; kurz, wir erkennen die Ursache an ihren Wirkungen. Handelt es sich um die Auffindung einer Ursache, so ist eine einzige Beobachtung dazu nicht hinreichend; wir bedürfen einer Reihe von Beobachtungen, welche stets dasselbe Resultat geben. Wir müssen die Erscheinungen von allen Seiten, von allen Gesichtspuncten, müssen sie anhaltend und wiederholt studiren und dürfen der Phantasie keinen Spielraum dabei lassen. Der wahre Forscher sucht die Erklärung der von ihm beobachteten Erscheinungen mit Hülfe von Thatsachen und wiederholten Versuchen; denn jede Erscheinung hat ihren Grund, wie jede Ursache ihre Wirkung hat. Bleiben seine Untersuchungen fruchtlos, so beginnt er seine Beobachtungen, seine experimentellen Forschungen

von Neuem und vermeidet das Aufstellen imaginärer Ursachen auf das Gewissenhafteste; nur mit Befolgung dieser Methode gelangt man zu einem sichern Resultate.

Sicherlich kann Niemand die Wohlthaten der Wissenschaft aufrichtiger anerkennen und eifriger zu verbreiten streben, Niemand kann den wahren Gelehrten, den wahren Naturforscher inniger hochachten, sich vor ihm bereitwilliger beugen, als wir; allein wir glauben auch an die Aufrichtigkeit intelligenter Männer, welche, nicht im mindesten dabei interessirt, zu täuschen, offen und ehrlich, ohne jede Zweideutigkeit, ohne jeden Vorbehalt, mittheilen, was sie gesehen, was sie gethan haben. Unter diesen letztern ist es namentlich der Graf de Gasparin, welcher uns eine wahrheitsgetreue und gewissenhafte Mittheilung über das Tischrücken giebt; wir müssen gestehen, daß der gute Glauben des Experimentators den letzten Rest von Skepticismus, dessen wir uns nicht erwehren konnten, vollständig zerstört hat. Wir nehmen die Folgerung, welche dieser Forscher aus seinen Versuchen gezogen hat, an, und denken, mit einigen geringen Differenzen ganz so, wie er.

Der Willen ist, wie schon öfters erwähnt, eine Kraft, welche Wunder wirkt; dennoch müssen wir gestehen, daß wir, wie in unserer Zeit alle Physiologen, annahmen, daß die Wirkung des Willens nicht über die Sphäre der lebenden Körper hinaus sich erstreckt; wir wußten nicht, daß er auch auf unbelebte Körper wirkt. Jetzt ist dieser Unterschied gefallen; unbelebte und belebte Körper sind der Wirkung des Willens in gleicher Weise unterworfen; es würde ebenso übelwillig erscheinen, Phänomene, welche Jedermann hervorzurufen im Stande ist, zu läugnen, als es von grober Unwissenheit und Aberglauben zeugen würde, in diesen Wirkungen Teufelsspuk und Hexerei zu sehen. In der Hoffnung, daß die Versuche des Grafen de Gasparin von den bedeutenderen Naturforschern unserer Zeit einer näheren Untersuchung für werth gehalten werden mögen, theilen wir hier unsere Ansichten über diesen Gegenstand mit. Es drängen sich uns zunächst die Fragen auf:

1) Werden die Tische durch den einfachen Contact der Finger mehrer die sogenannte Kette bildenden Personen in Bewegung gesetzt?

2) Können wir den Willen des alleinigen Motor betrachten oder spielt er bei der Bewegung der Tische nur die Rolle eines Hülfsmittels?

3) Klopft der Tisch mit seinen Füßen, erhebt er sich, führt er das ihm Aufgetragene wirklich aus? Antwortet er wirklich auf die an ihn gerichteten Fragen? Entsprechen die Antworten den Fragen?

4) Müssen die Bewegungen und die angeblich wunderbaren Antworten einem citirten Geiste, einem beschwornen Dämon zugeschrieben werden? —

A. Die Bewegung der Tische und ähnlicher Gegenstände ist keine zweifelhafte Frage mehr; ungeachtet des halsstarrigsten Läugnens des Skepticismus bewegen sich die Tische doch und werden auch ferner sich bewegen, die Füße hoch heben, klopfen, sich drehen und unter den Fingern und durch den vereinigten Willen mehrer Experimentirender verschiedene Evolutionen machen; dies ist gleich dem animalen Magnetismus, eine ausgemachte Thatsache; es handelt sich nur um die Auffindung und deutliche Darlegung der Ursache.

Chevreul hat bewiesen, 1) daß ein in Bewegung begriffenes Pendel wenn es an einer Mauer hängt, seine oscillirende Bewegung einem zweiten, an der andern Seite der Mauer hängenden Pendel mittheilt;

2. ferner, daß wenn man eine Eisenstange an einem Ende reibt, das andere Ende in Vibration geräth;

3. daß die Resultante der vereinigten Kraft der Finger mehrer Individuen, welche seitlich wirken, den Tisch aus seinem Zustande von Trägheit zur Bewegung bringen kann. Der genannte Gelehrte ist überzeugt, daß auch die schwächsten Bewegungen, wenn sie dauernd sind und sich in einer und derselben Richtung wiederholen, einen Körper, dessen Masse unverhältnißmäßig größer ist, als die bewegende Ursache, in Bewegung zu setzen vermögen.

Demnach geht aus den Untersuchungen von Faraday, Babinet, Chevreul und andern ausgezeichneten Physikern hervor, daß die Bewegung der Tische ein physikalischen Gesetzen unterworfenes Phänomen ist; vor dem Ausspruche

solcher Autoritäten kann ein Zweifel nicht mehr zur Geltung kommen. Wie aber schon bemerkt, haben diese Gelehrten den Gegenstand nur von einem rein physikalischen Standpuncte aus betrachtet; ihre Forschungen hätten auch von Seiten unserer berühmten Physiologen eine Prüfung und Fortsetzung verdient. Da dies jedoch unterblieben ist, so wollen wir diese Lücke zu ergänzen suchen, so weit es die uns gesteckten, engen Grenzen erlauben. —

Das electrische Fluidum, das magnetische Fluidum, Wärme und Luft sind sehr wahrscheinlich verschiedene Aeußerungen einer und derselben Kraft.

Das electrische Fluidum circulirt im gesammten Weltraume; es ist ein wahrhaft universelles Fluidum. Es wird bei seinem Uebergange in organisirte Körper modificirt und mit verschiedenen Namen, wie „nervöses,“ „vitales“ 2c. Fluidum bezeichnet. Pflanzen und Thiere besitzen ein durch ihre Organe modificirtes electrisches Fluidum. — Die Tische sind, gleich allen unbelebten Körpern, gleichfalls von dem electrischen Fluidum durchdrungen, aber dies befindet sich in einem neutralen Zustande, d. h., es zeigt keine heimlich wahrnehmbaren Eigenschaften. Zur Nachweisung seines wirklichen Vorhandenseins in den Tischen 2c. ist ein Zusammentreffen gewisser Bedingungen durchaus nothwendgi. Findet ein solches Zusammentreffen Statt, so können alle Körper, ohne Ausnahme, mehr oder weniger deutlich wahrnehmbare und hervortretende electrische Phänomen zeigen.

Bekanntlich zeigen sich die Erscheinungen der Electricität in Folge verschiedener Einwirkungen; so durch Contact, durch Bewegung, Reibung, Stoß und Schlag, durch Erwärmung, chemische Thätigkeit 2c. Bei'm Auflegen der Finger auf einen Tisch findet Contact und Wärmeentwickelung Statt. An den Fingerspitzen ist in Folge der unmerklichen Perspiration Feuchtigkeit vorhanden, welche bekanntlich einen guten Leiter der Electricität bildet. — Ueberdies sind die lebenden Körper im Verhältniß der chemischen Vorgänge, welche in ihren Organen unabläßig vorgehen, eine permanente Electricitätsquelle; nun circulirt aber das modificirte electrische oder nervöse Fluidum und erneuert sich unaufhörlich in unserm Körper, ohne sich jemals zu erschöpfen. Rechnen wir nun noch die

Propulsion des Fluidums durch den Willen hinzu, so haben wir die günstigsten Bedingungen, um einen Tisch mit einer sehr großen Menge Fluidum zu beladen, je nach der Zahl der Individuen und der Dauer des Contactes. Ein deutscher Physiker, Professor Dubois-Reymond in Berlin, hat schon vor Jahren auf experimentellem Wege nachgewiesen, daß bei der willkührlichen Contraction der Muskeln sich ein dem electrischen ganz analoges Fluidum entwickelt; er nahm in jede Hand ein feines Galvanometer, und contrahirte die Muskeln des rechten Armes sehr stark, während er die des linken im Zustande der Ruhe verharren ließ; das Galvanometer rechts stieg um mehre Grade, der Stärke der Muskelconcentration entsprechend, das in der linken Hand gehaltene Instrument hingegen blieb ganz unbewegt. Diese Thatsache beweis't, in Verbindung mit den schon besprochenen bulitodynamischen Erscheinungen und dem Tischrücken, auf ganz positive Weise, daß sich wirklich ein thierisches Fluidum entwickelt.

Allein es fragt sich: durch welches Zusammenwirken von Umständen, unter welchen nothwendigen Bedingungen wird das animale Fluidum bei dem Tischrücken zum bewegenden Principe? — Noch sind wir nicht im Stande, diese Frage zu beantworten; die Ausbeutung dieser neuen, kaum eröffneten Fundgrube und die Auffindung der Gesetze, welche die leblose Materie mit dem belebten Stoffe verbinden, ist Sache der Wissenschaft. Sicherlich ist die Zeit nicht fern mehr, in welcher diese bedeutungsvolle Frage gelös't sein wird; und wir können im Voraus überzeugt sein, daß wir die Lösung derselben weder den Psychologen, noch den Offenbarungsmännern, noch einer Art von Träumen verdanken werden; wir blicken mit Zuversicht auf jene auserwählten Männer, welche ihr Leben dem Studium der physikalischen Wissenschaften gewidmet haben; denn nur sie vermögen die Nacht des Aberglaubens zu vernichten, indem sie uns in ihre bewundernswürdigen Arbeiten einweihen.

Gehen wir zu den Thatsachen, zu den Erscheinungen zurück. Legen mehre Individuen ihre Finger mit dem festen Willen auf die Platte eines Tisches, den letztern in Bewegung zu setzen, so findet, nach den zahlreichen, von uns ge-

machten Beobachtungen, Folgendes Statt: das nervöse oder electro-nervöse Fluidum entströmt, in Folge des Willensimpulses, den Fingerspitzen und vereinigt sich mit dem dem Tische normal innewohnenden Fluidum. Nach einiger Zeit bewirkt das unaufhörliche Ausströmen des Fluidums in Verbindung mit der trepidirenden Muskel- und Nervenbewegung und dem Pulsiren der Arterien ein sehr deutliches Krachen; es häuft sich eine immer größere Menge des Fluidums an; die anfänglich in den Holzfasern des Tisches Statt findende Bewegung verbreitet sich weiter und vermehrt sich, sie wird stärker und manifestirt sich durch Vorwärts- oder Zurückrücken oder eine wirbelnde, eine kreisförmige Bewegung des Tisches, welcher letztere sich dann, je nach der Richtung, welche das Fluidum durch den Willen des Experimentirenden erhält, nach rechts oder links drehet, mit den Beinen klopft, sich erhebt, sich umdrehet u. s. w. — Bisher steht Alles mit der hier aufgestellten Theorie in Einklang; wenn aber der Tisch, bereits mit dem an den eine Kette bildenden Individuen entströmenden Fluidum beladen, den ihm gegebenen Befehlen gehorcht, die geforderte Anzahl von Schlägen macht, sich auf die verlangte Seite bewegt, *c., so müssen wir zugeben, daß der Willen hier doch in's Spiel kommt, wenn wir nicht Betrug und Täuschung annehmen wollen. Auch wir selbst gehörten längere Zeit zu Denen, welche, gegen die in unsern Tagen so gewöhnlichen Täuschungen auf der Hut, in den verschiedenen Bewegungen der Tische nur ein zur Belustigung und Unterhaltung einer Gesellschaft abgekartetes Spiel sahen. Solche Manövers wurden auch in vielen geselligen Zirkeln wirklich vorgenommen; ja es kann selbst geschehen, daß viele Individuen den Hut oder den Tisch, mit welchem sie experimentiren, wegzerren ohne es zu wollen; — doch wird die wirkliche Existenz der Thatsache dadurch keineswegs compromittirt.

Wir kommen jetzt zu einem ganz entscheidenden und durchaus überzeugenden Experimente, welches von mehren, bei der Frage in keiner Art interessirten Männern, namentlich von dem schon genannten Grafen Agenor de Gasparin angestellt ward.

Wenn der Tisch durch eine aus mehren Personen bestehende Kette mit Fluidum erfüllt und in Bewegung gesetzt worden ist, wenn ferner dann alle Finger auf ein gegebenes Zeichen den Tisch gleichzeitig fahren lassen und in der Luft, einige Zoll von der Platte entfernt schweben bleiben, und man dann in dieser Stellung, wo ein Contact der Finger nicht mehr Statt findet, an den Tisch den Befehl richtet, sich den Fingern zu nähern und sich umzukehren, muß man dann nicht zugeben, daß der Willen eine active Potenz ist? Wenn die Experimentirenden, durch dieses außerordentliche Phänomen erregt und eine Hallucination des Gesichtssinnes fürchtend, das Experiment an demselben und an den folgenden Tagen wiederholen, und dasselbe Resultat erhalten, müssen sie dann nicht an seine Realität glauben? Wenn die Augenzeugen, hinter diesen Phänomen eine Täuschung annehmend, sich weigern, daran zu glauben, aber, nachdem sie selbst das Experiment angestellt, genau dieselbe Wirkung erhalten, dürfen wir dann noch länger zweifeln, weil die Ursache derselben uns noch verborgen ist? — Wir müssen die Beantwortung dieser Fragen dem Leser überlassen.

Im Allgemeinen giebt uns, wenn sich eine Erscheinung zeigt, ohne daß wir ihre Ursache unmittelbar zu entdecken vermochten, die Vernunft den Rath, diese Ursache durch Beobachtung und Experiment zu erforschen; denn es würde einen gleichen Grad von blindem Fanatismus verrathen, eine Erscheinung, deren Ursache uns vorläufig noch unbekannt geblieben ist, zu läugnen, als sie ohne Prüfung und auf guten Glauben hin zuzugeben. Läßt sich die verkündete Thatsache nicht wieder erzeugen, so ist Alles zu wetten, daß sie erdichtet ist; man muß sie alsdann verwerfen. Wiederholt sich die Erscheinung dagegen, findet sie wiederum Statt, so muß man sie einer sorgfältigen Analyse unterwerfen und sie ungeachtet des sie umgebenden Dunkels anerkennen. Jedes andere Verfahren kann uns nur zu Irrthümern führen. —

B. Der menschliche Willen, sowie jede andere Gehirnthätigkeit sind nur Manifestationen einer einzigen und derselben Kraft, der nervösen oder vitalen Kraft. Will man gehen, so tritt diese Kraft, vom Gehirn ausgehend, mit Blitzesschnelle in die Beine und setzt dieselben in Bewegung; dieselbe Kraft bringt die Arme

und Hände in Bewegung, wenn man sie in Thätigkeit versetzen will; dieselbe Kraft endlich giebt den Impuls zu den Functionen und Bewegungen, welche wir willkührliche nennen, da sie ihr unterworfen sind. Die Abweichungen der vitalen Kraft in das Zuviel erzeugen Convulsionen, Delirium, Hirnwuth rc.; die Abweichungen in das Zuwenig geben zur Entstehung von Atrophie, Stupor, rc. Anlaß; eine momentane Suspension derselben veranlassen Anästhesie oder Empfindungslosigkeit des betreffenden Theiles; die permanente Suspension des nervösen Agens bewirkt unvermeidlich Lähmung. Wenn nun diese nervöse Kraft, welche den Willen repräsentirt, vom Gehirne durch irgend ein Mittel in die Fingerspitzen geleitet werden kann, warum soll sie dann nicht auch diese Grenze überschreiten und auf die vor derselben befindlichen leblosen Gegenstände übergehen, sie durchdringen und in Bewegung setzen können?

Die Experimentalphysik besitzt bis jetzt noch kein Neurometer und Bulitometer, d. h., Instrumente, mit denen man die nervöse Kraft, und die verschiedenen Grade des Willens messen kann; dagegen haben wir die Bewegung der Tische mit und ohne Contact, welche in diesem Falle eine wirkliche physikalische Demonstration bildet. —

C. Die Tische rücken und machen verschiedene Bewegungen; diese Thatsache wird von allen Physikern anerkannt; die Tische erheben sich auf ihren Füßen in die Höhe, tanzen, kehren sich um, und folgen allen Immissionen eines energischen Willens, denn der Willen ist eine active Kraft, deren Herd, deren Brennpunct das Gehirn ist, gleichwie das Herz der Herd der circulatorischen Kraft ist. Verlangt man von Jemand eine Antwort, so muß nothwendigerweise eine Frage vorhergehen. Soll ein Tisch durch Klopfen, Zahlen oder Buchstaben antworten, so muß der Willen eine Frage stellen, und diese Frage, sowie die Beantwortung derselben existiren in dem Fluidum, welches aus den Fingern des Fragenden der Tischplatte zuströmt, so daß der Tisch durch dasselbe Fluidum ohne denselben Willen in Bewegung gesetzt wird, welches die Bewegung unserer Finger beim Schreiben, unsrer Beine beim Gehen hervorruft.

Die Mittheilungen zwischen uns und den Tischen geschieht durch Klopfen mit einem der Füße, den Buchstaben des Alphabets entsprechend; durch einen mit Zahlzeichen und Buchstaben besetzten Kreis, mit einer beweglichen Nadel; zur Vereinfachung und zur Abkürzung der Langweiligkeit dieser Transmissionsmittel hat man an dem Fuße eines kleinen Tisches einen Bleistift befestigt, welcher die Antworten niederschreibt; ebenso hat man den Pantograph oder Storchschnabel, dies bekannte Instrument, zu demselben Zwecke zu benutzen gewußt.

Es steht fest, daß die Antworten der Tische nur der Widerhall, das Echo der mentalen, im Geiste concipirten Antworten der Experimentirenden sind. Der Tisch antwortet richtig, wenn nicht die Projection des Hauptexperimentators durch die Willensprojection eines oder mehrer von den übrigen, die Kette bildenden Personen durchkreuzt wird. — Dagegen wird die Antwort sinnlos ausfallen, wenn dies letztere Statt findet. Deßhalb darf in einer Kette nur ein Individuum das Commando führen; der Willen aller Ubrigen muß sich mit dem des Erstern verbinden, um ihn zu verstärken.

Babinet, der bedeutendste Widersacher der sprechenden und wahrsagenden Tische, bemerkt, daß die von den letztern gegebenen Antworten nothwendiger Weise ebenso verständig sein müßten, als die Personen, welche die Fragen stellten, da die Antworten von diesen Personen ausgingen.

Chevreul, dieser ausgezeichnete Chemiker, sagt: „Es läßt sich leicht einsehen, wie eine Frage, welche an einen Tisch gerichtet wird, im Gehirne des Fragenden eine Bewegung hervorzurufen vermag, und diese Bewegung, die nichts Anderes ist, als die Bewegung des nervösen Fluidums, kann sich in dem Tische fortpflanzen; daraus resultirt, daß wenn der Impuls mäßig, vernünftig, intelligent war, der Tisch denselben Impuls wiederholen wird."

Wir könnten hier noch mehre ähnliche Aussprüche französischer, englischer und deutscher Naturforscher anführen, wenn der Raum es erlaubte; vor solchen Autoritäten dürfte ein Zweifel denn doch wohl kaum zulässig sein.

D. Die Trapezomantie oder Wahrsagerei durch die Tische, die Kenntniß verborgener Dinge, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in den verschiedensten Gegenden der Erde mit Hülfe eines Tisches ꝛc., ist ein wieder wach gerufener Aberglauben vergangener Jahrhunderte der Unwissenheit, wo alle Arten von Gegenständen in den Händen eines Magiers zu einem Mittel der Wahrsagerei wurden. Von diesen früher so zahlreich vorhandenen Gauklern sind heut zutage nur noch die Kartenschläger und Wahrsager übrig geblieben. Was die Geister, Kobolde, Gespenster, Dämonen ꝛc. anbetrifft, welche durch die Macht einer Beschwörung ihre unbekannten Wohnorte verlassen und sich in unsern Tischen, Möbeln, Küchengeräthen ꝛc. einquartieren, an unsre Thüren klopfen, unsre Gläser zerbrechen und ihre Orakel in griechischer, lateinischer, chinesischer, deutscher, französischer, ꝛc. Sprache mittheilen — denn diese Klopfgeister sind tüchtige Sprachkenner, und überdies sehr launenhaft nnd jähzornig — so hat der einfachste gesunde Verstand diesen Ammenmärchen gehörige Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hinsichtlich jener sonst nicht unglaubwürdigen Personen, welche die Geister gesehen und gehört zu haben glauben, läßt sich annehmen, daß sie entweder durch Andere getäuscht worden sind, oder daß sie unter dem Einflusse einer durch ihre Leichtgläubigkeit vermehrten Hallucination sich befanden. Die an so vielen Orten, auf dem Lande namentlich, noch heutzutage an langen Winterabenden mitgetheilten Erzählungen von Spukgespenstern, Geistern ꝛc. erhitzen zuletzt die Phantasie von Schwachköpfen, wie die redenden Tische in der Stadt, und impfen einfältigen und leicht zu erschreckenden Leuten diesen niedrigen Glauben an das Wunderbare ein. Daher jene Furcht, jener an Verrücktheit streifende Schreck bei'm geringsten Geräusche; daher jenes so häufige fürchterliche Alpdrücken, jene Nervenkrankheiten, namentlich bei Frauen; daher sogar in nicht ganz seltenen Fällen Geistesstörungen! Ist es bei der Aufklärung des XIX. Jahrhunderts, nicht beklagenswerth, alle jene alten verschimmelten Geschichten früherer Zeiten wieder aus ihren Gräbern erstehen zu sehen?

Die Sache mit den Klopfgeistern ist eines weitern Aufenthaltes nicht werth; doch möge es uns erlaubt sein, eine hierher gehörige Anecdote mitzutheilen. Wir

haben nachgewiesen, auf welche Weise der Tisch die an ihn gerichteten Fragen beantworten konnte; wir haben ferner mitgetheilt, daß in Gesellschaften mancher mit größerer oder geringerer Gewandtheit Trapezomantie trieb, um das Staunen und die Bewunderung der Zuschauer zu erregen; in einer solchen Gesellschaft passirte kürzlich in der französischen Hauptstadt Folgendes:

Zwei der erwähnten Wahrsager legten ihre Hände auf einen kleinen Tisch, an dessen Bein ein Bleistift angebracht war und der auf einem mit einem großen Bogen Papier bedeckten Tische stand; das kleine Tischchen gerieth bald in Bewegung und zeichnete mit großer Sorgfalt unenträthselbare Charactere. Einer der Zuschauer, welcher sich schon seit längerer Zeit mit dem Studium des Tischrückens practisch beschäftigte, glaubte von Seiten der Experimentirenden einen Betrug zu merken und sagte zu ihnen:

„Meine Herren haben Sie nicht bedacht, daß wenn nur Einer von Ihnen experimentirte, dies weit bessern Erfolg haben würde, als wenn Sie Beide zugleich operiren? Daß Ihr Tischchen so schlecht schreibt liegt ohne Zweifel darin, daß der eben am Tische stehende Herr kein guter Lithograph ist, d. h., nicht gut verkehrt schreiben kann, daß Sie sich demnach gegenseitig stören und aus dieser Störung resultiren die unleserlichen Buchstaben, welche das Tischchen niedergeschrieben hat. Ich wette, meine Herren, daß, wenn Einer von Ihnen zurücktritt und der Andere allein experimentirt, der Tisch ganz gut schreiben wird."

Anstatt diesen Scherz lachend hinzunehmen, wurden die beiden Experimentatoren böse, und stellten die Behauptung auf, es sei dies Zusammenwirken zweier Personen nöthig, um den G e i s t z u z w i n g e n.

Darauf bewies ihnen der hartnäckige Zuschauer, daß sie sich schlechten Dank verdienen würden, wenn sie ihr Kunststückchen fortsetzen wollten, nachdem bereits der Faden desselben gefunden worden sei; denn er legte selbst scherzhafter Weise seine Finger auf das Tischchen, ließ es rücken und sich drehen und erst einzelne Buchstaben, dann ganze Worte schreiben, und zwar so schön, daß ein Schreibkünstler eifersüchtig geworden sein würde. Dann wendete er sich zu den zahlreichen Zuschauern mit den Worten:

„Sie sehen in mir einen enthusiastischen Anhänger der tanzenden, rückenden, klopfenden und schreibenden Tische; ich glaube aber nicht an Geister; ich glaube nicht an den Teufel, nicht an Hexenmeister, Zauberer, nicht einmal an Gespenster, obgleich noch neulich ein Würdenträger der Kirche behauptete, der gesunde Menschenverstand spreche für die Existenz der letztern. Die Bewegung der Tische ist mir allerdings ein sehr merkwürdiges, aber ebenso natürliches Phänomen, als andere Naturerscheinungen, deren Ursache noch nicht erkannt worden ist, die Wissenschaft jedoch dereinst entdecken wird; Denen, welche uns von dem Dasein von Geistern überzeugen wollen, lege ich die Frage vor: wenn man Geister citiren und in ein Möbel bannen kann; wenn sie wirklich unsre Fragen beantworten, indem sie das Bein eines Tisches klopfen oder schreiben lassen, so darf ich auch annehmen, daß sie sprechen können. — Ein Geist spricht nicht, erwiedern Sie. — Wer sagt Ihnen aber Das? Sicherlich nicht der Geist selbst, denn dann würde er ja gerade sprechen. — Einen Geist kann man nicht sehen, sagen Sie; er kann aber seine Gegenwart durch deutliche Wirkungen kund geben. — Gut, hier ist die Wirkung sehr deutlich, denn der Tisch hebt das Bein hoch. Wie aber bringt der Geist den Tisch dazu, das Bein hochzuheben? Etwa mit seinen Armen, seinen Schultern, oder mit seinem Bauche? Sie lachen; die Sache ist allerdings drollig. Lachen ist aber keine Antwort. Nun, wenn der Tisch das Bein hochhebt, mag nun der Druck der Finger, oder die durch Ihren Willen herbeigeführte Projection einer eigenthümlichen Kraft des Nervensystems die Ursache davon sein, so läßt sich dies ganz leicht begreifen. Sie aber läugnen, daß Ihre Finger und Ihr Willen die Ursache der in Rede stehenden Bewegung sei und Sie schreiben sie einem Geiste zu. Ich beginne daher mit dem Rathe, thun Sie Ihre Finger weg, da dieselben unnütz sind; dann müssen Sie mir doch zugestehen, daß der Geist nothwendigerweise durchaus eine Kraft in Thätigkeit setzen muß, damit der Tisch das Bein erheben kann; wenn nun diese Kraft Nichts weiter wäre, als ein atomengleicher Hauch, so muß doch der Geist ein Organ besitzen, mittelst dessen er zu hauchen im Stande ist; hat er aber ein solches Organ, warum soll er nicht auch ein Sprachorgan besitzen? Sie wissen

in dieser Beziehung ebensowenig, wie ich; denn da es eine absolute Unmöglichlichkeit für Sie ist, einen Geist zu sehen oder zu hören, können Sie nicht wissen, was derselbe hat oder nicht hat. — Sie lachen, lachen Sie immerzu, und Sie haben Recht, wenn Sie über die lachen, welche Ihren sichtbaren Narrenspossen von klopfenden, schreibenden, heulenden, musicirenden, Lärm machenden, polternden 2c. Geistern Glauben geschenkt haben. Genug davon! das Ziel solcher Fabeln ist nicht allein, das Publicum zu belustigen, wie man es anfangs hätte glauben können; es ist vielmehr das, den Hang, die Liebe zum Wunderbaren auf Unkosten und zum Schaden der Vernunft zu entwickeln und zu nähren; schwachköpfige, kleinliche Leichtgläubigkeit an die Stelle des gesunden Menschenverstandes zu setzen, die Menschheit in ihrer Entwicklung aufzuhalten, sie um Jahrhunderte rückwärts zu versetzen, sie zur Umkehr zu veranlassen. Früher redeten die Orakel, über welche wir heutzutage spotten, durch Vermittlung einer Pythie, einer Sibylle, welche einen Stimmapparat besaß, mittelst dessen sie die Sentenzen eines Gottes oder einer Göttin verkündete; wir, im Jahrhunderte der Aufklärung, wir civilisirten Europäer, lassen uns von unsern Küchengeräthen Orakel verkünden! Wahrlich, die griechischen Fabeln waren nicht den zehnten Theil so absurd, als Ihre geheimnißkrämerischen, kopfverdrehenden Geistergeschichten und die Alten hätten tausendfach mehr Gründe gehabt, über Sie zu spotten, als umgekehrt."

Wie wir bereits früher bemerkten, hat jede Mode ihre Zeit; jeder Betrug wird entdeckt; die Entlarvung der phantastischen Komödie mit dem Klopfgeistern hat vor der französischen Academie Statt gefunden, zum größten Erstaunen der Gläubigen Wir wollen einen kurzen Bericht über diese Sitzung geben.

Der Abtheilung für physikalische Wissenschaften war neuerlich eine Mittheilung gemacht worden über die Entdeckung der von den Klopfgeistern angewendeten Mittel, sich hören zu lassen, sich bemerkbar zu machen. Ein deutscher Physiolog erbot sich, eine Vorstellung dieser Art zu geben, wenn die Academie dies als ihrer unwürdig nicht ablehnen würde. Der Vorschlag wurde angenommen;

der Physiolog wurde in den Saal geführt, in welchem die gelehrte Körperschaft versammelt war; mitten im Saale wurde ihm ein Sitz eingeräumt, so daß er von Jedem beobachtet werden und keinen Helfershelfer benutzen konnte.

„Der Klopfgeist erwartet Ihre Befehle, meine Herren,“ sagte der Professor der Physiologie, indem er die Hände mit ausgespreizten Fingern in die Luft streckte; dann öffnete er den Mund weit, um die Zuschauer zu überzeugen, daß weder Finger noch Mund bei dem Klopfen im Spiele seien.

Eins der Mitglieder der Academie befahl nun dem Klopfgeiste sich hören zu lassen.

Augenblicklich hörte man ein leises, rasch aufeinander folgendes Klopfen, wie wenn es aus der Ferne käme.

„Klopfen Sie nochmals,“ bat ein anderes Mitglied.

Sogleich fing das Klopfen von Neuem an, und war diesmal, allem Anscheine nach, den Zuschauern näher.

Diese Experimente wurden, zum Erstaunen der gelehrten Gesellschaft noch mehre Male wiederholt, ohne daß man entdecken konnte, woher das Geräusch kam: weder von den Fingern, noch aus dem Munde des Professors, welche ganz unbeweglich blieben; woher kam also das Klopfen?

Um die Academiker um die Ursache der Erscheinung, welche sie in Erstaunen versetzte, nicht länger in Ungewißheit zu lassen, zeigte ihnen der deutsche Gelehrte sein rechtes Bein, und brachte dasselbe Geräusch wiederum hervor, indem er die seitlichen Wadenbeinmuskeln kräftig contrahirte.

Die physiologische Ursache dieses Geräusches liegt demnach in einer plötzlichen Lageveränderung der Sehnenscheiden der Wadenbeinmuskeln. Eine ähnliche Erscheinung bildet das Knacken der Fingergelenke, doch ist das Geräusch hierbei weiter nicht so stark, da die Sehnen hier viel schwächer sind.

Chevreul führt in seiner Broschüre „über die Wünschelruthe und das Tischrücken“ ebenfalls einen englischen Physiologen an, welcher ein ähnliches Geräusch mittelst seiner Zehen hervorzubringen vermochte, ein Geräusch, welches

ziemlich stark war und gleichfalls viel Analogie mit dem Knacken der Fingergelenke hatte.

So fiel das Uebernatürliche der Klopfgeister vor dem „Institute," um sich nicht wieder zu erheben. Mögen die Skribler, welche über Geister und Dämonen schreiben, die Ausgaben ihrer Zauberspiegel auch noch so oft vervielfältigen, die Frage ist doch nun einmal entschieden und diese Entscheidung ist keineswegs zu ihren Gunsten ausgefallen.

Später theilte der deutsche Naturforscher auch mit, auf welche Weise er hinter jene Betrügereien einer ächt americanischen Industrie gekommen war, und wie er seine Muskeln geübt hatte um dasselbe Resultat zu erlangen. Manche „Mediums" benutzten auch ihre Bauchrednerkunst, um aus verschiedenen Entfernungen Klopfen hören zu lassen. Daraus läßt sich leicht schließen, daß das vermeintlich Wunderbare meistens, wenn nicht immer, eine Betrügerei in sich begreift, welche früher oder später endlich doch entdeckt wird.

Der Vorwurf, daß mittelmäßige Gelehrte nicht aufhören, an die Mitglieder der Academien Adressen zu richten, welche gegen alles Neue feindlich gesinnt seien, fällt von selbst. Namentlich bestrebt sich das französische Institut im Gegentheile mit Eifer, eine interessante neue Frage nach allen Richtungen hin zu beleuchten; wie kann man aber verlangen, daß Männer der Wissenschaft ihre kostbare Zeit mit dem Anhören von Faseleien, von abgeschmackten Träumereien und unnützem Gewäsch verlieren sollen, wodurch selbst Köchinnen zum Lachen oder Gähnen gebracht werden? Uebrigens meiden auch alle Erfinder von Wundern die Untersuchungen gelehrter Körperschaften, wie die Katze den heißen Brei. Wenn es ja einmal einem jener Träumer gelingt, die Schwelle der Academie zu überschreiten, so leidet er stets einen unvermeidlichen Schiffbruch.

Einen Beweis des Eifers der französischen Academie für die Bereicherung der Wissenschaft giebt jenes sogenannte „electrische" Mädchen, von welchem vor mehren Jahren auch in deutschen Zeitschriften viel gesprochen ward. Die Kunststückchen der „Electrogyne" täuschten eine Menge Menschen, u. a. auch ihre Mitglieder der Academie, welche schon in Begriff waren, über dieses son-

derbare Phänomen zu schreiben, als die Betrügerei entdeckt wurde. — Angelique Cottin, 14 Jahre alt, von ziemlich kräftiger Constitution, aber geringer geistiger Entwickelung, besaß nach der Behauptung ihrer Eltern, welche die Leichtgläubigkeit des Publicums ausbeuten wollten, die merkwürdige Gabe, unbelebte Körper einzig und allein durch die Einwirkung ihres Willens in Bewegung zu setzen. Saß sie z. B. auf einem Stuhle und stand sie dann auf, so wurde der Stuhl sofort mehre Schritte zurückgeschleudert. Stellte man sie vor einen Tisch, einen Gueridon, so stürzten diese Möbels nach wenigen Augenblicken heftig um und zerbrachen oft, ohne daß das Mädchen sich zu bewegen schien. Alles dies sei Wirkung ihrer electrischen Kraft, hieß es.

Der Sekretär der Academie der Wissenschaften, der berühmte Arago, welcher so oft eines übertriebenen Skepticismus bezüchtigt worden ist, in diesem Falle jedoch zu leichtgläubig sich zeigte, veranlaßte die Ernennung einer Commission zur Prüfung dieser merkwürdigen Thatsachen. In Gegenwart dieser Commission verlor Angelique ihre sogenannte electrische Kraft vollständig, und war nicht im Stande, ein einziges von ihren frühern Wundern zu verrichten; denn Nichts ist so sehr geeignet, selbst den unverschämtesten Wunderthäter zum Schweigen zu bringen, als eine wissenschaftliche Versammlung. Da das Mädchen nach zweistündlichem langem Warten „ihre Electricität nicht wieder erhalten hatte," ging die fatiguirte, um nicht zu sagen, mystificirte, Commission auseinander, ohne einen Bericht abzustatten.

Dies war eine bittre Lehre für Arago. — Angelique's Eltern hingegen hielten sich keineswegs für geschlagen; die Hoffnung auf einen Gewinn, der um so bedeutender lockte, als er auf die Neugierde und Modesucht der Pariser basirt war, trieben sie, von Neuem anzufangen. Sie baten demnach ein Mitglied der Commission, Babinet, im Namen des Interesse, welches er für sie zu hegen schien, an demselben Abende zu einer letzten Sitzung zu kommen, vorausgesetzt, daß ihre Tochter „ihre Electricität wieder erhalten" haben würde. Obgleich der genannte Gelehrte recht gut wußte, daß alle thaumaturgischen Gaukeleien und Blendwerke einen materiellen Zweck haben und durch pecuniäres Interesse

veranlaßt werden, so nahm er die Einladung doch an. „Ich kam," erzählt er in der **„Revue des deux Mondes"** „gegen acht Uhr Abends in das Haus, wo die Familie Cottin wohnte und wurde unangenehm berührt, als ich in einer nur für mich und die von mir Eingeführten bestimmten Sitzung den Saal mit einer zahlreichen Gesellschaft gefüllt fand, die durch die Ankündigung der Wunder, welche von Neuem beginnen sollten, herbeigezogen war."

„Nach mehren Entschuldigungen wurde ich in ein als Speisesaal dienendes Hinterzimmer geführt, in welchem ich einen mächtigen, von enorm schweren Eichenbohlen verfertigten Küchentisch fand. Die Eltern theilten mir mit, daß ihre Tochter bei'm Essen einzig durch einen Willensact diese massive Tafel umgeworfen habe, und daß alle darauf befindlichen Teller, Gläser und Flaschen zerbrochen seien; allein die vortrefflichen Leute bedauerten diesen Verlust nicht; in der Hoffnung, daß die wunderbare Kraft der armen Halbblödsinnigen wiederkehren und officiell anerkannt werden würde. Es gab kein Mittel, die Wahrhaftigkeit dieser ehrenwerthen Zeugen auf die Probe zu stellen."

„Ein kleiner alter Mann, der Skeptischste unter Denen, die mich begleitet hatten, that, als ob er der Erzählung der Eltern Glauben schenkte; als er aber mit mir in das Gesellschaftszimmer getreten war, stellte sich dieser mißtrauische Beobachter der Thür zur Seite, unter dem Vorgeben, die den Raum vollpfropfende Menge belästige ihn, so daß ihm keine einzige Bewegung des vor ihrem Gueridon befindlichen Mädchens entgehen konnte, welches mit dem Gesichte den den Hintergrund und die Seiten des Saales in großer Zahl einnehmenden Zuschauern zugekehrt stand. Nachdem ich eine Stunde gewartet hatte, ohne daß sich Etwas zeigte, ging ich unter Versicherung meiner Sympathie und meines Bedauerns weg; der kleine alte Mann hingegen blieb beharrlich auf seinem Posten, mit seinem unermüdlichen Auge behielt er das electrische Mädchen in Sicht, wie der Vorstehhund das Rebhuhn. Als endlich nach Verlauf einer zweiten Stunde der größte Theil der Gesellschaft durch allerlei Nebenbeschäftigungen sich zerstreuet hatte und zahlreiche Unterhaltungen angeknüpft worden waren, fand das Wunder plötzlich Statt, der Gueridon war umgestürzt!

Großes Staunen bei dem Publicum, große Hoffnung bei den Eltern. Schon wollte Alles Bravo! rufen, als der kleine alte Mann mit der Autorität des Alters und der Wahrheit vortrat und förmlich erklärte, er habe gesehen, daß Angelique mit einer convulsivischen Bewegung des Kniees den vor ihr stehenden Leuchtertisch hin und hergestoßen und dann umgeworfen habe; daraus sei zu schließen, daß durch Anstrengung, welche sie vor dem Essen habe machen müssen, um einen so schweren Küchentisch umzuwerfen, eine mehr oder minder starke Contusion entstanden sein müsse. Die Eltern, durch die Anwesenden gedrängt, die Wahrheit der von dem kleinen alten Manne angeführten Thatsache beweisen zu lassen, mußten nachgeben und wirklich fand sich Alles so, wie Jener gesagt. Von Scham und Wuth erfüllt, verließen die Eltern nebst ihrer electrischen Tochter noch denselben Abend Paris, mit leerer Börse, den unbequemen kleinen alten Mann verwünschend, welcher ihre Gaunerei aufgedeckt hatte."

Der gelehrte Academiker, dessen Mittheilung wir das Vorstehende entnehmen, bemerkt, daß man, wenn man alle Erzählungen von Wundern mit der Geschichte des electrischen Mädchens vergleichen wollte, bald zu absoluter Ungläubigkeit gelangen würde.

Wenn man uns etwa vorwerfen wollte, daß wir hier selbst mit unserm Glauben in Widerspruch stehen, so würden wir darauf antworten: Wenn vielleicht der Willen von zehn Individuen zusammen eine Summe von Kräften giebt, welche einen schweren Küchentisch umzuwerfen im Stande ist, so müssen wir doch durchaus in Abrede stellen, daß der Wille einer einzigen Person, noch dazu ohne den Contact der Finger, dieselbe Wirkung erzeugen kann. Ebenso können wir es allenfalls glauben, wenn uns versichert wird, ein Mann besitze die Kraft eines Pferdes; wenn man uns aber vorplaudern wollte, er habe die Kraft von zehn starken Pferden, so würden wir dem Erzähler sicherlich ganz ungläubig bleiben. —

Wir wollen nun versuchen, die Frage zu beantworten: Was ist die Quelle der Neigung zum Wunderbaren, des Wunderglaubens, wodurch die Operationen des Verstandes und der Vernunft fast stets paralysirt werden? Woher

rührt jener allgemeine Hang zum Uebernatürlichen, welcher den Fortschritten der Wissenschaften ein so bedeutendes Hinderniß in Weg legt?

Diese Quelle ist zweifacher Art; einmal, eine fehlerhafte Kindererziehung, durch welche die Phantasie auf Kosten der Vernunft entwickelt wird; dann der instinctive Wunsch, welcher den Menschen eine bessere Lage, als die seinige, einen höheren Grad von Wohlsein, als den, in welchem er sich befindet, wünschen läßt.

Die Kindererziehung ist hinsichtlich der Erzählungen von Wundern und der abgeschmacktesten Märchen leider nur zu oft so schlecht, daß sehr viele selbst gebildete Erwachsene, sich mit aller Macht nicht gänzlich von albernem Aberglauben frei zu machen im Stande sind. Auch findet man nicht selten Männer, besonders häufig aber Frauen, welche ohne weiteres Nachdenken derartige Erzahlungen als baare Münze annehmen und dann schlauen Habgierigen anheim fallen. Und wenn ein Gedanken noch so absurd ist, aber einem jugendlichen Gehirn eingepftopft und vom Vater auf den Sohn weiter erzählt wird, so muß dieser Gedanken zuletzt Wurzel fassen und dann gelingt es der Vernunft und dem Verstande nur in sehr seltenen Fällen, ihn gänzlich auszurotten. So geht es mit allen Vorurtheilen, welche wir mit der Muttermilch auffsaugen; sie begleiten uns durch das ganze Leben, verwachsen mit unserm Organismus und werden zu einer unzerstörbaren Gewohnheit.

Einen interessanten, wenn auch für den Menschenfreund sehr schmerzlichen Fall dieser Art theilte kürzlich eins der geachtetsten deutschen Blätter mit.

Der Instinct, sich ein Wohlergehen, einen Wohlstand zu schaffen, welcher in dem Maße, als die Wünsche befriedigt werden, sich verändert, veranlaßt den Menschen, unabläßig seine Hoffnungen auf die Zukunft zu gründen. Wird dieser Instinct nicht durch die Vernunft geregelt, so macht er die Menschen leichtgläubig, abergläubisch, zn Verehrern von Wundern und gegen die offenkundigsten Wahrheiten fast ganz indifferent, so daß sie sich nur von Illusionen, knabenhafter Furcht und imaginären Hoffnungen nähren.

„Diese Art zu sein und zu fühlen," sagt der große Naturforscher Lamarck, „ist bei weitem den meisten Individuen aller Länder eigen und giebt Klügeren und Gewandteren die Mittel zur Täuschung zum Mißbrauch und zur Beherrschung anderer Individuen an die Hand. Es wurde ihnen dadurch leicht, die ursprünglich zur Erhaltung und zum Vortheil und Wohlsein der Gesellschaft gegründeten Institutionen in absolute Macht zu verwandeln. Wir können daher die Mehrzahl der moralischen Uebel, welche wir bei dem socialen Menschen finden, nur der Unwissenheit, der Unkenntniß der Dinge und dem sehr engen Gedankenkreise zuschreiben, in welchem seine Individuen leben."

Wir dürfen wohl nicht fürchten, die Geistlichkeit zu verletzen, wenn wir hier zu dem Schlusse gelangen, daß es in vielen Fällen sehr gut sein dürfte, wenn sie Alles, was der Sphäre des Wunderbaren angehört, in dem Probirofen der Vernunft prüften, sie würden sehr bald das Richtige oder das Erlogene dieses vermeintlich Uebernatürlichen erkennen. Bei unsern gewöhnlichen, bei unsern häuslichen Angelegenheiten beständig Gott und Teufel in Bewegung zu setzen, zeugt sicherlich von wenig Ehrerbietung und heißt, die wunderbaren intellectuellen Fähigkeiten, mit denen der Schöpfer unser Geschlecht begabt, zu völliger Nullität verdammen.

Gehen wir von dem erhabenen Gedanken einer in ihrer Vollkommenheit unendlichen schöpferischen Macht aus, so wird es uns klar, daß die Werke dieses Schöpfers an seiner Vollkommenheit Antheil haben müssen und daß daran Nichts verändert werden kann, denn jede Veränderung an einem Werke setzt die Erkenntniß einer Unvollkommenheit oder einer einzuführenden Verbesserung, somit Unvorsichtigkeit, Unwissenheit von Seiten des Schöpfers voraus und dies würde hier Lästerung, Blasphemie sein! Gott hat einmal befohlen, sagt der Philosoph Seneca, und seitdem gehorcht er sich selbst.

Dies Alles beweis't, daß das phantastisch Wunderbare, das absurde Uebernatürliche den unveränderlichen metaphysischen Wahrheiten widerspricht; man kann sie deßhalb vernünftiger Weise nur als einen eigennützigen Betrug oder als die Ausgeburt einer delirirenden Phantasie betrachten.

Wozu nützen der menschlichen Gesellschaft Leute, welche ihre Zeit damit zubringen, solche absurde Märchen zu erfinden, mit Geistern Umgang zu pflegen, Menschen, die den Boden, welcher sie ernährt, verlassen für eine Welt der Chimären? Heißt das nicht ein Leben, welches sie zum Nutzen ihrer Mitgeschöpfe zubringen könnten, auf die sterilste Weise zu verwenden? Merkwürdig ist es dabei, daß diese scheinbar so demüthigen Träumer von Stolz und Hochmuth angeschwollen sind und unsre naturforschenden Celebritäten für Unwissende erklären. Die armen, die bedauernswerthen Zwerge!

Schließlich wollen wir allen Denen, welche durch die moderne dämonologische Literatur etwas erschreckt und außer Fassung gebracht sein sollten, eine aufmerksame Lectüre des mehrerwähnten Werkes vom Grafen Agenor de Gasparin: „Das Tischrücken, das Uebernatürliche im Allgemeinen und die Geister," auf das Angelegentlichste empfehlen. Der Verfasser macht keinen Anspruch auf strenge Wissenschaft, giebt aber vielfache Beweise einer großen Bildung; er überhäuft seine Gegner nicht mit Schmähungen, wie es die Dämonologen thun, sondern er erdrückt sie mit der Wucht seiner Logik. Die Offenheit, die ungeschminkte Einfachheit seiner Darstellung beseitigt jeden Zweifel; seine Citate sind nicht verstümmelt; er theilt die Thatsachen in ihrem ganzen Umfange mit, unterwirft sie der sorgfältigsten Analyse, entkleidet sie jeder willkührlichen Zuthat von Uebernatürlichem und stellt sie ihrem wahren Werthe nach dar. Das Werk birgt eine Fülle der verschiedenartigsten Kenntnisse und wird für alle Zeiten ein Denkmal der Vernunft gegenüber den Verirrungen der Phantasie sein; nach unserm Dafürhalten ist es eine wahre Wohlthat für die Jetztzeit. Ein weit besser passender Titel, für dieses Buch, namentlich seinen Zweck richtiger bezeichnen dürfte, als der bescheidne, den der Verfasser wählte, würde sein: „Gegengift gegen den Aberglauben, welchen man in unsrer Zeit von Neuem in der menschlichen Gesellschaft zu verbreiten suchte." — —

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Schlußbemerkungen. — Ueberreizung des Gehirnes; — fixe Ideen. — Störungen der Innervation und dadurch bedingte Störung des Geisteslebens — Neurosie der intellectuellen Sphäre. — Visionen, Hallucinationen; Manie; Wahnsinn.

Wir wollen, indem wir dem Gebiete der Heilkunde einige Krankheiten entnehmen, denen daß menschliche Gehirn unterworfen ist, zu beweisen suchen, daß die in früheren Capiteln besprochnen Geräusche geheimnißvollen Töne und Stimmen, die cherubinischen und diabolischen Erscheinungen ꝛc. einzig und allein im Gehirne der Visionäre sich befinden. Wir werden dem Leser ganz klar nachweisen, daß gewisse außergewöhnliche Erscheinungen, welche ihren Grund in Ueberreizung des Gehirns und Geisteszerrüttung hatten, in den Jahrhunderten der Unwissenheit und des Aberglaubens zum Nutzen gewisser Kasten und Stände ausgebeutet und übernatürlichen Ursachen zugeschrieben wurden*).

Die Bildung des Gehirnes, Erziehung, Vorwalten gewisser Gedankenkreise und der erworbene Glauben haben stets einen unbedingten Einfluß auf die Krankheiten der intellectuellen Sphäre. In einem gesunden Gehirne verketten sich die Gedanken in einer regelmäßigen Weise; der Zusammenhang in der Ideenverbindung und ihre gesetzmäßige, normale Aufeinanderfolge erzeugen die Vernunft, logisches Schließen, das Raisonnement. — In einem schlecht gebildeten, kranken, oder nicht normal functionirenden Gehirne ist die Gedankenverkettung fehlerhaft,

*) Eine genauere Entwickelung dieses und verwandter Gegenstände findet man in dem so interessanten, als lesenswerthen Buche: „Colquhoun, historische Enthüllungen über die geheimen Wissenschaften aller Zeiten und aller Völker." Bearbeitet von Dr. Hugo Hartmann. Weimar, Voigt.

unzusammenhängend; daraus resultirt eine Veränderung der Vernunft, Manie, Wahnsinn.

Die Monomanieen sind im Allgemeinen der getreue Ausdruck gewisser eingewurzelter, unabläßig wiederkehrender Ideen, welche zuletzt eine krankhafte Ueberreizung des Gehirnes hervorrufen. Ist diese Ueberreizung bleibend geworden, so nimmt jene fixe Idee eine bestimmte Form an, welche eben die Monomanie ausmacht, indem sie das Individuum nicht minder verläßt. Man wird zugeben, daß Blind- und Taubgeborne keine richtige Vorstellung von Farben und Tönen haben können; so müssen wir auch zugeben, daß eine Idee, eine Vorstellung, welche nie im Gehirne eines Menschen existirt hat, bei ihm auch nicht Monomanie erzeugen kann. Ein Gedanken, der mir fremd bleibt, kann nie zur Ursache einer Geistesstörung bei mir werden.

Die Ursachen der Neurosen des Gehirnes, einer gewissen Klasse der Geisteskrankheiten sind dennoch Vorstellungen, die in Folge ihrer übermäßigen Entwickelung, ihrer langen Dauer und ihrer Intensität die normale Thätigkeit des Denkvermögens zerrissen und das Zusammenhängende in der Gedankenverknüpfung zerstört haben. Mit andern Worten: die übermäßige Entwickelung der Idee bedingt Ueberreizung eines bestimmten Punctes im Gehirne mit Hypertrophie desselben und daraus hervorgehende Schwäche, später aber Atrophie des Organs der Vergleichung.

In Irrenanstalten findet man Individuen, welche sich einbilden, sie seien Generale, Kaiser, Gott, Teufel ꝛc; Manche sind überzeugt, sie beständen aus Glas, und wären so zerbrechlich, daß sie aus Furcht, in Stücken zu gehen, nicht wagten, sich zu bewegeu. Andere wieder glauben, sie wären Butter, und fliehen das Feuer, die Sonne, aus Furcht, sie könnten zerschmelzen. Noch Andere glauben Fische, Vögel, Amphibien zu sein, und ahmen deren Bewegungen nach; diese halten sich für Bären, Löwen, Wölfe ꝛc. und nehmen die Gewohnheiten dieser Thiere an; Jene glauben, sie seien nackend und verbergen sich, meiden die Blicke Anderer und hocken in einem Winkel. Wieder Andere denken, ihr Gesicht sitze auf der Rückseite ihres Körpers; Manche bilden sich ein, sie hätten einen

Frosch, eine Eidechse &c. in ihrem Magen; sie fühlen sogar die Bewegungen derselben. Ja, eine Stuhlvermietherin der Kirche St. Sulpice zu Paris gestand weinend, sie habe ein ganzes Concilium von Bischöfen in ihrem Unterleibe, und müßte schrecklich abhalten, denn die geistlichen Herren stampften immer so stark mit den Füßen auf. — Kurz, man könnte dicke Bände mit den Erzählungen von den bizarren Verirrungen, von den mehr oder weniger gefährlichen Geistesstörungen, welche unsre Irrenanstalten in sich bergen, anfüllen!

Bei Frauen bildet der durch Aberglauben erzeugte Schreck und religiöse Exaltation sehr häufige Ursachen von Geisteskrankheiten, wie die statistischen Tabellen der Irrenhäuser beweisen. Offenbar liegt der Ausgangspunct dieser Störungen in dem Organe der Sucht nach dem Wunderbaren, welches zum Sitze einer permanenten Ueberreizung geworden ist. Diese Ueberreizung zieht das gesammte vitale Fluidum auf Kosten der übrigen Gehirnpartieen an sich und concentrirt es; Urtheilskraft und Unterscheidungsvermögen bleiben unthätig; die Ideen des Wunderbaren entwickeln sich ungehindert immer mehr; nach kurzer Zeit entstehen Hallucinationen und die Manie ist fertig.

Die Manie des Wunderbaren existirt gewöhnlich ohne gleichzeitige wahrnehmbare materielle Veränderung des Gehirnes; der Glauben an übernatürliche Erscheinungen, welcher dem Kinde eingeprägt worden ist, wird zur Gewohnheit, zu Fleisch und Blut, und bleibt bis zum Tode.

Es ist wahrlich an der Zeit, aus dem Jugendunterrichte Alles zu verbannen, was auf diese Weise störend in den physischen und geistigen Organismus eingreifen kann.

Auch die absurdesten Dinge fassen, wenn sie Jahrhunderte lang immer wieder aufgetischt und gelehrt werden, endlich im Schooße der Völker Wurzel und gelten für ausgemachte Wahrheiten oder wenigstens für sehr wahrscheinlich. Abgesehen von den Völkern des Alterthums, welche allerdings viel abergläubischer waren, als wir, so finden wir doch bei den Völkern der Neuzeit Traditionen, welche von jeder Wahrheit so fern sind, daß etwas gesunder Menschenverstand allein hinreichend ist, sie als lächerliche Fabeln und die daran Glaubenden als

Einfallspinsel erster Klasse, als abergläubische Tröpfe, zu erkennen. Leider kommt es nur zu oft für die Sache des Fortschrittes vor, daß gebildete, urtheilsfähige Leute ein Interesse daran haben, das Absurde aufrecht zu erhalten; Andere fürchten es zu bekämpfen; diese könnten die Vorurtheile vernichten, jene könnten den Irrthum aufklären; Alle aber schrecken vor der Mühe oder der Verlegenheit zurück, welche ihnen diese Arbeit verursachen würde, und finden es bequemer, es bei dem alten Schlendrian bewenden zu lassen. Wieviel Unwahrheiten, wieviele schamlose Lügen sind als Wahrheiten angenommen und, wie sie gekommen, so auch weiter verbreitet worden!

Jede Epoche der Geschichte der Menschheit hat ihre moralischen Seuchen. Was man sonst verehrt haben würde, verspottet man heut; so will es der verhängnißvolle Gang des Fortschrittes. Wer glaubt heutzutage an Najaden Dryaden, Oreaden? Wer glaubt an die Auguren und Wahrsager, welche bei den Alten in so hohem Ansehen standen? Und doch entschieden sie mittelst einer einfachen Beschauung eines ausgeweideten Thieres über Krieg und Frieden! — Geben diese unbestrittenen Thatsachen nicht ein blutiges Epigramm auf die menschliche Vernunft?

„Hätten nicht ganze Nationen existirt," sagt Beaucobel, „welche Thiere schlachteten, um in ihren Eingeweiden die Zukunft zu lesen, würde man dann nicht glauben, daß man ein Narr sein müßte, um sich einbilden zu können, daß die Natur ihre Geheimnisse in den Bauch eines Bockes oder einer Ziege verborgen habe? Man hatte volles Recht zu einem solchen Glauben, und ich betrachte diese Völker als von einer Art Wahnsinn ergriffen." Ebensogut hätte er aber auch hinzufügen kännen, daß Europa im Mittelalter von einem Dämonen- und Hexenwahnsinn ergriffen war. Der Bildungsgrad der Einen ist der Maßstab für die Unwissenheit der Andern; dies lehrt uns die Culturgeschichte aller Zeiten und aller Völker!

Zu den hallucinirenden Geisteskranken gehören auch die Visionäre, die Inspirirten, welche die Stimme eines guten oder bösen Engels vernehmen, und mit den Bewohnern des Himmels und der Hölle in Verbindung stehen. Diese

Hallucinationen sind stets von materiellen Veränderungen im Gehirne bedingt, mögen diese nun Folge physischer, oder psychischer Einwirkungen sein. Namentlich ruft ein ascetisches Leben eine Disposition zu dieser Krankheit und die Krankheit selbst hervor; Epidemieen von Ascetismus sind wahre Geißeln der Staaten, denn sie berauben dieselben, ohne irgend einen Ersatz dafür zu geben, einer Menge kräftiger Arme, welche ihnen vom größten Nutzen hätten sein können. Die Geschichte ist auch hier wieder eine warnende Lehrerin; sie beweis't uns, daß die Völker, unter denen diese Pest Verbreitung fand, ihren Wohlstand und ihre Macht schwinden sahen und dem Untergange anheimfielen.

Zu den pathologischen Resultaten des ascetischen Lebens der Mönche, Anachoreten, Einsiedler ꝛc. gehört die Concentrirung des Nervenaffluxes auf einen einzigen Punct des Gehirnes, wodurch Schwindel, Visionen und Hallucinationen erzeugt werden. Jene Individuen glaubten auch stets mit Wesen einer andern Welt in Verbindung zu stehen; sie erblickten dieselben aber, was wohl zu beachten ist, stets in Formen und in Kleidungen, welche ihre Phantasie ihnen verlieh; denn von Dem, was immateriell ist, kann man sich keine Vorstellung machen. Dr. Leuret bemerkt über diesen Gegenstand: „Die, welche die Wirklichkeit der Visionen zugaben, irrten, aber sie irrten auch nur; Die, welche die Visionen hatten, täuschten sich ebenfalls, wie Jene, überdies waren sie verrückt, denn in ihnen selbst lag eine nicht zu beseitigende Ursache des Irrthums; sie bemerkten ungewöhnliche Erscheinungen, für welche sie besondere, ganz regellose Intelligenzen schufen und lebten in einer phantastischen Welt, aus welcher sie durch ein vernünftiges Raisonnement nicht herausgerissen werden konnten. Bei unsern Vorfahren trug der Stand der Geistesausbildung zu der Entstehung häufiger Visionen in bedeutendem Grade bei; allein eine Krankheit hört aus dem Grunde, daß sie von einer allgemeinen Ursache bedingt wird, doch nicht auf, Krankheit zu sein, und da zwischen den Visionären von sonst und den Visionären von jetzt ein wesentlicher Unterschied nicht existirt, so müssen beide Kategorien zu den Geisteskranken gerechnet werden.“ —

Wir schweigen hier von dem „erhabenen“ Character der Unterredungen dieser Geisterseher mit den Geschöpfen dieser Einbildungskraft; von der Sublimität des Stils in ihren Schriften; das würde vielen Lesern zu odiös werden. Doch ist dieser Stil der Visionäre immer noch Kleinigkeit gegen die transcendentale Ausdrucksweise der Asceto-Mystiker, welche sich zu eignem Gebrauche die nur ihnen selbst und ihren Eingeweiheten verständlichen Glossarien bildeten. Dieser unverdauliche Wortschwall, dieser mystische Galimatias, diese schreckliche Artillerie von Worten erweckt bei jedem Unbefangenen den Gedanken, daß die Urheber geisteskrank sein müssen; Patienten ebenso gut, als Tobsüchtige und Rasende. — Früher sah man in den Geistesstörungen und in den meisten Nervenkrankheiten die Dazwischenkunft eines Engels oder eines Teufels; heutzutage trägt die medicinische Physiologie diesen außergewöhnlichen Erscheinungen Rechnung.

Und gerade darüber, daß die Physiologie die natürlichen Ursachen dieser Störungen in den intellectuellen Functionen nachgewiesen und veröffentlicht hat, sind unsre modernen Zauberer, Hexenmeister und Dämonologen so ereifert; weil unsre Gelehrten die Menschheit von der Eiterbeule des Teufelsspuks und Hexenwesens befreiet haben, toben sie gegen die Ersteren und kläffen sie an. Toleranz scheinen diese Herren Geisterbanner nicht zu kennen; ihre Schmähungen zeugen von wenig Bildung und Geschmack. Wollen sie zugeben, daß ihre Unkenntniß in der Physiologie und Pathologie sie von dem Rechte, in dieser Frage ein Urtheil zu fällen, ausschließt, so mögen sie sich mit dem Range des Historikers begnügen und ihre Aufzeichnungen werden uns zu Dank verpflichten. Sie mögen, wenn sie Vergnügen daran finden, neben Männern wie Bodin, Del-Rio, Boquet, De Lancre, Carré de Montgeron, Dom Calmet und andern passionirten Dämonologen Platz nehmen; sie mögen ihre Träumereien denen mittheilen, welche Geduld genug besitzen, sie anzuhören; wohl aber mögen sie sich vor Intoleranz und niedrigen Schmähungen hüten, denn solche Waffen sind gegen den Geist machtlos und vernichten stets die, welche sich ihrer bedienen. —

Wer

Bonaventura, Isidor

Die Mysterien des Schlafes und Magnetismus oder Physik und Physiologie des natürlichen und des magnetischen Somnambulismus eine auf naturwissenschaftliche Principien gestützte rationelle Erklärung der Phä nomene des Schlafs und Traumes, der Ekstase und Sehergabe, der Hallucinationen und Visionen, der electrobiologischen Erscheinungen, der

Weimar 1856